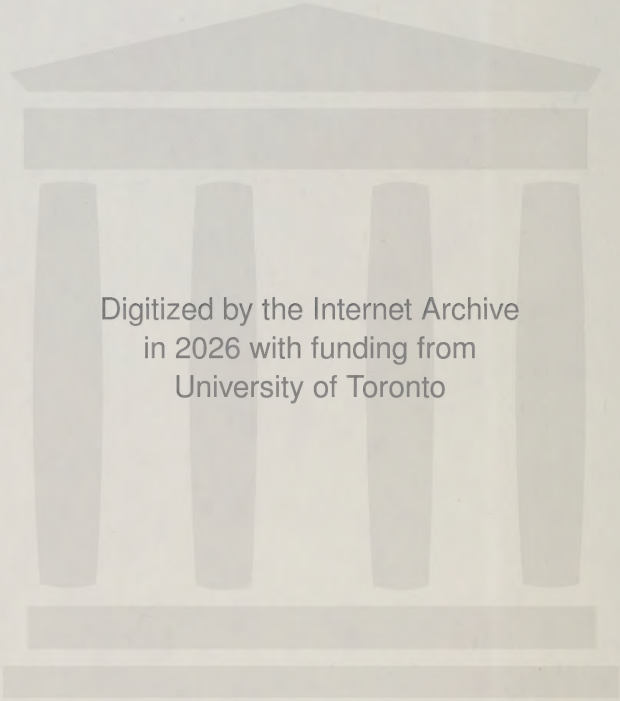
3 1761 06977609 4


Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/knigkarlvonrumni0000lind

(51)

317

Carnot

König Karl von Rumänien

Ein Lebensbild

dargestellt unter Mitarbeit des Königs

von

Paul Lindenberg

ERSTER BAND

Mit einem Titelbild und 240 Abbildungen im Text

1923

HAFEN-VERLAG G·M·B·H / BERLIN

LIBRARY
DEC 12 1975
UNIV OF TORONTO

DL
.A45
L5
Vol. 1

Vorwort.

Bücher haben bekanntlich ihre Schicksale, dieses Buch hat sein besonderes. Bis auf die letzten Abschnitte war es fertiggestellt und lag größtenteils schon gedruckt vor, als der Weltkrieg ausbrach und die Vollendung hinderte. Dem, der sein Zustandekommen so aufmerksam verfolgt, dem König Karl, konnte es nicht mehr im abgeschlossenen Gewande vorgelegt werden, er schläft den Ewigkeitsschlummer seit dem Winter 1914 in der stillen Gruft von Curtea de Argesch, an der Seite seiner einst so liederfrohen, rheinblütigen Gemahlin. Aber das mähliche Reifen der Arbeit hat er mit innigster Anteilnahme begleitet, hat, bis auf den Schluß, sämtliche Korrekturen durchgesehen, sie, wo er es nötig hielt, ergänzt, oft durch eingehende Ausführungen, die namentlich die politischen Verhältnisse der Jahre 1910 bis 1914 betrafen. Mit dem gleichen Interesse sorgte er für neuen Bilderschmuck, jenen der beiden ersten Auflagen des Buches umfassend ergänzend, und stellte mir, als ich im Frühling 1914 zum letzten Male bei ihm weilte, verschiedene seiner Tagebücher zur Verfügung. Auch damals, wie oft bei meinen häufigen Besuchen in Bukarest und Sinaia seit dem auf Einladung des Königs erfolgten ersten Aufenthalt in Rumänien, um an den Festen zu Ehren Kaiser Franz Josephs im September 1896 teilzunehmen, aus dem so reichen Schatze seiner Erinnerungen bereitwillig spendend.

Nun gehe das Werk hinaus, das, ohne geschichtliches Uebergewicht, in volkstümlicher Darstellung das Lebensbild jenes Fürsten zu zeichnen bestrebt ist, der fast fünf Jahrzehnte hindurch das Steuer des rumänischen Staats-

schiffes mit seiner kundigen Hand geführt, es durch brandende See gelenkt und vor manchen scharfen Klippen bewahrt, bis er selbst, dieser treue, pflichterfüllte, nur das Wohl seines Volkes erstrebende Steuermann, sein tragisches Ende fand.

Ueber diesen Ausklang eines so inhaltvollen Daseins, das neben allem Großen und Wechselvollen nicht des romantischen Schimmers entbehrte — wie ja auch dieser Ausklang schon romanhaft ausgeschmückt wurde — standen mir wichtige Quellen zur Verfügung, ebenso, aus dem Geheimarchiv des Auswärtigen Amtes in Berlin, über die Vorgänge im Schlosse Pelesch gelegentlich des dort stattgefundenen bedeutsamen Kronrates.

Liebe und Hingebung waren meine Wegführer durch die mannigfach ereignisvollen Geschicke dieses langen, erfolgreichen Lebens eines Fürsten, der, hochhervorragend durch seine persönlichen Eigenschaften, schlicht und aufrichtig in seinem ganzen Wesen, nach großem Vorbild der erste Bürger des von ihm geschaffenen Staates war, aber nie darüber seine deutsche Abstammung vergaß und seinem Heimatlande treue Anhänglichkeit bis zu seinem Tode bewahrte.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erster Abschnitt. **Jugendzeit** 1

Die Hohenzollern. — Hohenzollern-Sigmaringen. — Prinz Karl von Hohenzollern. — Die Großeltern und Eltern. — Die Jugendjahre des Prinzen. — Das Jahr 1848. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern, sein deutsches Wesen und Wirken. — Die Abdankung. — Ernste Worte. — Das größere Vaterland. — Prinz Karl in Dresden. — Sein Wesen und Streben. — Das Offiziersexamen.

Zweiter Abschnitt. **Jünglingsjahre** 21

Prinz Karl Seconde-Leutnant bei der Garde-Artillerie. — Der junge Prinz. — Väterliche Worte und Mahnungen. — Trennung von der Schwester Stephanie. — Fürst Karl Anton als Minister-Präsident. — Wie der Fürst seine Aufgabe auffaßte. — Militärdienst und Reisen des Prinzen Karl. — Besuch von Algier und Paris. — Im II. Garde-Dragoner-Regiment. — Der Feldzug 1864. — Prinz Karl als Ordonnanz-Offizier beim preußischen Kronprinzen. — Kriegerische Ereignisse. — Im Feuer. — Wieder in Berlin. — Das Jahr 1866 bricht an.

Dritter Abschnitt. **Rumäniens Entwicklung** 56

Rückblicke. — Die Entstehung Rumäniens. — Das rumänische Volkstum. — Moldau und Walachei. — Das Verhältnis zur Pforte. — Die Herrschaft der Phanarioten. — Politischer Verfall und wirtschaftlicher Niedergang. — Der neue Staat Rumänien. — Fürst Alexander Kusa. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Der Sturz Kusas. — Proklamation der provisorischen Regentschaft. — Das Verlangen nach einem fremden Fürsten. — Nationales Hoffen und Sehnen. — Die Wahl des Grafen von Flandern. — Napoleons Widerstand. — Dem Prinzen Karl von Hohenzollern

Seite

wird die Krone angetragen. — Unsicherheit der Lage. — Der Aufruf des Bürgermeisters von Bukarest. — Volksabstimmung. — Ihr glänzendes Ergebnis. — Eine frohe Botschaft. — Es lebe Karl I.!

Vierter Abschnitt. **Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien erwählt** 100

Prinz Karl in Düsseldorf. — Der Besuch Joan Bratianus. — Dem Prinzen wird die Krone Rumäniens angeboten. — Bedenken und Bedenkzeit. — Die Denkschrift des Fürsten Karl Anton. — Prinz Karl wieder in Berlin. — Die ersten Nachrichten der Wahl. — König Wilhelms Stellung zur Fürstenfrage. — Prinz Karl beim Minister-Präsidenten von Bismarck. — Bismarcks zustimmende Haltung. — Prinz Karl beim König Wilhelm. — „Gott behüte Dich!". — Abschied des Prinzen von Berlin und Aufenthalt in Düsseldorf. — Die Entscheidung! — Prinz Karl von Hohenzollern.

Fünfter Abschnitt. **Die Wahl des Prinzen Karl und die öffentliche Meinung in den Hauptstädten der Großmächte.** 120

Sechster Abschnitt. **Die Fahrt nach Rumänien und Eintreffen in Bukarest** 132

Abschied. — Prinz Karl verläßt das Elternhaus. — Die Fahrt nach Rumänien. — In Salzburg und Wien. — Unfreiwilliger Aufenthalt. — Auf der Donau. — Ankunft in Turnu-Severin. — Der erste Empfang. — Der Einzug in Bukarest. — In der Metropolie und der Kammer. — Ansprache des Fürsten Karl. — Vereidigung der Truppen. — Kriegerische Gerüchte.

Siebenter Abschnitt. **Schwere Tage** 155

„Der Prinz ist rastlos beschäftigt." — Vom Zustand des Landes. — Berichte der Minister. — Folgen der Kusaschen Mißwirtschaft. — Land und Leute in zeitgenössischen Schilderungen. — Bukarest im Jahre 1866. — Gegensätze. Die Nachricht vom Heldentod des Prinzen Anton. — Fürst Karl von Rumänien.

Achter Abschnitt. **„Helfen wir uns selbst, Rumänen!"** . . 175

Die erste Proklamation des Fürsten Karl. — „Helfen wir uns selbst, Rumänen!" — Innere und äußere Schwierig-

Seite

keiten. — Das persönliche Auftreten des Fürsten. — Arbeit und Tageseinteilung. — Die Reise zum Sultan. — Aufenthalt in Konstantinopel. — Gute Ergebnisse. — Schwierigkeiten der Regierung. — Sorgenvolle Tage und Jahre. — Der Fürst und die Bevölkerung. — Fortschritte in Bukarest. — Die Reorganisation der Armee. — Eisenbahnbauten. — Neue innere Hemmnisse und ausländische Verleumdungen. — Es geht langsam vorwärts. — Ein Umschwung zum Besseren. — Fürst Karl besucht Kaiser Alexander II. — Die Reise nach Deutschland.

Neunter Abschnitt. **Brautfahrt und Vermählung** 215

Die Reise nach der Heimat. — In Wien und München. — Auf der Weinburg und in Baden-Baden. — Die spanische Thronfrage. — Der Aufenthalt in Paris. — Begegnungen mit Kaiser Napoleon. — In Cöln. — Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth zu Wied. — Die Prinzessin, ihre Erziehung und ihr Charakter. — Vermählung. — Das junge Paar. — Fahrt nach Rumänien. — Eintreffen in Bukarest.

Zehnter Abschnitt. **Die Jahre der Prüfung** 254

Das fürstliche Paar. — Häusliches Glück. — Die Eisenbahnsorgen. — Innere Gegnerschaft und äußere Ränke. — Trübe Stunden. — Die Aufrollung der spanischen Thronfrage. — Rumänien und Frankreich. — Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. — Rumänische Hetzereien. — Die Geburt der Prinzessin Marie. — Rücktrittsgedanken des Fürsten Karl. — Der 22. März 1871 in Bukarest. — Fürst Karl will abdanken. — Pflichttreue und Vaterlandsliebe geben den Ausschlag. — Das neue Ministerium.

Elfter Abschnitt. **Rumäniens innere Entwicklung** 282

Der Umschwung zum Besseren. — Reise des Fürstenpaares nach der Moldau. — Guter Ausfall der Wahlen. — Sommeraufenthalt in Sinaia. — Idyllische Wochen. — Das Eisenbahn-Gesetz. — Die nächsten Jahre. — Ruhige Entwicklung. — Wieder in Sinaia. — Bestimmung des Schloßbaues. — Hinscheiden der Prinzessin Marie. — Tiefe und allgemeine Trauer. — Fortschritte in Bukarest und im Lande. — Grundsteinlegung des Castel Pelesch. — Fürstin Elisabeth.

Seite

Zwölfter Abschnitt. **Carmen Sylva und der Pelesch** . . . 327

Dreizehnter Abschnitt. **Vor der Entscheidung** 338

„Mein Weg ist mir vorgezeichnet!". — Das Jahr 1876. — Drohende Wolken. — Die Gärung am Balkan. — Serbien und Montenegro gegen die Türkei. — Die Haltung Rumäniens. — Der zehnjährige Jahrestag der Thronbesteigung des Fürsten Karl. — Rußlands Kriegsvorbereitungen. — Die Konferenz der Großmächte in Konstantinopel. — 1877 bricht an. — Der russisch-rumänische Durchzugsvertrag.

Vierzehnter Abschnitt. **Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges und die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens** . . 352

Rußland erklärt der Pforte den Krieg. — Die russischen Truppen überschreiten die rumänische Grenze. — Fürst Karls selbständige Politik. — Rumäniens Kriegserklärung. — Die Feier der Unabhängigkeit. — Begeisterte Stimmung. — Mobilmachung. — Fürst Karl in Kalafat. — Die Feuertaufe. — Im russischen Hauptquartier. — Kaiser Alexander II. überträgt dem Fürsten Karl das Oberkommando vor Plewna.

Fünfzehnter Abschnitt. **Fürst Karl Oberbefehlshaber vor Plewna** 385

Die Kriegslage vor Plewna — Bedenken des Fürsten Karl. — Der Fürst im rumänischen Hauptquartier. — Proklamation des Fürsten an die rumänische Armee. — Die rumänischen Truppen gehen über die Donau. — Fürst Karl in seinem Hauptquartier zu Poradim. — Kriegsrat. — Der Angriff auf Plewna. — Sturm der Rumänen auf die Griwitza-Redouten. — Schwere Verluste. Bange Stunden. — Der rumänische Waffenerfolg. — Die Anerkennung Kaisers Alexander. — Die Wochen vor Plewna. — Der Ring schließt sich. — Fürst Karls Oberkommando. — Der Sieg der Rumänen bei Rahowa.

Sechzehnter Abschnitt. **Der Fall Plewnas und Heimkehr des Fürsten Karl** 431

Der 10. Dezember. — Ausbruch Osman Paschas. — Die Rumänen im Feuer. — Osman Pascha ergibt sich. — Begegnung des Fürsten Karl mit Osman Pascha. — Auf dem Schlachtfeld. — In Plewna. — Die russisch-rumänischen Erfolge. — Fürst Karl legt das Oberkommando nieder.

Seite

— Sein Dank an seine Truppen. — Der Ritt über das Leichenfeld. — In Nikopolis. — Auf der Donau. — Die Rückkehr nach Bukarest. — Fürstin Elisabeth als Samariterin. — Beginn des Jahres 1878. — Die Ereignisse am Balkan. — Russisch-türkische Friedensverhandlungen. — Rußland und Rumänien. — Einzug der siegreichen Truppen in Bukarest.

Siebzehnter Abschnitt. **Nach dem Kriege** 466

Russisch-rumänische Auseinandersetzungen. — Die Beschlüsse der Berliner Konferenz. — Bessarabien und die Dobrudscha. — Schwere Zeiten. — Bismarck und Rumänien. — Endliche Lösung. — Regelung der Judenfrage und Rückkauf der Eisenbahnen. — Anerkennung Rumäniens seitens der Großmächte. — Innerer Aufschwung. — Der 22. Mai 1881. — Besuch der deutschen Heimat seitens des Fürstenpaares. — Aufnahme in Berlin. — Beim Kaiser Wilhelm und beim Fürsten Bismarck. — Die Regelung der Erbfolge. — D. Sturdzas Denkschrift.

Achtzehnter Abschnitt. **Erhebung Rumäniens zum Königreich.** 500

Beschluß der Deputiertenkammer, Rumänien als Königreich auszurufen. — Der 25. März 1881. — In der Kammer und im Senat. — Die Huldigung der Deputierten im Palais. — König Karls Rede. — „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ — Die Krönungsfeier am 22. Mai 1881. — Der Krönungszug. — In und vor der Metropolie. — Die Ansprache König Karls. — „Das durch sein eigenes Verdienst gekrönte Rumänien.“

Neunzehnter Abschnitt. **Friedensarbeit** 518

Die Wiedergeburt der Nation. — König Karls Friedensarbeit. — Königin Elisabeth und die Wohlfahrtspflege. — Des Königs Interesse für Künste und Wissenschaften. — Im Bukarester Palais. — Castel Pelesch. — Ein Königsschloß. — Die festliche Einweihung desselben. — Das Leben des Königspaares. — Fürstliche Besuche. — Die Krondomänen. — Reisen des Königspaares — Frohe und trübe Tage. — Die Einweihung der Kirche von Argesch. — Rumänien und Bulgarien. — In der Heimat und Fremde. — Der Tod Kaisers Wilhelm und Kaisers Friedrich. — — Das 25jährige Regierungs-Jubiläum des Königs.

Seite

Zwanzigster Abschnitt. **Die Festigung des Staates** 592

Rumäniens Geltung. — Reisen des Königs. — Die Einweihung der Donaubrücke. — Besuch Kaisers Franz Joseph. — Reiche Anerkennung. — Die Erkrankung des Prinzen Ferdinand. — König Karl in Rußland. — Rumänien auf der Pariser Weltausstellung. — Das Hinscheiden der Mutter des Königs. — Die 25. Wiederkehr der Kämpfe vor Plewna. — König Karl auf bulgarischem Boden. — Die Donaufahrt des Königspaares. — Wieder in der deutschen Heimat. — Innere und äußere Erfolge. — In Konstanza. — Die Entwicklung der Dobrudscha. — Tod des Fürsten Leopold von Hohenzollern.

ERSTER ABSCHNITT.

Jugendzeit.

Die Hohenzollern. — Hohenzollern-Sigmaringen. — Prinz Karl von Hohenzollern. — Die Großeltern und Eltern. — Die Jugendjahre des Prinzen. — Das Jahr 1848. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern, sein deutsches Wesen und Wirken. — Die Abdankung. Ernste Worte. — Das größere Vaterland. — Prinz Karl in Dresden. — Sein Wesen und Streben. — Das Offiziersexamen.

Ein kerndeutsches, ritterliches Geschlecht ist's, jenes der Hohenzollern, deren Stammburg fest und erhaben von waldumgebenen, hochragenden Bergesgipfeln der Rauhen Alb auf fruchtbare Auen herabschaut, ein treues Abbild jener unerschrockenen und zielbewußten Helden, die jahrhundertelang hier herrschten und für Kaiser und Reich oft die blinkenden Schwerter zogen, denn ihr Wappenspruch: „Allweg gut Zolre", er bedeutete zugleich: „Allweg gut Deutsch".

Wo die ersten Herren von Zollern gesessen, ist cht nachzuweisen; wir wissen nur, daß es ein altes, ıgesehenes, wahrscheinlich dem Schwäbischen Her- gshause der Burchardinger entstammendes Ge- hlecht ist, dessen Mitglieder, soweit man überhaupt

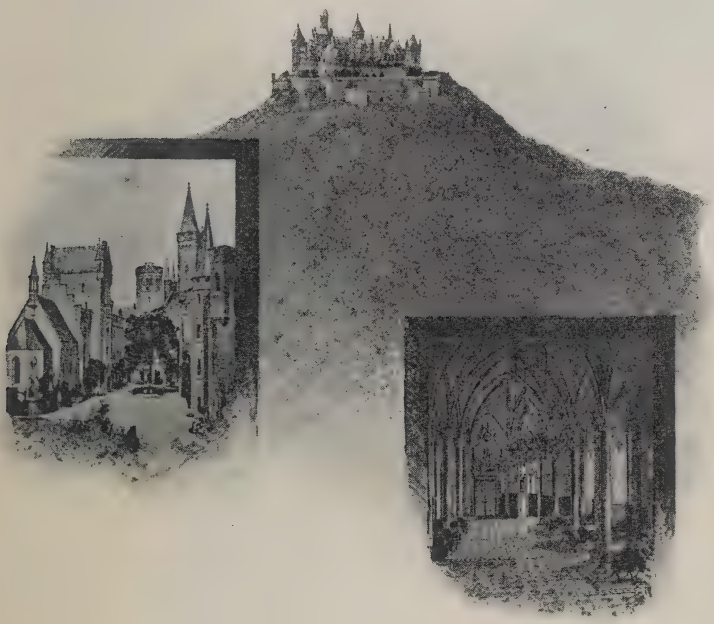
die Spuren verfolgen kann, sich stets in Krieg und Frieden hervorgetan, so manche von ihnen den Heldentod erleidend für des alten Deutschen Reiches Herrlichkeit. Geschichtlich bekundet treten im Jahre 1061 zwei Grafen von Zollern auf, Burkardus und Wezilo. Der Stamm des letzteren erlosch bald; der des ersteren trieb viele Reiser, die wiederum mehrere Linien bildeten. Ein hochstrebender, pflichtbewußter Herr, Friedrich III., ward Burggraf von Nürnberg und Stammvater der

Burg Hohenzollern vor ihrem Wiederaufbau.

fränkischen (späteren preußischen) und schwäbischen Linie. Die Sprossen der letzteren saßen auf dem „hohen Zolre", den bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine stattliche Burg krönte, von der freilich nur wenig in den von König Friedrich Wilhelm IV. angeregten und eifrig geförderten Neubau übernommen ward. Am 3. Oktober 1867 fand in Gegenwart König Wilhelm I., des Kronprinzen und des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, sowie vieler Mitglieder des Hohenzollernhauses die feierliche Einweihung der Burg statt. Einen kühnen Flug hatte der Zollernaar genom-

men, an der Ost- wie Nordsee horstete er, und selbst in fernem Lande, in Rumänien, hatte ein junger und wagefroher Sproß, Fürst Karl von Hohenzollern, sich bereits ernste Geltung verschafft. Erfüllt war der Spruch, der über dem Adlertor der Burg eingemeißelt:

„Vom Fels zum Meere weht der Zollern Fahne,
Und auch die blaue Salzflut grüßen ihre Farben." —



Burg Hohenzollern nach ihrem Wiederaufbau.
Burghof. Grafensaal.

Jene schwäbische Linie, von der eben gesprochen wurde, zergliederte sich wiederum in zwei fürstliche Zweige, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von denen die erstere erloschen, die zweite sich aber desto größerer Blüte erfreut. Der Stammsitz derselben wurde das traulich-anheimelnde Sigmaringen mit dem stattlichen Fürstenschlosse, von

Westtor
der Burg Hohenzollern.

dem jederzeit ein Quell reichen deutschen Lebens und Strebens entflossen. Auf mächtigen Felsen türmt sich oberhalb der Donau das Schloß auf, ein gewaltiger, trutziger Bau, dem man ansieht, daß er nicht einheitlichem Plan entsprungen, und daß oft auf lange Zwischenräume, in denen die Besitzer zum Schutze des deutschen Bodens das Schwert gezogen, schaffenslustige Zeiten folgten; aber alles trägt den Stempel des Echten und Rechten, des Braven und Mannhaften. Und nicht nur von einem tapferen Geschlecht künden diese Zinnen und Räume, auch von einem kunstfreudigen; sind doch die Kunst-, Waffen- und Altertumssammlungen erlesenster Art mit tiefer Liebe und fördersamem Verständnis, hauptsächlich vom Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und dessen Sohne Leopold, zusammengebracht.

„Was ist denn das dort für ein altes Nest?“ soll der erste Napoleon gefragt haben, als er das hochragende graue Sigmaringer Schloß erblickte, und als Antwort soll ihm erklungen sein: „Sire, es ist der Horst des Schwarzen Adlers“. Seltsamer Zickzack der Weltgeschichte, denn enge verwandtschaftliche Bande verknüpften

Rampenturm
der Burg Hohenzollern.

später diese Hohenzollernlinie mit der Familie Napoleons, und der dieser Verbindung entstammende Erbprinz Leopold ward 1870 die unschuldige Ursache zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges und zur Zertrümmerung des zweiten Kaiserreiches.

Die Adoptivtochter des ersten französischen Kaisers, Stephanie von Beauharnais, die Napoleon an Kindesstatt angenommen — „als unsere Tochter soll

Schloß Sigmaringen im Jahre 1839.

sie alle Vorrechte genießen, die ihrem Range zukommen, soll insbesonders bei allen Empfängen, Festlichkeiten und bei der Hoftafel an Unserer Seite Platz nehmen, und, für den Fall, daß Wir nicht zugegen sind, zur Rechten Ihrer Majestät der Kaiserin sitzen", heißt es in dem Erlaß des Kaisers vom 2. März 1806 für die Prinzessin Stephanie Napoleon — wurde die Gemahlin des Kurprinzen, späteren Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden, und ihre Tochter Josephine vermählte sich am 21. Oktober 1834 mit dem damaligen Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, mit ihm die glücklichste Ehe führend.

Letzterer entsprossen vier Söhne, die Prinzen Leopold, Karl, Anton und Friedrich, sowie zwei Töchter, Stephanie und Marie.

Der zweite dieser Söhne, Prinz Karl, wurde am 20. April 1839 in Sigmaringen geboren. Sein Großvater, der regierende Fürst Karl, hob ihn aus der

Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

Taufe und gab ihm seinen Namen, der eng verbunden ist mit jenen der glänzendsten Vertreter dieses Fürstenhauses. Es war damals noch ein patriarchalisches Regiment. Fürst Karl war ein strenger Herr und sah auf sorgsam geregelte und engumschriebene Familiendisziplin, nicht minder auf das Einhalten höfischer Etikette. Ganz anders geartet war sein Sohn,

der Erbprinz Karl Anton, der den Geist der neuen Zeit verstand und ihm damals wie fernerhin in jeder Beziehung Rechnung trug. Er war ein Fürst im besten Sinne des Wortes, ein ganzer, ein treuer deutscher Mann, dessen Denken und Fühlen, Trachten und Handeln immerdar dem großen Vaterland gegolten, dem

Fürstin Josephine von Hohenzollern.

er die wichtigsten Dienste geleistet. In seiner Gemahlin Josephine hatte er die aufopferungsvollste, gleich ihm echt deutsch empfindende Lebensgefährtin gefunden. ‚Mild und weich', so wird sie uns von unterrichteter Seite geschildert, ‚immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge, immer bangend, sowie sie ferne von ihnen war, immer Gnade für Recht

ergehen lassend, sobald eines ihrer Kinder sich i
etwas verfehlt hatte; von tiefster Frömmigkeit und
doch nie frömmelnd, wirkte sie durch ihre Selbstlosig

Die Großherzogin Stephanie von Baden,
geborene Prinzessin Beauharnais.

keit und erwarb sich überall Liebe und Verehrung. Freudig ordnete sie sich ihrem Gatten unter und schaute in frauenhafter Hingebung zu ihm auf, während er sie fast väterlich zu schützen und zu behüten suchte.'

Etwas mädchenhaft Zartes, etwas graziös Schüchternes haftete ihr stets an, und bis zu ihren späten Jahren ging ein eigentümlicher Zauber von ihr aus, der ihr aller Herzen gewann.

So war die Familie beschaffen, in der Prinz Karl, — von dem der Vater in seinen Aufzeichnungen

Prinz Karl, Erbprinz Leopold, Prinzessin Stephanie und Prinz Anton von Hohenzollern.
(Nach einem Gemälde von Sebastian Cornu.)

bemerkte: „er entfaltete sich als ein ungemein anhängliches Kind mit sehr auszeichnender Begabung" — aufwuchs und welche ihm für das ganze weitere Leben leuchtende Vorbilder bot. Der ernste, gemessene, haushälterische und ordnungsliebende Großvater, der ziel- und pflichtbewußte, stets groß denkende und han-

delnde, für Künste und Wissenschaften lebhaft interessierte Vater, der an Preußens aufstrebender Politik tätigsten Anteil nahm, die sorgsame, immerdar um die Ihren bemühte, tief innerlich empfindende gütige Mutter, deren ganzes Sein dem Wohlergehen des Gemahls und der Kinder gewidmet war. Es ging still und gemessen im fürstlichen Haushalt zu, und an lärmenden Zerstreuungen, wie es an anderen Fürstenhöfen viel-

Schloß Weinburg.

fach der Brauch, fehlte es gänzlich. Prinz Karl war ein zartes Kind; die jugendliche Lebhaftigkeit wurde oft gemildert durch eine gewisse Ruhe, die sich schon früh in seinem Wesen zeigte. Von zierlicher Gestalt und fast mädchenhaftem Aussehen, mit leicht gewelltem dunklem Haar, erfreute er sich doch stets einer kräftigen Gesundheit und tummelte sich mit seinen Geschwistern in lustigen Jugendspielen umher, bald in Sigmaringen verweilend, bald in den Sommerschlössern Inzighofen und Krauchenwies. Gelegentliche Be-

suche führten ihn zu seinen Großmüttern, jener schon erwähnten Stephanie, in Umkirch bei Freiburg im Breisgau, wo sie die liebenswürdigste Gastfreundschaft ausübte, oder nach der anmutig am Einfluß des Rheins gelegenen Weinburg zur Großmutter väterlicherseits, Antonia Maria, die, als geborene Prinzessin Murat und Bruderstochter des glänzenden, mit der jüngsten Schwester des ersten Napoleon vermählt gewesenen Marschalls und Königs von Neapel, gleichfalls französischer Abstammung war.

Hier, an den blauen Fluten des Schwäbischen Meeres, mag sich die empfindsame Seele des Knaben mit voller Freude der Natur erschlossen haben, die sich ihm in der friedsamen Landschaft auf das reizvollste zeigte, an geschichtlich-erinnerungsvoller Stätte mit dem weiten Blick auf fruchtbare Ebenen und die ferne Kette der schneegekrönten Alpen. Früh schon äußerte sich bei dem Knaben ein reger Sinn für die Schönheiten der Natur, die er in stiller Träumerei in sich aufnahm und die ihm bereits in jugendlichem Alter weit reichere und stärkere Eindrücke gewährten, als es sonst bei Kindern der Fall. Seine, wie die erste Erziehung seiner beiden ältesten Geschwister, des Prinzen Leopold und der Prinzessin Stephanie, sowie seines zwei Jahre jüngeren Bruders, Prinzen Anton, leitete eine französische Bonne, Mademoiselle Picard, die sich in hohem Grade das Zutrauen der Kinder erwarb, gleich dem geistlichen Rat Emele, der die Prinzen in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtete.

Die stürmischen Ereignisse von 1848 schlugen auch im Hohenzollernschen Fürstentum ihre Wellen, und Fürst Karl, tief verstimmt über den jähen politischen Umschwung, übertrug am 28. August 1848 die Regierung seinem Sohne Karl Anton, der bereits im Frühling des Jahres, als Vertreter des Landesherrn, den Bewohnern des Fürstentums wichtige materielle

Erleichterungen gewährt und viele politische Forderungen der neuen Zeit aus eigenem Antrieb erfüllt hatte. Trotzdem ergriff die von Frankreich eindringende revolutionäre Bewegung auch die Hohenzollernschen Lande; es war eine ernste und ereignisvolle Zeit, in der der junge Prinz Karl seinem Vater schrieb, „daß es so schwer wäre, Fürst zu sein". Aus

Blick von Schloß Weinburg auf Rheineck und Watzenhausen.

Rücksicht auf die Sicherheit der Seinen verließ Fürst Karl Anton mit seiner Familie Ende September Sigmaringen, jedoch währte die Abwesenheit nur zwei Wochen, denn bereits im Oktober war die Ruhe wiederhergestellt. Aber wenige Monde später, im Frühling 1849, wiederholten sich die erregten Begebnisse, da die badische Revolution sich auch auf Hohenzollern ausdehnte, das von Truppen entblößt war, sodaß es der Fürst für das beste hielt, seine Kinder nach der Weinburg auf Schweizer Gebiet zu senden. Fürst

Karl Anton, dessen weiter staatsmännischer Blick die Unzulänglichkeit bestimmter souveräner Bevorzugungen und Ueberlieferungen in Deutschlands Zwergstaaterei, die in starkem Gegensatz standen zu dem allgemeinen Umschwung der gärenden neuen Zeit, erkannt hatte und welcher der unbedingten Ueberzeugung war, daß die Wiederherstellung Deutschlands nur von Preußen ausgehen könne, brachte am 7. December 1849 einen schon seit langem gehegten und reiflich erwogenen Plan zur Ausführung, indem er durch Staatsvertrag die Souveränität über sein Fürstentum an die Krone Preußens übertrug und seine Truppen des ihm geleisteten Fahneneides entband. Der junge Prinz Karl, in der hohenzollernschen Kadettenuniform, wohnte mit seinem älteren Bruder diesem bedeutsamen Ereignis bei. Diese Vereinigung mit Preußen war für letzteres auch insofern wichtig, als es, wie ein Geschichtsschreiber mit Recht hervorhebt, die Stellung im Südwesten Deutschlands zurückgewann, die ihm der 1806 erfolgte Verlust Anspachs entzogen. Jetzt vermochte es wieder in Schwaben Fuß zu fassen und engere Verbindungen mit Württemberg anzuknüpfen.

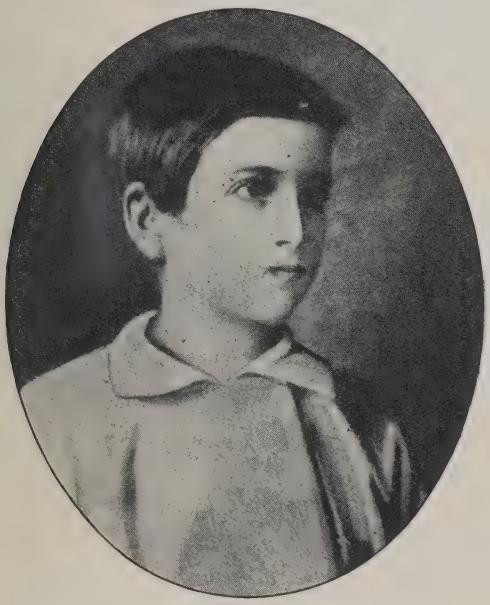
Die feierliche Uebergabe des Fürstentums fand am 7. März 1850 statt, der am 20. April die Abdankung folgte. Die hierbei gesprochenen innigen Worte der Abdankungsurkunde des Fürsten Karl Anton erweckten weit über Preußen hinaus ein starkes Echo, da zum ersten Male mit männlichem Freimut, und mit freiwilliger Aufgebung aller ererbten wichtigen Rechte ein hochherziger deutscher Fürst für den Einheitsgedanken Deutschlands eintrat; heißt es doch darin: „Vor allem aber liegt mir ob darzutun, daß ich nicht etwa deswegen der Regierung entsage, weil mir die Erfüllung der Forderungen der Neuzeit schwer falle, oder weil sie auch in meinem Lande vorgekommenen anarchischen Bestrebungen die Last des Regierens unerträg-

lich machen, sondern bloß deswegen, weil ich einen Schritt vorwärts tun wollte zur Beförderung dessen, was dem großen deutschen Vaterlande not tut und meinem Volke frommt, einen Schritt vorwärts auf der Bahn zur Einheit, zur Größe, zur Macht Deutschlands. Mit einem großen Staate mußte mein Land in Verbindung treten, eine mächtige Hand mußte die Zügel meiner Regierung ergreifen, wenn Volksglück hier

Schloß Umkirch.

heimisch werden sollte. Diese Ansicht hatte ich längst als Wahrheit erkannt, auch habe ich sie nicht gefaßt unter dem vorübergehenden Eindruck stürmischer Tage; ich bin ihr treu geblieben auch bei vielen rührenden Beweisen fester Anhänglichkeit, klarer Erkenntnis der Sachlage und aufrichtiger Liebe, die mir bis in die letzte Zeit meiner Regierung von vielen — und ich darf es mit Stolz sagen — von den Besten meines Volkes geworden sind. Auch nicht der leiseste Anflug eines bitteren Gefühles ist es, der mich beim Scheiden von meinem Volke befallen könnte; ich bin stolz, meine

Pflicht erfüllt zu haben, solange ich die Regierung meines Staates führte, und sie zu erfüllen, indem ich die Regierung niederlege. Soll der heißeste Wunsch meines Herzens, soll das Verlangen aller wahren Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reich der Träume in Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein; ich lege hier-



Prinz Karl im sechsten Lebensalter (1845).

mit das größte, welches ich bringen kann, auf dem Altar des Vaterlandes nieder! Möge mein Volk glücklich sein unter dem neuen mächtigen Herrscher, möge es Wohlstand und ungetrübtes Glück finden in dem engeren Verbande mit jenem großen deutschen Lande, dessen ruhmgekröntes Regentengeschlecht mit dem schwäbischen Hohenzoller zugleich den Ursitz seiner glorreichen Wiege wiederfindet, und welches schützend und schirmend in die ihm freiwillig dargebotene Erbschaft großmütig eintritt. Keinen andern

Wunsch kennt mein Herz in der Stunde des Scheidens ; es ist erfüllt von dem Andenken an die, welche mich geliebt haben, und deren Liebe auch in der Zukunft mein bleiben wird, vor allem von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen diejenigen, die, mit wahrer Liebe meinem Volke zugetan, auch mir treu geblieben in schweren Stunden drohender Gefahr. Für einen Gedanken an die, die mich verfolgt und geschmäht, die den Wunsch meines und der Meinigen Untergangs in verbrecherischem Gemüte getragen, ist in dieser feierlichen Stunde in meinem Geist kein Raum. Ihnen sei verziehen und vergessen. Dies mein letztes fürstliches Wort! Möge der Himmel den hohen Herrscher, meinen königlichen Herrn, erleuchten, in dessen Hand ich die Geschicke meines Volkes lege; möge das Volk, das ich einst mit warmer Liebe „mein" genannt, glücklich sein."

Der Vertreter König Friedrich Wilhelm IV., Oberzeremonienmeister Freiherr von Stillfried-Kattowitz, betonte bei dieser Gelegenheit, daß nur der ausdrückliche Wille des Fürsten von Hohenzollern den König allein zum Abschluß des Staaatsvertrages hätte bewegen können. „Dieser Vertrag sei eine deutsche Tat, und die deutsche Geschichte werde dieselbe verewigen!" Des weiteren hob der Abgesandte hervor, daß im Augenblicke der Besitzergreifung von seiten Preußens, der Vereinigung dieser Lande mit dem größten norddeutschen Staate, der König nicht minder der Welt zeigen wolle, wie wert ihm seine Stammverwandten seien, und er nicht nur den Fürsten von Hohenzollern Schutz und Schirm in Haus und Gütern, sondern auch die ehrenvolle Stellung im preußischen Staate für nun und immer gewähren wolle. In einem Handschreiben des Königs erteilte letzterer dem Fürsten von Hohenzollern das Prädikat Hoheit, garantierte ihm den Rang eines souveränen deutschen Bundesfürsten, verlieh ihm die Vorrechte der nachgebore-

Kunstsaal im Schlosse zu Sigmaringen.

Waffenhalle im Schlosse zu Sigmaringen.

Hedinger Kirche und Mausoleum zu Sigmaringen.

Ahnengalerie im Schlosse zu Sigmaringen.

nen Prinzen des königlich preußischen Hauses und das Recht, den Hohenzollernschen Hausorden auch ferner zu verleihen.

Das Jahr 1850 war für den Prinzen Karl insofern noch ein wichtiges, als er im Sommer in Ostende die erste Begegnung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich, hatte, mit welchem ihn dereinst die treueste Freundschaft verbinden sollte. Wenn sich zunächst der Altersunterschied auch noch geltend machte, so soll der um acht Jahre ältere Friedrich Wilhelm schon damals dem stammverwandten jugendlichen Vetter die freundlichsten Sympathien entgegengebracht haben.

Bald danach begannen die eigentlichen Lernjahre für den Prinzen Karl und seinen jüngeren Bruder Anton, die mit ihrem Erzieher nach Dresden übersiedelten, welche Stadt der fürstliche Vater ausgesucht, weil sie, gesund und schön gelegen, vielfältige Anregung und infolge tüchtiger Lehrkräfte die erwünschten Hilfsmittel für Erziehung und Unterricht bot. Die beiden jungen Prinzen weilten, damit sie den höfischen Zerstreuungen entzogen würden, als Barone von Straßberg in der sächsischen Hauptstadt, aber später ergaben sich doch nähere Beziehungen zu dem verwandten königlichen Hofe — eine Schwester seiner Mutter war die Mutter der Gemahlin des damaligen Kronprinzen Albert — und auch herzliche Freundschaftsbande verknüpften sie mit Altersgenossen. Der Erzieher hatte seine Aufgabe streng erfaßt und stellte große Anforderungen an seine Zöglinge. Von dem demokratischen Zuge der Zeit war auch er durchdrungen, denn er prägte den Prinzen ein, daß sie sich viel Mühe geben müßten, damit die Menschheit ihnen vergäbe, daß sie als Prinzen geboren seien; eine Lehre, die gerade vom Prinzen Karl in ihrem Kern sehr ernst aufgenommen ward und für die er nachdenkliches Verständnis zeigte.

Der Aufenthalt in Dresden währte bis zum Jahre 1856. Er wurde unterbrochen durch die Ferienreisen zu den Eltern, die 1852 nach Düsseldorf übergesiedelt waren, wo Fürst Karl Anton das Kommando der 14. Division übernommen hatte, sowie durch sommerliche Erholungsausflüge und Besuche der Großeltern, die Schloß Bistritz in Böhmen bewohnten. Mit den fernweilenden Geschwistern stand Prinz Karl in regstem brieflichem Verkehr und war stets bemüht, ihnen wie den Eltern Ueberraschungen zu den Festen zu bereiten. Wie eng und treu die Familie zusammenhielt, ging daraus hervor, daß Prinzessin Stephanie einst den Geschwistern vorgeschlagen, sich untereinander keine Weihnachtsgeschenke zu machen, um für das so erübrigte Geld der geliebten Mutter, die öfter leidend war, eine besonders schöne Gabe zu spenden.

Nach Abschluß der Dresdener Studien hegte Prinz Karl den Wunsch, in Münster die Portepee-Fähnrichsprüfung abzulegen, wozu er als Mitglied des Hohenzollernhauses nicht verpflichtet gewesen, und Fürst Karl Anton, erfreut über diesen gewissenhaften Charakterzug seines Sohnes, ersuchte die Prüfungskommission, keinerlei Rücksicht walten zu lassen, sondern den Prinzen genau so zu behandeln und zu prüfen, wie jeden andern. Vier Tage währte das Examen, dem der Prinz nicht ohne Besorgnis entgegengesehen und das ihm manch bange Stunde bereitet, da er ja noch nie zuvor geprüft worden war, das er aber mit „Gut“ bestand.

Hier zeigte sich bereits die Selbständigkeit seines Wesens und das sich ein eigenes Ziel setzende Streben, alles sich selbst zu verdanken und nicht bestimmten Vorzügen der Geburt. Daß er den Hohenzollern angehörte, hat ihn stets mit gerechtfertigtem Stolz erfüllt, aber gerade deshalb wollte er aus eigener Kraft sich seine Stellung und infolge seines Wissens und seiner Fähigkeiten den Platz erringen, den andere

Fürsten als ihnen selbstverständlich zustehend betrachten. Dies erklärt uns vieles in der Sinnesart des jungen Prinzen, wie in der späteren Entwicklung des Fürsten und Königs, der an sich stets die höchsten Anforderungen stellte und in seiner soldatischen Einfachheit wiederholt betonte: „Was der Mensch selbst tun kann, soll er nicht von einem andern tun lassen."

Zur Belohnung für das bestandene Examen und die vorangegangene angestrengte Arbeitszeit sandte Fürst Karl Anton seinen Sohn nach der Schweiz und nach Oberitalien, wobei der Prinz in Begleitung seines Gouverneurs große Gebirgsausflüge unternahm und die Erhabenheit der Alpenwelt, die Lieblichkeit der italienischen Seen und die schönheitsfreudigen, an denkwürdigen Ueberlieferungen reichen Stätten italienischer Kunst und vergangenen Prunkes, Venedig, Mailand und Genua, mit jugendlicher Begeisterung kennen lernte.

ZWEITER ABSCHNITT.

Jünglingsjahre.

Prinz Karl Seconde-Leutnant bei der Garde-Artillerie. — Der junge Prinz. — Väterliche Worte und Mahnungen. – Trennung von der Schwester Stephanie. — Fürst Karl Anton als Minister-Präsident — Wie der Fürst seine Aufgabe auffaßte. — Militärdienst und Reisen des Prinzen Karl. — Besuch von Algier nnd Paris. — Im II. Garde-Dragoner-Regiment. — Der Feldzug 1864. — Prinz Karl als Ordonnanz-Offizier beim preußischen Kronprinzen. — Kriegerische Ereignisse. — Im Feuer. — Wieder in Berlin — Das Jahr 1866 bricht an.

Am 1. Januar 1857 wurde Prinz Karl zum Seconde-Leutnant à la suite des Garde-Artillerie-Regiments, welche Waffe er sich als die interessanteste ausgesucht, ernannt, trat aber zunächst nicht in die Front ein, da er sich erst in der Festung Jülich mit dem praktischen Dienst vertraut machte, die Handhabung der Geschütze erlernend und eifrig hantierend mit Wischer und Hebebaum, so daß er bei einem Vorexerzieren am Geschütz vor seinem Vater trefflich abschnitt. Auch als gewandter Turner und sicherer Reiter bewährte er sich und konnte sich bereits damals in der schweren Kunst üben, als Prinz den Mittelpunkt einer größeren Geselligkeit zu bilden und gut auszufüllen.

Seit seinem Eintritt in die Armee war ihm Hauptmann von Hagens als Militärgouverneur beigegeben worden, ein pflichttreuer, begabter Offizier, der, dem Prinzen herzlich zugetan, sich überzeugt hatte von der Wahrheit jener eindringlichen Worte über Prinzen-

erziehung, die einst Goethe an Frau von Stein nach seinen Erfahrungen am Meininger Hofe gerichtet: „Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Bachs in einem Tal anvertraut wäre, es ist ihnen nur drum zu tun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein

Prinz Karl als Seconde-Leutnant im Garde-Artillerie-Regiment (1857).

stille zugehe, zie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück, zu einem feinen Teiche; wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit sich fort. Man sollte wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrat ausfließt und ein

jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt.“ Hauptmann von Hagens suchte in keiner Weise die Eigenart des Prinzen zu beeinträchtigen, aber er war bestrebt, ihn zu eigener Selbständigkeit zu entwickeln und ihm das Verständnis zu erschließen für die wirklichen Dinge des Lebens. Den Prinzen zu warnen vor Ueberschreitungen der gezogenen Grenzen und vor den Gefahren des großstädtischen Lebens, war nicht vonnöten; mit warmem, mitfühlendem Herzen und einem reichbewegten Innenleben war er nach außen hin bescheiden-zurückhaltenden Wesens und hatte volles Verständnis für einen anderen Ausspruch Goethes, der in einer Auseinandersetzung mit Herder über das Ziel der Fürstenerziehung bemerkt hatte, daß auch das Uebermaß des Guten zum Fehler werden könne, hinzusetzend: „Ist es denn nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höheren und stärkeren Genuß des Lebens suchen! Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Barschaft stecken darin und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Musen um billigeren Preis gewähren.“ —

Wie Fürst Karl Anton über die fernere Erziehung seines Sohnes, die er noch nicht als abgeschlossen betrachtete, dachte, geht aus den Wünschen hervor, welche er für Hauptmann von Hagens, der den Prinzen im Frühling 1857 nach Berlin begleitete, schriftlich niedergelegt: „Erhaltung und Erhärtung des religiösen Gefühls, jedoch ohne Ostentation und Aeußerlichkeit. Die kirchlichen Pflichten sind streng zu erfüllen, aber stets so, daß die tote Form niemals die innere Wesenheit überwuchert. — Auf die richtige Auffassung des Ehrenpunktes und der militärischen Standesbegriffe ist mit Abstreifung aller hohlen Vorurteile unausgesetzt

hinzuwirken: seine Geburt und ererbte fürstliche Würde sind meinem Sohne so darzustellen, daß er seinen einzigen Halt in seiner Eigenschaft als Offizier und Kavalier finde. Daraus resultiert eine stets gemessene und bescheidene Haltung und die Betätigung echter Kameradschaftlichkeit. Ein notwendiges Gegengewicht zu diesen Eigenschaften bildet männliche Selbständigkeit, Ueberzeugungstreue und Bewahrung der eigenen Individualität." Der Fürst wünschte sodann des ferneren, daß sein Sohn, da er noch zu jung und unerfahren sei zur Ausprägung eigener politischer Anschauungen, vor einseitigen und parteiischen Eindrücken bewahrt bleibe: „Das Gefühl von Recht und Billigkeit nach allen Richtungen muß ihm stets klar erhalten bleiben; daher dürfen Standesvorurteile in ihm niemals aufkommen. Preußens Beruf in Deutschland, seine Größe und Machtentfaltung auf nationaler Basis — dieses zugleich die traditionelle dynastische Politik — sollen Ueberzeugungen seines strebenden Geistes werden. Der Name „Hohenzollern" ist ein Ehrenname, dessen er sich stets in bescheidener Zurückhaltung bewußt bleiben muß!"

In der Tat goldene Worte! Sie zeigen uns, welcher Geist in der fürstlichen Familie lebte und in welcher Art die Einwirkungen waren, die der junge Prinz vom elterlichen Hause her empfangen. Aber was helfen alle Ermahnungen und alle noch so gut gemeinten Vorschriften, wenn der Kern nicht ein echter und rechter, ein kraftvoller ist, wie dies hier der Fall war. Reinheit des Gemüts verband sich bei dem Prinzen Karl mit Reinheit des Glaubens, welch letzterer sich nie an den Buchstaben heftete, sondern einer inneren, religiösen Ueberzeugung entsprungen war. Lauterkeit der Gesinnung verknüpfte sich mit einem harmonischen Gleichmaß in der Auffassung und Betätigung der Aufgaben, die das Leben an jeden, an den Höchsten wie an den Niedrigsten, stellt. Hierzu ge-

sellten sich Vorurteilslosigkeit in jeder Beziehung und das Verständnis für menschliche Irrungen und Wirrungen. Von festen Grundsätzen, von denen er nie abwich, war der Prinz treu gegen sich und treu gegen

Prinzessin Stephanie von Hohenzollern.

andere, nie sich leidenschaftlichen Wallungen hingebend, aber seinen starken Willen durchsetzend, wenn er ihn als richtig erkannt. Die beiden Zeiger seiner Lebensuhr waren von früh an: „Pflicht und Vaterland". Sie ordneten seinen Weg und waren die vornehmste Richtschnur seines Handelns.

Prinz Karl besuchte zunächst in Berlin die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und erhielt von tüchtigen Lehrkräften noch Unterricht in Mathematik, Militärwissenschaften, Fortifikationslehre, Chemie und Physik, in französischer Sprache, im Plan- und Konstruktionszeichnen, während ihn Hauptmann von Hagens in die Taktik einführte. Obwohl Fürst Karl Anton gewünscht hatte, daß die militärische Ausbildung seines Sohnes nicht gehindert werde durch die Zerstreuungen der großen Stadt, ließ sich selbstverständlich der engere verwandtschaftliche Verkehr am preußischen Königshofe nicht umgehen. Jeden Sonntag nahm der Prinz an dem Familiendiner des Königspaares teil und erfreute sich namentlich der herzlichen Zuneigung seitens des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, die den jungen Neffen auf das liebevollste in ihren Kreis aufnahmen. Im August beteiligte sich der Prinz an der Seite seines Vaters an den Manövern der 14. Division und an den Schießversuchen in Schweidnitz, wobei er Bekanntschaft mit dem General von Moltke schloß, der, ein scharfer Beobachter, das innere Wesen des Prinzen richtig erkannte, indem er äußerte: „Der junge Prinz von Hohenzollern wird noch im Leben eine Rolle spielen und von sich reden machen!"

Der Frühling 1858 brachte die bittere Trennung von der geliebten Schwester Stephanie, mit der sich der König Dom Pedro V. von Portugal verlobt hatte. Wie es oft in alten Zeiten der Fall gewesen, fand die Vermählung per Prokura statt — und zwar am 29. April des genannten Jahres, — wobei der König durch den ältesten Bruder der Prinzessin, den Erbprinzen Leopold, vertreten wurde, der seine Schwester auch dem Gemahl zuführte, welcher die Erwählte bisher nur aus dem Bilde gekannt; trotzdem wurde die Ehe eine außerordentlich glückliche. In tiefster brüderlicher Liebe war Prinz Karl der um zwei Jahre älteren Schwester zugetan, die ebenso schön wie sanft und

hingebend, dabei sehr begabt und von leidenschaftlicher Liebe erfüllt war für ihre Heimat und für das deutsche Vaterland, die politischen Strömungen der Zeit aufmerksam verfolgend und den Ihrigen daheim ihre Gedanken darüber in lebhafter Weise mitteilend. Die Prinzessin hatte sich nicht entschließen können, trotz mancher verwandtschaftlichen Einflüsse, ihre Hand Napoleon III. zu reichen; mit reifem Verständnis die politische Weltlage überschauend und beurteilend, schrieb sie 1859 an ihren Bruder Karl: „Preußen, als Großmacht, muß jetzt endlich mit Entschiedenheit auftreten, um der Willkür des französischen Kaisers ein Ende zu machen. Es ist empörend, daß das Wort eines Mannes ganz Europa Krieg oder Frieden diktieren soll." Sie betonte daran anschließend, wie stolz ihre Brüder sein müßten, einem so edlen Volk wie dem deutschen anzugehören. — Nur wenig über ein Jahr war die glückbringende und glückempfangende Prinzessin Gemahlin des Königs Dom Pedro gewesen, als sie am 17. Juli 1859 an Diphteritis starb, noch in den letzten Minuten mit ihren Gedanken bei den Eltern und Geschwistern verweilend, an die sie ihrem Sekretär die zärtlichsten Grüße aufgetragen. Ihr Hinscheiden bedeutete für die fürstliche Familie den herbsten und unersetzlichsten Verlust, aber auch für ihren Gemahl, der, wenig über ein Jahr später vom Typhus befallen, ihm erlag, den Tod herbeisehnend, der ihm die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin versprach.

Im November 1858 siedelte zur innigen Freude des Sohnes Fürst Karl Anton nach Berlin über. Prinzregent Wilhelm, der seinen erkrankten königlichen Bruder vertrat, hatte den von liberalen Anschauungen durchdrungenen Fürsten als Ministerpräsidenten berufen, da es sich um einen einschneidenden Wechsel des Systems mit Berücksichtigung der Bedürfnisse einer neuen Zeit handelte, und er anderen, vorurteilslosen Männern die verantwortliche Führung

der Regierungsgeschäfte übertragen wollte, damit Preußen, um mit den eigenen Worten des Regenten zu sprechen, „moralische Eroberungen" machen sollte. Diese Männer von strenger Rechtlichkeit und erprobter Redlichkeit, von verfassungstreuer Gesinnung und gemäßigten politischen Anschauungen, wußte Fürst Karl Anton zu finden, wie von Auerswald, von Patow, von Bethmann-Hollweg, von Bonin, Flottwell, später Graf Schwerin und andere, Männer, „die einen scharfen Gegensatz gegen das bisherige System bezeichneten". Ihre Berufung fand die bereitwillige Zustimmung der weitesten Massen der Nation. „Es wäre unmöglich gewesen", verzeichnet der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha in seinen Erinnerungen, „für das neue Ministerium einen andern Namen zu finden, als den des ehrenhaften, patriotischen, wahrhaft gebildeten Fürsten von Hohenzollern, welcher bessere Hoffnungen und grössere Garantien einer gedeihlichen Entwicklung der preußischen sowie der allgemeinen deutschen Verhältnisse zu geben vermocht hätte." Und ein einflußreiches Blatt begrüßte die Ernennung des Fürsten mit freudigen Worten: „In engeren Kreisen wird der Fürst nicht bloß um dessentwillen geschätzt, daß er ein unzureichendes Staatswesen der großen Monarchie mit klarem Verständnisse der Weltlage und mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, einverleibt, sondern wegen seiner hohen Einsicht in politische Dinge überhaupt, wegen seiner umfassenden Kenntnis der Staatsverhältnisse, wegen seines gesunden Urteils über die Bedürfnisse der Regierungen und Völker, wegen seines Freisinns und lebhaften Patriotismus, endlich wegen der Stellung, welche Seine Hoheit als Katholik zu den konfessionellen Fragen einnimmt und die sowohl seiner Religiosität, als auch seinem Verständnisse des Jahrhunderts alle Ehre machen. Auf diesen Mann richteten sich so-

gleich die Blicke aller derer, welche ihn hochschätzen und von seiner Beteiligung an den Geschicken Preußens, das seinem Herzen wahrhaft teuer ist, Heil erwarten."

Der Fürst erfaßte seine verantwortliche Aufgabe mit hingebendem Ernst, von früh bis spät unermüdlich tätig; seine Gewissenhaftigkeit und Gradheit erwarben ihm allgemeines Zutrauen, mit seiner warmüberzeugten deutsch-nationalen Gesinnung verband sich eine ehrliche, verständnisvolle Hingabe an Preußen, in dem Streben gipfelnd, das gesunkene preußische Ansehen in Europa zu heben und dem Staate Festigkeit im Innern wie im Aeußern zu verleihen. Er war, wie ein hervorragender Zeitgenosse bemerkt, erfüllt von der Berechtigung der Forderungen der Nation auf feste Einigung ihrer Glieder, und überzeugt, daß diese nur auf der Grundlage gleichförmiger Organisation Preußens und der übrigen deutschen Staaten erreicht werden könne.

Dies führte er auch mannhaft durch, getreu seinem Ziele, das er in einem Briefe an den ihm befreundeten Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha dargelegt. „Verfassungstreue und Gesetzesachtung zur Wahrheit zu machen, daneben die preußischen Traditionen festhalten, welche eine starke und mächtige Hand wollen. In diesen wenigen Worten liegt die Aufgabe, deren glückliche Lösung in ganz Deutschland einen ermutigenden Widerhall finden muß; ermutigend namentlich deshalb, weil in ihnen die Gegensätze zu denjenigen absolutistischen Strömungen enthalten sind, welche gegenwärtig in vielen Regierungskreisen sich geltend machen und leider außerhalb Deutschlands Begründung und Anlehnung suchen und finden." — An ernsten Hindernissen und vielfachen Widerwärtigkeiten fehlte es nicht, wie dies auch aus einem zweiten Schreiben hervorgeht: „Das spezifische Preußentum ist schwer zu behandeln, es ist eine ungeschlachte Macht.

Ich stehe viel aus und leide tief im Herzen; doch stehen wir fest und sicher und alles wird erst werden, nur langsam, schwerfällig und scheinbar schwankend, bis das richtige Gleichgewicht hergestellt ist."

In ruhig entschiedener Weise trat der Fürst stets für die Großmachtstellung Preußens ein und setzte durch, dass dies in kritischen Zeitpunkten energisch betont wurde, wie im Frühling 1859, als sich auf seine Warnungen hin Preußen in Kriegsrüstung zeigte. Wenige Monate vorher hatte dem Fürsten Kaiser Napoleon durch den Marchese Pepoli geheime Eröffnungen zugehen lassen, daß er, um den nationalen Wünschen Italiens zu genügen und um Oesterreich einen starken südlichen Nachbarn zu geben, die erhebliche Vergrößerung Sardiniens anstrebe. Damit Hand in Hand könnte auch eine Verstärkung Preußens durch seine Ausbreitung nach Norden hin — Schleswig-Holstein — gehen, was Frankreich gern fördern würde. Fürst Karl Anton aber durchschaute die Absichten Napoleons, der Preußen zurückhalten wollte, sich mit Oesterreich zu verständigen, welch letzteres wiederum versucht hatte, durch den Bundestag Preußen in einen ernsten Konflikt mit Frankreich zu verwickeln. Die Mobilmachung der preußischen Armee erfolgte, ihr Vormarsch an den Rhein wurde durch den unerwarteten Friedensschluß von Villafranca unterbrochen. Napoleon gestand in der zu Beginn des Juni 1860 in Baden stattgefundenen Zusammenkunft mit dem Prinzregenten Wilhelm, der auch Fürst Karl Anton beiwohnte, letzterem ein, daß ihn jener preußische Vormarsch zum Rhein zum plötzlichen Frieden genötigt habe, denn er hätte der preußischen Armee nicht mehr als 80 000 Rekruten entgegenstellen können. Er müsse notgedrungen seine eigene Armee verstärken, was aber keinerlei feindliche Absichten gegen Preußen enthielte, im Gegenteil, er wolle mit demselben im besten Einvernehmen leben, wobei er nochmals durchblicken

ließ, daß Preußen auf Frankreichs Unterstützung rechnen dürfe, wenn es jene Vergrößerung gen Norden anstrebte. Der Fürst trat den Vorschlägen aber nicht näher, hatte er doch die sehr richtige Empfindung, daß Napoleon sie nur machte, damit Frankreich am Rhein entschädigt würde. Nach jener Badener Zusammenkunft schrieb der Prinzregent an den Fürsten, der aus seiner Verstimmung über manche Widerstände bei Durchführung seiner Reformen kein Hehl gemacht: „Ich verliere kein Wort über die Opfer, die Du mir fortwährend bringst; aber die letzten Tage müssen Dir von neuem bewiesen haben, von welcher Wichtigkeit Dein Rat und Deine Handlungen für mich in Preußen sind, so daß ich Dich nicht missen kann und darf. Dein treuer Freund Wilhelm."

Im selben Jahre begleitete Fürst Karl Anton den Prinzregenten nach Warschau zur Zusammenkunft mit Kaiser Alexander von Rußland, zu der sich auch der Kaiser von Oesterreich eingefunden hatte. Hier fand der Fürst Gelegenheit, häufig mit dem damals den Gesandtenposten in Petersburg bekleidenden Bismarck zusammen zu sein, der den wegen Krankheit ferngebliebenen preußischen Minister des Aeußeren, Herrn von Schweinitz, vertrat. Fürst Karl Anton war durchaus mit Bismarck einverstanden, daß Preußen eine weit energischere Politik, als bisher, führen müsse, um seine Großmachtstellung auszufüllen. Schon ein Jahr zuvor hatte Fürst Karl Anton dem Prinzregenten Bismarck als Minister des Auswärtigen dringend mit den Worten empfohlen: „Wenn es auf Talent, Mut und Kenntnis ankommt, so ist von Bismarck, der eben seinen Gesandtenposten zu Frankfurt am Main verläßt, der Mann dazu, das Ministerium des Aeußeren zu übernehmen." Jetzt, in Warschau, wiederholte Fürst Karl Anton seine Aufforderung mit dem Hinweis, daß aus verschiedenen Gründen die Amtstätigkeit des Herrn von Schweinitz doch bald ihr Ende finden müsse, er, der Fürst, könne

keinen besseren Nachfolger empfehlen als Herrn von Bismarck. Aber auch diesmal drang er nicht durch, Bismarck erschien dem Prinzregenten als zu streng konservativ, er entschied sich für den damals als Gesandten in London weilenden Grafen Bernsdorff.

Die Bestrebungen, das preußische Heer schlagkräftig zu machen, fanden im Fürsten Karl Anton einen zielbewußten Vertreter, und auch im Abgeordnetenhause trat er — Ende Mai 1861 — mit vollster Energie für die Heeresforderung ein. Ein schwerer Krankheitsanfall nötigte ihn im Frühling 1862 zu einem längeren Urlaub, den er im Süden zubrachte, aber auch nach seiner Rückkehr erwies sich seine Gesundheit doch zu geschwächt, als daß er die vielfachen Pflichten seines verantwortungsvollen Postens so, wie er es wollte, erfüllen konnte, und er reichte im September des gleichen Jahres sein Abschiedsgesuch ein. Nur ungern entschloß sich König Wilhelm, dasselbe zu bewilligen, in warmen Worten die Verdienste des Fürsten anerkennend: „Als ich Ew. Königliche Hoheit im Jahre 1858 berief, den Vorsitz meines Staatsministeriums zu übernehmen, sind Sie diesem Ruf aus Anhänglichkeit und Freundschaft für mich mit Bereitwilligkeit gefolgt und haben sich der großen Aufgabe dieser Stellung mit seltener Umsicht und Hingebung für den Thron und das Vaterland gewidmet, wofür Ihnen ebenso die Anerkennung des Landes, wie meine tiefste Dankbarkeit zuteil geworden ist.“ Und es heißt dann am Schluß des aus Baden vom 29. September 1862 datierten Schreibens, nachdem der König lebhaft bedauert, wie schwer es ihm wird, die aus Gesundheitsrücksichten mehrfach nachgesuchte Entlassung zu erteilen: „Ich tue dies mit den schmerzlichsten Gefühlen; denn nicht nur stehen Sie als Verwandter und Freund meinem Herzen gleich nahe, sondern ich werde auch die Entbehrung Ihres Beistandes in den Staatsgeschäften viel schwerer empfinden, als ich es auszudrücken ver-

mag. — Empfangen Ew. Königliche Hoheit nochmals den Ausdruck der Ihnen so oft kundgegebenen innigsten Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde für die Aufopferung und erfolgreiche Tätigkeit, die Ihre Leitung der Staatsgeschäfte auszeichnete, welche Dankbarkeit auch, so lange ich lebe, nicht erlöschen wird."

Als sich der Fürst genötigt sah, aus den genannten Gründen sein Amt niederzulegen, brachte er als seinen Nachfolger Herrn von Bismarck, der als Gesandter in St. Petersburg weilte, beim König in Vorschlag, nochmals hervorhebend, daß dieser bei seiner großen Befähigung, seiner Energie und seinen Kenntnissen imstande sein werde, die auswärtige Politik in energischer und großzügiger Weise zu lenken. — Fürst Karl Anton war der erste, der das Genie Bismarcks, welcher schon mehrfach seine ernste Aufmerksamkeit erregt hatte, erkannte. Wenige Monate später ward der Rat des Fürsten befolgt: am 23. September wurde Bismarck zum interimistischen, bald danach zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Einige Tage später beglückwünschte Karl Anton von der Weinburg aus den König zu seiner Wahl: „Soweit sich ein menschliches Urteil feststellen läßt, beglückwünsche ich Ew. Majestät zu der Berufung des Herrn von Bismarck. Es war schon längst meine innerste Ueberzeugung, daß er eine der wenigen staatsmännischen Kapazitäten darstellt, die der Schwierigkeit der Situation gewachsen sein dürften. Von ihm erwarten mit Recht alle Parteien, daß er nichts der Ehre Preußens, also auch der Krone und deren Ansehen kein Titelchen vergeben werde. Aus eben diesem Grunde wird die Befürchtung, daß die von dem Herrenhause zu erwartende Abstimmung über die Budgetfrage die Regierung in eine für Zukunftsfragen mißliche Abhängigkeit von dem exklusiven Geiste dieses Hauses bringen werde, kein Fundament gewinnen

können. Bismarck ist nach englischen Begriffen der verständige Tory, der den wahren Landesbedürfnissen keinen seiner Sinne verschließt."

Prinz Karl war in Berlin täglich mit seinem Vater zusammen, und es ergab sich von selbst für ihn eine anregende politische Lehrzeit, die dereinst ihre reifen Früchte tragen sollte. Gleich seinem Vater war der Prinz durchaus kein Anhänger der in bestimmten höheren Kreisen herrschenden reaktionären Stimmung, wie er ebensowenig jemals etwas übrig gehabt für den sogenannten „Leutnantston" und für Standesüberhebung. Er neigte mehr der liberalen Richtung zu und verkehrte auch in Häusern, die, als freisinnig, in Hofkreisen für ‚bedenklich' galten. Das ward ihm natürlich an manchen Stellen verdacht, wie ihm Prinz Karl von Preußen gelegentlich mißmutig seine Verwunderung ausdrückte, daß er in Gardeuniform im Hause des Ministers von Patow getanzt habe, worauf der Prinz schlagfertig erwiderte, er wäre nicht als Gardeoffizier, sondern als Prinz von Hohenzollern dort gewesen.

Die sehr ernsthaft betriebenen militärischen Studien des Prinzen fanden durch die im Mai 1859, beim Ausbruch des französisch-österreichischen Krieges in Italien, erfolgende und schon weiter oben berührte Mobilmachung der preußischen Armee eine wichtige Unterbrechung, wobei der Prinz nahe Einblicke gewann in die Bedeutung der sorgfältigen Vorbereitungen für den Ernstfall, wie er auch eine auf Kriegsfuß gebrachte Batterie führte. Die kriegerischen Wolken verzogen sich, und der Garnisondienst wurde von neuem aufgenommen.

Im Jahre 1861 lernte der Prinz auf zwei längeren Reisen Land und Leute jenseits der deutschen Grenzen kennen. Im Sommer 1861 begleitete er seinen Bruder, den Erbprinzen Leopold, zu dessen Vermählung mit der Infantin Antoinette nach Lissabon; als er in den

Tajo einfuhr und die portugiesische Hauptstadt erblickte, mit der so eng die Erinnerung an die teure Schwester verknüpft war, überwältigte ihn der Schmerz derart, daß er in Tränen ausbrach. Den Besuch der im Kloster St. Vincente gelegenen königlichen Familiengruft, in der die sterblichen Reste der teuren Schwester ruhten, beschrieb er in einem an die Eltern gerichteten Brief, der seine frühe, scharfe Beobachtungsgabe verrät: „Wir fuhren an einer kleinen Pforte vor, wo uns der Kaplan, der Französisch spricht, empfing. Er geleitete uns durch einen langen, düstern Gang nach der Gruft, die zu ebener Erde liegt; unterdessen wurde ein helles, durchdringendes Glöcklein geläutet, dessen Ton durch Mark und Bein drang und schauerlich in dem Gewölbe widerhallte. Es war ein schwerer, sehr schwerer Gang für uns, denn er galt dem Sarge unserer teuren, unvergeßlichen Schwester! Endlich waren wir in der Gruft angelangt, die ziemlich hell ist; die bunten Fenster gehen auf den Hof hinaus, den wir bei unserer Ankunft passiert hatten. Die Wände sind aus grauem und schwarzem Marmor; in der Mitte des Raumes stehen zwei große, monumentale Särge aus Marmor, in denen Dom Pedro von Portugal und Brasilien und Donna Maria da Gloria ruhen. An den beiden Längsseiten des Raumes sind Podeste angebracht, die wie Tische aussehen; auf diesen stehen die übrigen Särge, die mit schwarzem Sammet bezogen sind und an deren Messingbeschlägen zwei Schlüssel hängen. Sie machen eigentlich den Eindruck von Koffern! — Auch der Sarg der teuren Stephanie ist von derselben Art, er steht in der Mitte der linken Wand. Wir knieten vor ihm nieder. Nachdem wir einige Zeit in stillem Schmerze da geweilt hatten, begann die Messe vor dem Altare, der sich im Hintergrunde der Gruft aufbaut. — Hierauf begaben wir uns in die große, wenig schöne Klosterkirche. Um halb neun verließen wir, mit Wehmut erfüllt, den traurigen

Ort und suchten uns in der schönen Natur etwas zu zerstreuen." — An die trüben Stunden am Sarge der Schwester reihten sich die im Königspalaste Necessidades mit großem Glanz begangenen Feste der fröhlichen Vermählung des Bruders mit der holden Prinzessin, die dem Prinzen wie eine „schöne und liebliche Erscheinung" erschien.

Im November des gleichen Jahres begab sich der Prinz in Begleitung des Premierleutnants von Schrötter nach Südfrankreich, wobei er den französischen Militäreinrichtungen besondere Aufmerksamkeit widmete. Er verlebte dann das Weihnachtsfest bei den Eltern und Geschwistern in Hyères, das sich der leidende Fürst Karl Anton zum Winteraufenthalt erkoren, und trat Anfangs Januar 1862 von Marseille aus in Gesellschaft seines eben genannten militärischen Begleiters die Fahrt nach Algier an.

Es war eine neue Welt, die sich dem Prinzen Karl hierbei öffnete und die vor ihm eine Reihe der buntfarbigsten, fesselndsten Bilder entrollte. An einen längeren Aufenthalt in Algier selbst schloß sich eine größere Reise in das Innere des Landes, und zwar von Philippeville aus, bis wohin das Dampfschiff benutzt worden war. Das Wetter hatte gerade diese Fahrt sehr begünstigt, an die sonnig-schönen Tage reihten sich die feierlich-stillen Nächte mit dem glänzenden Schimmer der Sterne. In Philippeville sowohl wie auch in den andern Militärstationen, die besucht wurden, lernte der Prinz des näheren die Truppenorganisationen kennen und machte sich vertraut mit dem Dienst und dem entsagungsvollen Leben der französischen Kolonialarmee. Die französische Regierung hatte alles getan, um dem fürstlichen Gast den Aufenthalt auf afrikanischem Boden möglichst angenehm und nutzbringend zu gestalten: freilich gab es genug der Strapazen, aber sie wurden willig ertragen, im Gegenteil, dem Prinzen Karl war es grad recht, einmal los-

gelöst zu sein von den sogenannten Bedürfnissen der großen Welt und dem höfischen Zwange, von dem er nie ein Freund gewesen und nie geworden, und es bereitete ihm die tiefste Genugtuung, sich mit voller Hingebung und freudigem Genuß in die geheimnisvollen Schönheiten der Natur, die ihn hier fremdartig auf Schritt und Tritt umgaben, zu vertiefen.

Mit der Diligence wurde Constantine erreicht, das alte Ciret, die einstige Hauptstadt Numidiens, auf hohem, schroffem Felsplateau in malerischer Lage sich ausdehnend, reich an Erinnerungen römischer Vergangenheit. Unter der Führung des Divisions-Generals Desvaux besuchte der Prinz das Gelände, auf dem sich die erbitterten und blutigen Kämpfe zwischen den andrängenden Franzosen und den die Stadt verteidigenden Arabern abgespielt. An den letzten Bey gemahnte der von dem jedesmaligen französischen Kommandeur bewohnte Palast, dessen innere Gärten mit ihren farbigen Blumenbeeten, Orangenbäumen und Palmen, unter denen sich zierliche Gazellen tummelten, und mit ihren plätschernden, willkommene Kühlung verbreitenden Springbrunnen breite Säulengalerien umgaben. Aus blinkendem weißem Marmor waren diese über zweihundert Säulen gefertigt, und wenn sie abends von flimmernden Mondstrahlen getroffen wurden und letztere mit silbernem Schein Hallen und Höfe umspielten, war der Eindruck ein völlig märchenhafter.

Nach dreitägigem Aufenthalt ging es nach Batna, und zwar zu früher Morgenstunde, die eine unvermutete Ueberraschung brachte, denn in der Nacht war dichter Schnee gefallen, und große Flocken umwirbelten noch die Diligence, auf deren Vordersitzen der Prinz und sein Gefährte Platz genommen. Die Gegend war eintönig, und die Kälte so streng, daß man bei der Rast, die man gelegentlich in einer einsamen Karawanserei machte, sehr wohltätig das lodernde Kaminfeuer empfand. Erst mit Einbruch der Dämmerung er-

reichte man Batna, an dessen Häusern lange Eiszapfen hingen; es herrschte dort ein reges militärisches Leben, da gerade die Ablösung der Garnison erfolgte. Ein eintägiger, zu Pferde unternommener Ausflug galt der alten Römerstadt Lambessa, deren einstiges Gebiet noch bedeckt war mit unzähligen Trümmern, die Zeugnis ablegen von dem bedeutenden Umfang, den die römische Kolonisation hier gehabt.

Unter Begleitung einer Eskorte von Spahis ging's dann nach Biscara, und rasch kam man aus dem Winter wieder in den Sommer, denn meist wurde der Ritt im Galopp zurückgelegt, falls ihn nicht jähe, scharfkantig zerrissene Einbuchtungen hinderten, welche jedoch die in den gewagtesten Kletterkünsten erfahrenen Pferde geschickt überwanden. Von menschlichen Wohnungen war nichts zu entdecken, wohl aber zeigten vielfache Reste von Bauten, daß sich im Altertum hier zahlreiche Ortschaften mit werktätigem Leben und Schaffen befunden. Mit inniger Freude wurde der herrliche Palmenwald von El-Kantara begrüßt, der sich plötzlich nach einer Biegung um einen Felsvorsprung wie ein Wunder vor den erstaunten Blicken der Reiter ausbreitete, deren Augen nach dem langen Tagesritte durch die eintönige, gelbbraune, sonnverbrannte Gegend geblendet und ermüdet waren. Das ganze Bild mit den unzähligen Palmen, die ihre grünen Kronen hoch in die Lüfte reckten, mit den lustig rieselnden und sprudelnden Quellen, mit der mit Schießscharten und viereckigen Türmen versehenen lehmfarbenen, die Oase umgebenden Mauer, mit den aus dem dichten Grün hell hervorleuchtenden weißen Häuschen, alles eingehüllt in den purpurnen Strahlenmantel der scheidenden Sonne, wirkte wie ein liebliches Bild aus Tausend und einer Nacht. Und dieser Eindruck wurde noch erhöht durch vielfache Gruppen von in weiße Burnusse gekleideten Arabern, aus denen sich die würdevollen Gestalten der drei Scheiks loslösten, mit dem Zeichen

der Unterwürfigkeit dem Prinzen entgegentretend und ihn bittend, ihre Gastfreundschaft anzunehmen.

Der Aufenthalt war leider nur ein kurzer, denn schon am nächsten Morgen wurde der Ritt fortgesetzt; wieder durchquerte man gebirgiges, verlassenes Terrain, das an vielen Stellen einen blendend silbernen Glanz aufwies, da das Erdreich untermischt war mit großen Massen von Salz. Unterwegs traf man auf eine Kamelkarawane, die Rast gemacht, und auf eine Eskorte afrikanischer Chausseurs, beides von lebhaft fesselnder Szenerie, und dann, ehe das Gebirge erreicht war, tauchte plötzlich eine Fata-Morgana auf, mit breitem Wasserfall und schäumenden Sturzwellen, die ebenso schnell verschwand, wie sie erschienen. In Biscara, wo man den Nordrand der großen Wüste erreicht hatte, fand der Prinz wiederum die gastfreundlichste Aufnahme. Ein wundervoller Palmenwald, in welchem verstreut die weißen Häuschen und einige zierliche Minarets lagen, breitete sich auch hier aus; von großer Ursprünglichkeit war das ganze Leben und Treiben der Bewohner der sieben Dörfer, die diese Oase umschloß.

In Biscara wurden schnell alle Vorbereitungen getroffen zu einem mehrtägigen Wüstenritt durch die Sahara. Zehn Maulesel trugen die Zelte und Lebensmittel, und eine Eskorte von Spahis sorgte für die Sicherheit. Ohne Weg und Steg ritt man durch das unendliche Sandmeer, meist im Schritt, da die Pferde geschont werden mußten. Die erste Rast wurde unter den hochstrebenden Palmen der Oase Mdonkal gehalten, in welcher der Scheik mit seinen Söhnen und anderen vornehmen Arabern dem Prinzen den Willkommen darbot. Die Nacht verbrachte man in den mitgeführten Zelten, die von einem heftigen Sturm fast fortgeweht wurden; mit dem Gebell der Schakale vermischte sich das dumpfe Heulen der Hyänen und das Gekläff der Hunde. Noch ehe das Tagesgestirn erschien, ging

es weiter, denn ein achtzehnstündiger Ritt stand bevor. Von neuem durchmaß man weite salzbedeckte Flächen, die den täuschenden Eindruck frischer Schneefelder erweckten. Die Hitze war sehr stark, und die heiße Luft hatte eigentümliche optische Erscheinungen zur Folge, denn die den Boden spärlich bedeckenden niedrigen Stauden wuchsen in einiger Entfernung zu mächtigen Bäumen empor, die sich zu dichten Waldungen vereinten, während die in der Ferne weilenden Kamele riesenhaften Ungeheuern glichen. In der Oase Bousaada wurden die Nacht und der nächste Tag verbracht, dann aber die Reise fortgesetzt, nachdem noch die Scheiks und Kaids dem Prinzen ihre Freude und ihren Dank ausgedrückt hatten für seinen Besuch, den sie als glückbringend betrachteten, da ihnen gewiß nun viel Regen und eine gute Ernte beschieden sein würden.

Die folgende Nacht kampierte man in der Wüste: der Scheik der nächsten Ortschaft hatte sich mit seinem ganzen Hausstand aufgemacht, um den Prinzen zu begrüßen, und hatte ihm ein prächtiges arabisches Zelt errichtet, in dessen Nähe sechs weitere Zelte sich erhoben, in denen sich die Mitglieder der Eskorte häuslich einrichteten. Die Frauen der Scheiks sorgten für die Küche, die natürlich völlig einheimisch war, und am Abend wurde das kleine Lager mit einem Verhau aus dünnen, vielzweigigen, trockenen Stauden umgeben, um einen näheren Besuch der Schakale und Hyänen zu verhindern. An den flammenden Feuern sah man die Gruppen der Spahis und weiß verhüllten Araber, dies wiederum eine packende malerische Szene. Der letzte Tag brachte noch eine unerwartete Ueberraschung, denn ein Samum überfiel die Reisenden und zwang sie, die Pferde zu verlassen, um sich durch Decken und sonstige Hüllen gegen den mit voller Wucht herankommenden Sandsturm zu schützen, und erst nach einigen Stunden konnte der Ritt fortge-

setzt werden, der noch eine zweite unvermutete Ueberraschung brachte, denn aus dem wirbelnden Staube des noch immer heftig wehenden Windes tauchte eine Schar Araberreiter in flatternden Mänteln und mit blinkenden Waffen auf, sich in wildem Ritt nähernd, dem Prinzen durch eine Fantasia huldigend, wobei es, wie üblich, nicht an gellendem Geschrei und krachenden Flintenschüssen fehlte.

Nachdem noch in Algier ein mehrtägiger Aufenthalt genommen, wurde Oran besucht und von hier die Heimreise angetreten, die über Gibraltar und Spanien, wo der Hof zu Madrid den Prinzen sehr auszeichnete, nach Paris ging. Auch hier erfreute sich der Prinz der denkbar liebenswürdigsten Aufnahme und trat in nähere persönliche Beziehungen zu seinen dortigen Verwandten. Die kaiserliche Familie widmete ihm zahlreiche Aufmerksamkeiten, und Prinz Karl gewann in seiner offenen Art, sich zu geben, und in seinem ruhig bescheidenen Auftreten das besondere Zutrauen des Kaisers, das übrigens aufrichtig erwidert ward. Der glänzende Hof und die prunkende Weltstadt an der Seine übten auf den Prinzen eine große Wirkung aus; es scheint, daß auch sein Herz gefangen genommen ward durch eine schöne Verwandte, deren Bild ihm in die deutsche Heimat folgte, welch' letztere er nach langer Abwesenheit mit Freuden wieder begrüßte, Rast bei den teuren Eltern und Geschwistern in Düsseldorf machend.

Den Sommer verlebte Prinz Karl in Bonn, die dortigen Universitätsvorlesungen besuchend und daneben private Vorträge hörend über Kunstgeschichte von Professor Springer, mit welchem er wiederholt die Rheinlande durchstreifte, sein besonderes Interesse den verschiedenartigen Baudenkmälern zuwendend, wie er überhaupt von früh an rege Teilnahme gezeigt für Architektur und Kunst, was er in späteren Jahren in fördersamster Weise betätigen konnte. Im Herbst

kehrte der Prinz nach Berlin zurück und trat als Premier-Leutnant bei den 2. Garde-Dragonern ein, welcher Dienst ihm sehr zusagte. Das alte Leben begann von neuem: wieder wurde ein reger Verkehr unterhalten mit der königlichen Familie, und zumal der

Prinz Karl als Premier-Leutnant im 2. Garde-Dragoner-Regiment.

Kronprinz sah gern in seinem Hause den jungen Vetter, der sich so vorteilhaft von andern Fürstensöhnen, die das Leben nur als eine Reihe von Unterhaltungen betrachteten, unterschied.

Im Dezember 1863 weilte Prinz Karl abermals am französischen Hofe und gehörte zu dem kleinen Cercle

in Compiègne, woselbst das Kaiserpaar nur die Vertrautesten um sich sah und sich ganz anders gab, wie in den goldschimmernden Sälen der Tuilerien. In dem eng begrenzten Kreise war neben dem höchsten Adel, der sich bei näherem Zuschauen freilich meist neuerer Herkunft erwies, auch Literatur, Wissenschaft, Kunst und Presse vertreten, und der Prinz lernte hier weitbekannte, geistreiche Männer kennen, welche die geselligen Unterhaltungen zu wahrhaft genußvollen machten. Am Tage tönte oft das Hifthorn, zur Jagd ritt man hinaus, die Herren in den vorgeschriebenen prächtigen Kostümen aus dem 18. Jahrhundert, die Kaiserin mit ihren Begleiterinnen in malerischen Amazonenanzügen, mit federgeschmückten, dreieckigen Hüten auf den Köpfen.

Wieder in Berlin, wieder in der Front und dem gewohnten Geleise, fiel die Eintönigkeit des Dienstes dem Prinzen, dessen reger Geist andern Aufgaben zustrebte, die wohl schon damals hinauswanderten über die Grenzen der preußischen Hauptstadt und sich mit Zielen beschäftigten, welche erheblich von der Gleichmäßigkeit des militärischen Einerleis abwichen, sehr schwer. Auch sein Herz war von einem lieblichen Bilde erfüllt, das mit teuren Erinnerungen verbunden war an jene schöne Verwandte, mit welcher der Prinz häufig in Compiègne zusammen gewesen. Den holden Hoffnungen, mit denen er sich damals noch trug, mußte er alsdann entsagen, da sich einer Verbindung viele vom französischen Hofe ausgehende Hindernisse entgegenstellten, die bei dem später erfolgenden verneinenden Entscheid des Hauptes des Gesamthauses Hohenzollern ihre ausschlaggebende Rolle spielten.

Da brachten die Kriegsereignisse des Jahres 1864 eine wichtige, willkommene Ablenkung. Die Garde-Dragoner waren nicht in die Mobilmachung eingezogen worden, aber den Prinzen hielt es nicht länger in Berlin, nachdem preußische Truppen Schleswig-Holstein

besetzt hatten und jeden Augenblick ins feindliche Feuer kommen konnten. Er bestürmte seinen Vater mit Bitten, den König zu veranlassen, ihn auf den

Prinz Karl als Ordonnanzoffizier in Schleswig-Holstein (1864).

Kriegsschauplatz zu schicken, und König Wilhelm, dem die inneren Kämpfe des Prinzen nicht fremd geblieben, erfüllte den Wunsch, den Prinzen seinem Sohne, dem Kronprinzen, als Ordonnanzoffizier zuteilend. Ein größeres Glück hätte dem jungen Hohen-

zollern nicht begegnen können! Seit langem war er von einer wahren, herzlichen Verehrung zu dem älteren Verwandten erfüllt, die ebenso warm erwidert wurde, aus welcher gegenseitigen Zuneigung sich während des Feldzuges jene starke und treue Freundschaft entspann, die sich fernerhin in Freud und Leid fest bewähren sollte, erst ihren Abschluß findend mit dem Hinscheiden des Kaisers Friedrich.

Hatte der Kronprinz, der zu dem Stabe des Feldmarschalls Grafen Wrangel zählte, auch kein militärisches Kommando erhalten, aus bestimmten Gründen der Rücksichtnahme auf die gespannten politischen Verhältnisse, so war ihm doch eine schwierige und verantwortungsvolle Tätigkeit zuerteilt, die gleich hohe Ansprüche an den Soldaten, der scharfen Auges die Operationen überwachen mußte, wie an den Diplomaten, der durch seine liebenswürdige Persönlichkeit manchen Gegensatz ausgleichen und manche Kluft überbrücken sollte, stellte.

Als sich Prinz Karl vor seiner Abreise von Berlin vom König verabschiedete, ermahnte ihn dieser in seiner gütig-väterlichen, treuen Weise: „Sieh' Dich vor und sei nicht zu tollkühn, denke an Deine Eltern und an noch jemand." Mit den letzteren Worten deutete der König auf die oben erwähnte Neigung des Prinzen hin, und er sagte später mit Rücksicht darauf: „Mir selbst ist es nicht so leicht gemacht worden, meine Jugendliebe zu überwinden, für mich trat kein Kriegs- und Feldleben zerstreuend dazwischen."

Die Abreise des Prinzen Karl von Berlin erfolgte am Abend des 6. Februar, in Begleitung des Erbprinzen Friedrich von Anhalt, zu welchem Prinz Karl verwandtschaftliche wie freundschaftliche Beziehungen hatte. Die Fahrt ging über Hamburg, Neumünster, Rendsburg und Schleswig nach Flensburg, wo Prinz Karl sich zum Kronprinzen gesellte und ihm einen Brief König Wilhelms übergab. Zwischen Schleswig und

Flensburg hatte der Prinz das Gefechtsfeld von Oeversee und Bilschau passiert, auf dem noch zahlreiche Tote lagen, vielfach dem österreichischen Regiment „Belgien" angehörend. Mit welchen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren der Feldzug verbunden

Im Feldzuge 1864.

Prinz Karl von Hohenzollern | Kronprinz Friedrich Wilhelm | Die Adjutanten: Major von Schweinitz | Hauptmann v. Lucadou

war, sollte Prinz Karl bald zur Genüge kennen lernen. Am 12. Februar, einem schönen, kalten Tage, hatte der Kronprinz mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und Prinzen Karl, begleitet von Oberst von Graberg, Oberst Mertens, den Majoren von Schweinitz, Graf Finkenstein und von Herzberg, dem Hauptmann

von Lucadou und Premier-Leutnant von Vietinghoff, eine Fahrt nach Schleswig unternommen, bis dorthin mit der Bahn; von da ging's in einem Leiterwagen nach den nahen Dannewerken, wiederholt mußte man wegen des tiefen Schnees aussteigen, in den man oft einsank. Nachmittags ward die Rückkehr nach Flensburg mit einem Sonderzug angetreten, der zunächst in Ohrstedt eine Stunde Aufenthalt hatte, dann aber wegen des Unwetters häufig halten mußte. Die Nacht brach herein, die vom Sturm gepeitschten Schneewolken verwehten die Bahn derartig, daß der Zug hinter der Station Eggebek völlig eingeschneit ward und weder vor- noch rückwärts konnte. Man entschloß sich, zu Fuß zu dem fünfzehn Minuten entfernten Bahnhof zurückzukehren. Kaum aber hatte man den Wagen verlassen, so versank man schon tief im Schnee; jeder mußte seine volle Kraft aufbieten, um nicht von dem rasenden Sturm umgeworfen zu werden. Dicht hintereinander schritt die kleine Schar auf dem Eisenbahndamm entlang, einer eng hinter dem andern, des öfteren mußte man Halt machen und sich umdrehen, um in dem wilden Schneesturm Atem zu schöpfen. An manchen Stellen lag der Schnee vier Fuß hoch, einer half dem anderen, hätte sich einer von dem kleinen Kreise verloren, er wäre rettungslos verweht worden. Die an sich kurze Strecke kam Allen wie eine Ewigkeit vor, und völlig erschöpft langte man am Stationshause an, nahe demselben ein kleines Wirtshaus findend, in welchem man sich mit kaltem Schweinefleisch und Kartoffeln stärken konnte. Gern halfen die Besitzer mit Strümpfen und Schuhen aus, und während der Kronprinz wie der Großherzog Betten erhielten, mußten sich die Uebrigen mit einer auf dem Boden ausgebreiteten Streu begnügen, was aber die gute Stimmung keineswegs beeinträchtigte. Die Nacht war sehr kalt, mit recht erstarrten Gliedern erhob man sich kurz nach der fünften Stunde und begrüßte gern den heißen

Kaffee. Tauwetter trat ein, so daß kurz nach 9 Uhr die Bahn frei war, und man die Rückfahrt nach Flensburg binnen einer Stunde antreten konnte.

Wenige Tage später sollte Prinz Karl, der sich stets beim Kronprinzen befand, den blutigen Ernst des Krieges aus nächster Nähe kennen lernen. Am 22. Februar, um 1 Uhr morgens, fuhr man im heftigsten Schneegestöber mit Extrapost von Hadersleben über Apenrade und Feldstedt nach Gravenstein, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, im dortigen Schloß um die sechste Morgenstunde eintreffend und nach kurzem gemeinschaftlichem Frühstück die Pferde noch in völliger Dunkelheit besteigend. Der Schnee wehte den Reitern, unter denen sich neben dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl der Prinz Friedrich Karl, Prinz Albrecht (Sohn), der Feldmarschall Graf Wrangel und die Offiziere des gesamten Stabes befanden, so heftig ins Gesicht, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten. Ueber die Pontonbrücke bei Ekensund und über Broacker ging es auf einen den Düppeler Schanzen gegenüber gelegenen, hohen Punkt, nur war die Aussicht durch das Schneetreiben und den Nebel recht behindert. Es galt heute eine größere Erkundung gegen die Düppelstellung vorzunehmen, bei welcher die 6. Division die Büffelkoppel an der Chaussee Hübel-Sonderburg, die 13. Division Rackebüll einnehmen sollte. Alsbald vernahm man das Knattern des Gewehrfeuers, in das sich einzelne Kanonenschüsse mischten: die drei Brigaden Roeder, Canstein und Göben waren gleichzeitig um 7 Uhr früh in das Gefecht getreten. Nachdem die Beobachtenden, welche die Pferde verlassen hatten, zwei Stunden im tiefen Schnee gestanden, ohne viel von dem Gefecht zu sehen, ritten sie nach Nübel, dort den zurückkehrenden Truppen mit zahllosen dänischen Gefangenen begegnend. Auf der großen Straße nach Sonderburg kamen die fürstlichen Reiter in den Bereich der feindlichen Kugeln, die an

ihnen vorüberpfiffen und nicht weit von ihnen einschlugen; gleichzeitig dröhnte die starke Kanonade aus den Schanzen herüber. Kurz vor Gravenstein wurde Halt gemacht, und ließ Prinz Friedrich Karl seine Truppen an sich vorübermarschieren; große Gefangenentransporte schlossen sich an, eine Reihe von Wagen barg die Gefallenen und Verwundeten. Am Morgen des nächsten Tages empfing der Kronprinz eine Depesche seines Vaters: „Gratuliere zur empfangenen Feuertaufe, Gott schütze Dich!"

Noch mehr an den Feind sollte Prinz Karl am 8. März gelangen. Die Nacht hatte er mit dem Kronprinzen in einem Kruge des Dorfes Vonsild verbracht, aber nur wenige Stunden Ruhe, häufig durch Anfragen, Lärm auf der Straße und Signale etc. gestört, waren ihm beschieden gewesen. Um die dritte Stunde erhob er sich und ritt mit dem Kronprinzen nach kurzem Frühstück in dunkler Nacht durch Kolding, bei anbrechendem Tag die Truppen erreichend, die nebst dem österreichischen Korps unter Gablenz die jütische Grenze überschritten und auf Veile und Fridericia energisch vorrückten. Kurz nach 9 Uhr kamen die Reiter dem Gefechtsfeld näher, heftiger Kanonendonner erscholl, die aus Fridericia geworfenen Granaten durchflogen die Luft. Der Kronprinz erlaubte seinem Vetter, ins Freie vorzureiten; Prinz Karl ritt bis zu der beim Heisekrug stehenden Batterie von Ribbentrop, die ein erfolgreiches Feuer unterhielt. Dann sprengte er noch weiter, an Toten und Verwundeten vorüber; bald aber zogen sich die Dänen unter dem Schutze der Kanonen von Fridericia in die Festung zurück.

Am 17. März hatte Prinz Karl die große Freude, seinen Vater, den Fürsten Karl Anton, zu begrüßen, der auch seitens des Kronprinzen aufs herzlichste bewillkommnet wurde und sich einige Zeit dem Hauptquartier anschloß. Hatte doch Fürst Karl Anton, als

er den König gebeten, seinen Sohn Karl am Feldzuge teilnehmen zu lassen, jenem Briefe hinzugefügt: „Es bedarf keiner Erwähnung, daß, falls Ew. Majestät auch untergeordnete Kräfte bedürfen sollten, Allerhöchstdieselben mich nicht vergessen werden — — für die kriegerische Aktion glaube ich einigen Stahl und gesundes Blut zu besitzen.“ Der Fürst, der später sehr fesselnde Beobachtungen: „Ueber die Kriegführung in Schleswig und Jütland 1864“ niedergeschrieben, konnte auch Zeuge des Mutes seines Sohnes sein, der am 19. März wiederum in heftiges Feuer kam, in die Tirailleurlinien reitend, die nur zwanzig Fuß von den feindlichen Linien entfernt lagen. Deutlich vermochte der Prinz die Befestigungen von Fridericia zu sehen mit den einzelnen Geschützen auf den Wällen und den Mannschaften; trotz Granaten und Kugeln hielt er längere Zeit aus, dann zurückreitend und dem Kronprinzen Bericht erstattend. Auch der nächste Tag, der Palmsonntag, brachte den Prinzen Karl wiederum ins Feuer. Während der Kronprinz von einem Gehöft aus die Beschießung Fridericias, das an verschiedenen Stellen brannte, beobachtete, ritt Prinz Karl zu den preußischen Batterien, die starkes Feuer empfingen; mehrere Granaten platzten in unmittelbarer Nähe und die Stücke fielen dicht neben dem Prinzen nieder. Er ließ sich dadurch aber nicht abhalten, auch die übrigen Batterien zu besuchen, gleichfalls mehrmals dem Granatfeuer ausgesetzt, und dasselbe ereignete sich an den folgenden Tagen beim Besuch der Vorposten nahe den Düppeler Schanzen.

Dem Sturm auf dieselben, am 18. April, wohnte der Prinz mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Karl, seinem Vater etc. vom Observatorium bei Dünth bei, mit Bewunderung das rasche, todesmutige Vordringen der Sturmkolonnen verfolgend, die bald die preußischen Fahnen auf den eroberten Stellungen aufpflanzten. Er ritt dann nach dem Verbandplatz, tief er-

schüttert von den blutigen Szenen, die sich vor ihm entrollten, und die ihre Fortsetzung fanden am nächsten Tage, an welchem er mit dem Kronprinzen die eroberten Schanzen besuchte, der Beerdigung der Gefallenen beiwohnend. Nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen schrieb der Kronprinz an Max Duncker: „Nie werde ich die Erlebnisse, die unbeschreiblich grellen Gegensätze der Gefühlsmomente vergessen, die am 18. April bei Düppel sich meiner bemächtigten. Ich habe Gott gedankt, daß 1864 Preußen nach fünfzig Jahren dasselbe Volk in Waffen geblieben ist wie zur großen Freiheitszeit, und daß die aus einem ganz einzig in der Welt dastehenden Material gebildete Armee ihre Schuldigkeit getan, dem in sie gesetzten Vertrauen vollständig entsprochen hat.“ Gern hätte der Kronprinz nun einen Waffenstillstand eintreten sehen, der ihm erlaubt hätte, die Armee zu verlassen. „Da Sie,“ bemerkte er in seinem Briefe an Duncker, „meine glückliche Häuslichkeit kennen, werden Sie begreifen, daß mir das Längerverbleiben nicht leicht wird.“

Inmitten des Kriegstumultes, erfüllt von Freude über die preußischen Waffentaten, aber auch in ernster Stimmung ob der schweren Verluste, konnte Prinz Karl am 20. April in Flensburg seinen 25. Geburtstag begehen, zu welchem ihn der Kronprinz als erster am frühen Morgen auf das herzlichste beglückwünschte. Daß er diesen Tag mit dem teuren Vater verlebte, machte ihn für den Prinzen zu einem besonders erinnerungsvollen; während des von dem Fürsten Karl Anton veranstalteten Mittagsmahls, dem auch der Kronprinz beiwohnte, lief eine Drahtung des Königs ein, mit der Mitteilung seiner am nächsten Tage erfolgenden Ankunft, da er seiner braven Armee selbst danken wolle. Dem festlichen Empfang am 21. April wohnte Prinz Karl bei, den der König herzlichst umarmte; mit den übrigen Fürstlichkeiten und den Herren des Hauptquartiers schloß sich Prinz Karl dem jubelnd

empfangenen Herrscher an, der bei Atzbüll über die Truppen, aus denen die Sturmkolonnen herausgezogen waren, eine Parade abhielt. Nach derselben wurden die Schanzen besucht, und auch an den nächsten Tagen ward seitens des Königs und seiner Begleitung die Besichtigung der Truppen und der Besuch der Lazarette fortgesetzt. Am 23. April überreichte der Kronprinz dem Prinzen Karl das Ritterkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern, und als sich Prinz Karl beim König dafür bedankte, umarmte ihn dieser herzlich, mit dem Wunsche, daß er diese wohlverdiente Auszeichnung stets tragen möge in einem langen, erfolgreichen Leben.

Am gleichen Tage begleitete Prinz Karl, zugleich mit dem Kronprinzen, den König nach Schleswig, wo großer Empfang stattfand, an den sich ein Besuch der verschiedenen Lazarette schloß. Bei der Abfahrt des Königs nach Berlin verabschiedete sich der Herrscher auf das innigste vom Prinzen Karl, ihm sagend, er hoffe ihn im nächsten Monat gelegentlich der Taufe des Prinzen Wilhelm (des gegenwärtigen Fürsten von Hohenzollern), ersten Sohnes des damaligen Erbprinzen Leopold, in Düsseldorf zu sehen, der Kronprinz möchte ihm Urlaub geben. Prinz Karl folgte jedoch nicht dieser gütigen Aufforderung, sondern blieb beim Kronprinzen, der ihm am Abend des Tauftages, dem 8. Mai, im Namen seines königlichen Vaters den Roten Adlerorden 1. Klasse überreichte, mit folgender Depesche: „Die schöne Taufhandlung ist vorüber. Uebergib dem Karl die I. Klasse, wie ich die Brüder dekorierte.“ In jenen Tagen war Prinz Karl auch des häufigeren mit General von Moltke zusammen, der zum Chef des Generalstabes beim Feldmarschall Wrangel ernannt worden war.

Am 10. Mai wurde der Abschluß des Waffenstillstandes, der vier Wochen dauern sollte, bekannt, am 12. Mai, am gleichen Tage, an welchem die Waffen-

ruhe begann, verließ der Kronprinz mit dem Prinzen Karl das Hauptquartier, von Veile aus über Kolding, wo der Tee beim Feldmarschalleutnant Gablenz eingenommen wurde, und Hadersleben wie Apenrade nach Flensburg und von dort nach Rendsburg fahrend. Am Nachmittag des 13. Mai erfolgte die Ankunft in Altona; hier erwartete die Kronprinzessin ihren Gemahl, und im offenen Wagen ging's durch Altona nach Hamburg, woselbst im Hotel de l'Europe gemeinsamer Aufenthalt genommen wurde. Dort traf auch der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein ein, mit welchem die kronprinzlichen Herrschaften sowie Prinz Karl manch angeregte Stunde verbrachten.

Am Nachmittag des Pfingstsonntages, den 15. Mai, reiste Prinz Karl mit dem Kronprinzenpaar in einem Sonderzuge über Büchen nach Lübeck, auf allen Bahnhöfen war jubelnder Empfang. In Lübeck erwartete Ernst Curtius, der einstige Erzieher des Kronprinzen, seinen ehemaligen Zögling und dessen Gemahlin, sie wie den Prinzen Karl am nächsten Tage mit den schönen Kirchen, öffentlichen und privaten Gebäuden der alten Hansestadt bekannt machend. Dem Kronprinzenpaare wurde überall auf das freudigste gehuldigt; Prinz Karl vertiefte sich voll froher Hingebung in die altertümlichen Schönheiten vaterländischer Kunst und Kunstgewerbes, die ihm hier in so erlesener Weise und im geeigneten heimischen Rahmen entgegentraten. An dem Mittagsmahl nahm auch, neben Ernst Curtius und dessen Bruder, der zu den Lübecker Senatoren gehörte, Emanuel Geibel teil, der am Abend, als der Kronprinz mit dem Prinzen Karl und einigen Herren einer Einladung nach dem Ratskeller gefolgt war, bei altem Rheinwein voll tiefer Bewegung und mit dichterischem Feuer einen packenden, echt militärischen Spruch Max von Schenckendorfs vortrug, nach einer vaterländisch empfundenen Einleitung. Der Kronprinz trank auf das Wohl Lübecks und auf Ernst

Curtius, durch den er sich mit der Stadt so eng verbunden fühlte.

Am Morgen des nächsten Tages, dem 17. Mai, erfolgte die Abfahrt von Lübeck und traf man um 3 Uhr nachmittags in Berlin ein, wo auf dem Bahnhofe großer Empfang, im Beisein des Prinzen August von Württemberg, der Generalität etc., stattfand. Vorher, im Eisenbahnabteil, hatte der Kronprinz vom Prinzen Karl den herzlichsten Abschied genommen, er umarmte ihn und sagte, er hätte ihn noch lieber gewonnen, wie er ihn schon gehabt hätte; auch die Kronprinzessin umarmte mit innigen Worten den Prinzen. Kurz nach dem Eintreffen auf dem Bahnhofe fuhr Prinz Karl mit den Majoren von Schweinitz und Graf Finkenstein im offenen Wagen zum Palais des Königs, die Linden entlang, die dicht mit jubelnden Menschenmengen angefüllt waren. Der König empfing gleich nach dem Kronprinzen den Prinzen Karl in der gütigsten und wärmsten Weise, ihn in die Arme schließend und ihm viel Gutes und Liebes sagend.

Wohnhaus des Prinzen Karl in der Alten Jakobstraße 173, Berlin (1866).

Zur Erinnerung an die gemeinsam verlebten großen Ereignisse widmete der Kronprinz seinem Vetter einen Ehrensäbel, zu dessen kunstfertigem Griff die Kronprinzessin die Zeichnung gemacht hatte, und den er dem Freunde überreichte gelegentlich der Taufe des Prinzen

Sigismund, seines jüngsten Sohnes, bei welchem der Prinz Patenstelle übernommen. Während des Feldzuges hatte sich Prinz Karl ein Ohrenleiden zugezogen, das ihn zwang, ein Schweizer Bad aufzusuchen; dann ging es wieder zurück nach Berlin, zurück zum Dienst bei den 2. Garde-Dragonern.

Daß nach dieser buntbewegten und ereignisvollen kriegerischen Zeit, die für sein militärisches Wissen und Können von größter Wichtigkeit gewesen, dem Prinzen der Garnisondienst erst recht nicht behagte, läßt sich leicht denken. Dazu gesellten sich wohl allerhand Verstimmungen, erzählte man sich doch, daß seine Beförderung infolge seiner freisinnigen Anschauungen und seines geselligen Verkehrs in angesehenen liberalen Familien eine langsamere wäre, wie es sonst bei Mitgliedern souveräner Häuser der Fall. Aber ganz abgesehen davon und von der Einförmigkeit des Dienstes bot Berlin dem jungen Hohenzollern nichts für den vollen Tatendrang, der sich immer stärker in ihm regte, und für sein ernstes Streben, ein hochgestelltes Ziel zu erreichen.

So verlief ereignislos das Jahr 1865. Dann brach 1866 an, das dem Prinzen Karl die bedeutsamste Entscheidung seines Lebens, den Antrag, die Krone Rumäniens auf sein junges Haupt zu setzen, brachte.

Ehe wir uns diesem folgenreichen Ereignisse zuwenden, werfen wir einige nähere Blicke auf jenes Land, das bald die zweite Heimat des Prinzen Karl werden sollte.

DRITTER ABSCHNITT.

Rumäniens Entwicklung.

Rückblicke. — Die Entstehung Rumäniens. — Das rumänische Volkstum. — Moldau und Walachei. — Das Verhältnis zur Pforte. — Die Herrschaft der Phanarioten. — Politischer Verfall und wirtschaftlicher Niedergang. — Der neue Staat Rumänien. — Fürst Alexander Kusa. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Der Sturz Kusas. — Proklamation der provisorischen Regentschaft. — Das Verlangen nach einem fremden Fürsten. — Nationales Hoffen und Sehnen. — Die Wahl des Grafen von Flandern. — Napoleons Widerstand. — Dem Prinzen Karl von Hohenzollern wird die Krone angetragen. — Unsicherheit der Lage. — Der Aufruf des Bürgermeisters von Bukarest. — Volksabstimmung. — Ihr glänzendes Ergebnis. — Eine frohe Botschaft. — Es lebe Karl I.

Die frühe Geschichte des heutigen Rumänien und die Entwicklung des rumänischen Volksstammes sind teilweise noch in Dunkel gehüllt. Man nimmt an, daß zur Bildung der seßhaften rumänischen Völkerschaft in den Donaugebieten die durch Kaiser Trajan im zweiten Jahrhundert nach Chr. eingeleitete und später mit vielen Mitteln durchgeführte Romanisierung der Dacier den Anstoß gab und daß sich die Urbevölkerung vielfach mit Kolonisten vermischte, welche von verschiedenen Seiten in das Land drangen. Die einen Geschichtsforscher glauben, daß die romanisierten Dacier im Lande verblieben wären; die anderen dagegen, daß sie, als die Einfälle der Goten zum Ausgang des dritten Jahrhunderts begannen und Kaiser Aurelian zwangen, die Provinz Dacien wieder aufzugeben, nach Mösien, dem heutigen Bulgarien, und letzterem benachbarten Gebieten gezogen seien und sich dort seßhaft machten, was aus den rumänischen Kolonien in Bulgarien, Macedonien, Albanien etc. hervorgeht. Man

darf aber wohl voraussetzen, daß sich hauptsächlich die Militärkolonien auflösten und bloß die begüterten oder mit der römischen Verwaltung verknüpften Einwohner die heimische Scholle verließen — von denen übrigens sicherlich ein Teil wieder zurückgekehrt ist — daß jedoch die Zurückgebliebenen trotz des Eindringens der Barbaren und der fortgesetzten kriegerischen Wirren die römischen Ueberlieferungen und die römische Sprache pflegten, wennschon die Vermischung der letzteren mit vielen fremden und zumal slawischen Einflüssen nicht zu vermeiden war. Auch die Annahme dürfte nicht ausgeschlossen sein, daß sich vor dem Völkersturm viele Kolonisten in die unzulänglichen Gebirgsgebiete der Karpaten geflüchtet und dort engere Gemeinschaften gebildet hatten, die geraume Frist hindurch das römische Volkstum vertraten. Ueber die folgenden Zeiten sind uns keinerlei geschichtlich zuverlässige Ueberlieferungen erhalten geblieben.

Erst als die fremden Völkerfluten des hunnisch-germanischen und slawisch-avarischen Vordringens sowie die Vernichtungszüge der Mongolen zurückebbten, stoßen wir auf die ersten Anfänge zur Bildung der rumänischen Donaufürstentümer, und zwar der Walachei zu Ende des 13. und der Moldau zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Damals regte sich in geschlossener Weise ein national-rumänisches Staatsgefühl. Zu Fürsten wurden die Domi — der uralte Nationalname für die Herrscher — gewählt; Männer, die sich durch ihre nationale Stellung und ihren Einfluß hervorgetan und welche Sorge trugen, daß ihre Söhne ihnen auf dem Fürstensitz folgten. Fehlten die direkten Nachkommen und fand sich kein geeigneter Bewerber unter den verwandten und versippten Familien, so wurde einer der Bojaren erkoren, welch letztere infolge ihres Grundbesitzes und ihrer kriegerischen Vorzüge — denn das Wort Bojare bedeutet Krieger — den ersten Platz in der Bevölkerung einnahmen.

Da die Fürstentümer bei weitem nicht so gefestigt waren, um feindlichen Angriffen widerstehen zu können, mußten die Regenten fremde Anlehnung suchen, die ihnen Schutz versprach, so Mirzea I., Fürst der Walachei, welcher den Bulgaren Silistria und die Dobrudscha entriß, den Türken mehrere Niederlagen beibrachte, aber doch 1391 mit Sultan Bajazid, dem dritten Sultan der Osmanen, einen Vertrag abschloß, der ihm die Selbständigkeit seines Fürstentums Gewähr leistete und in dem betont war, daß der Fürst nach seinen eigenen Gesetzen regieren könne und das Recht habe, mit seinen Nachbarn Krieg zu führen, Friedens- und Freundschaftsbündnisse zu schließen und über Leben und Tod seiner Untertanen zu bestimmen. Wörtlich heißt es dann weiter: „Die christlichen Fürsten sollen von den Metropoliten und den Bojaren gewählt werden, und für diese hohe Gnade und weil wir dieses Land in die Liste der andern unserm Schutz unterworfenen Länder eingeschrieben haben, soll es unserm kaiserlichen Schatz einen jährlichen Tribut von 3000 roten Piastern zahlen."

Der Vertrag wurde übrigens von beiden Seiten nicht gehalten; die Türken kümmerten sich wenig um den verheißenen Schutz, und ebensowenig Mirzea um den Sultan, den er am 27. September 1396 mit König Sigismund von Ungarn, mit welchem Friedrich VI., Graf von Zollern, Burggraf von Nürnberg, kämpfte, bei Nicopolis zu vernichten suchte, was freilich nicht gelang. 1460 wurde zwischen der Walachei und der Türkei ein neuer Vertrag geschlossen, der den Sultan und seine Nachfolger verpflichtete, gegen einen jährlichen Tribut von 10 000 Dukaten das Land zu schützen und es gegen alle Feinde zu verteidigen. Schon hier ist auffallend, daß die Türkei nicht einfach die Walachei besetzte und sie als ihr Gebiet erklärte, was auch bei der Moldau nicht der Fall war, deren Fürsten zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit den Sultanen mehrere

Schlacht bei Nicopolis (27. September 1396.)

Uebereinkommen schlossen, in denen anerkannt wurde, daß die Moldau ein freies und nicht erobertes Land sei, daß es aber dafür, im Falle eines Krieges, Truppen stellen und jährlich 4000 Dukaten entrichten müßte.

Beiden Fürstentümern fehlte es nicht an hervorragenden Männern, die in Krieg und Frieden Außerordentliches leisteten und deren Ruhm glänzend durch spätere Zeiten hallte, wie bei Stephan dem Großen, der von 1458 bis 1504 herrschte und 1475 bei Rahova ein

Stephan der Große in der Schlacht bei Rahova (1475).

türkisches Heer besiegte, sowie bei Michael dem Tapferen, der von 1593 bis 1601 regierte, die Moldau, Walachei und Siebenbürgen unter seinem Zepter — freilich nur für kurze Zeit — vereinend. Er schlug mehrfach große türkische Heere, rückte wiederholt über die Donau, die dortigen festen Plätze erobernd und zerstörend, und erwies sich als ebenso tapferer Krieger wie kluger Politiker, so daß sich Sultan Mohamed III. und Kaiser Rudolf II. um seine Bundesgenossenschaft bewarben. Mit vollem Recht ward ihm später, der unter ungünstigsten Zeitverhältnissen so Großes geleistet, in Bukarest, das oft den siegreichen

Herrscher empfangen konnte, ein stattliches Denkmal errichtet. J. Ch. von Engel, einer der früheren Geschichtsschreiber der Fürstentümer, sagt von ihm: „Gern streut man Blumen auf das Grab dieses walachischen Fürsten, der welthistorisches Interesse hat. Er half auf das kräftigste die türkische Barbarei von den übrigen Teilen Europas abwenden. Hätte er eine freiere Erziehung gehabt, wäre er nicht in so schwierige Zeitverhältnisse gefallen, hätte er nicht mit so unzuverlässigen und treulosen Bundesgenossen zu tun gehabt, er hätte Wunderdinge ausgerichtet und wäre mit Themistokles, mit Johann von Hunyad verglichen worden. Seine Regierung wäre, hätte sie länger gedauert, für das bessere Schicksal der an der unteren Donau liegenden Länder entscheidend gewesen. Aber im 43. Jahre seines Lebens ward er gewaltsam (durch Ermordung seitens eines Wallonenhauptmanns auf Veranlassung des österreichischen Generals Basta) aus seiner Laufbahn gerissen, die Folgen seiner Unternehmungen sind vereitelt und gleichsam in den leeren Raum der Zeiten verschwunden. — Aber der Geschichte Werk sei es, sein Andenken aufrecht zu erhalten und sein Lob zu verkünden, ohne seine Fehler zu verschweigen."

Denkmal Michael des Tapferen in Bukarest

Andere einheimische Regenten nach Michael dem

Tapferen waren bestrebt, Bildung, Gesittung und Sprache zu pflegen, so Fürst Vasille Lupu, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Einführung der rumänischen Sprache als Kirchensprache durchsetzte, eine wichtige Tat in bezug auf die späteren Anstrengungen, die Donaufürstentümer in den Machtbereich des Slawentums zu ziehen. Jenen hervorragenden Fürsten stand leider eine große Reihe anderer Herrscher gegenüber, die sich wenig um ihre Aufgaben kümmerten und durch Thronstreitigkeiten Zwietracht und Eifersucht in die Reihen der Bojaren trugen, welch letztere wiederum bestrebt waren, sich der Regierung zu bemächtigen. So berichtet der k. k. Rath und Gesandte Bartholomäus Petz an seinen Hof im Jahre 1590: „Um die eben regierenden Fürsten in beständiger Furcht und Opferwilligkeit zu erhalten, dann um nach Belieben Veränderungen vornehmen zu können, dulde die Pforte zweifelhafte und abenteuernde Prätendenten des fürstlichen Erbrechtes als solche in ihrem Bereiche und beteile sie mit einem zeitlichen Auskommen. Auf Anhang im Lande dürfe der Fürst nicht viel rechnen, weil die Moldauer und Walachen unter allen Völkern für Regierungswechsel am eingenommensten seien und eben darum an ihrer natürlichen Obrigkeit gar oft zu Verrätern würden, wozu sie jedoch in dem Benehmen ihrer Fürsten nur zu häufig hinreichenden Beweggrund erblickten. Denn diese befleckten sich in der Regel mit Tyrannei, bedrückten auf unerhörte Weise ihre Provinz und besonders das arme Landvolk und verübten alle möglichen Erpressungen, entweder um für die Geldgier der Beamten der Hohen Pforte und sonstiger Machthaber, oder mindestens im Absetzungsfalle für ihr eigenes glänzendes Wohlleben und für die Anfechtung ihrer Nachfolger reichliche Mittel aufspeichern zu können."

Der eigentliche Kern der Nation, der Bauernstand, wurde mehr und mehr vernichtet. Die Bauern mußten

den Hauptteil der Steuern aufbringen; sie hatten nicht nur die vierteljährlich zu entrichtende Kopfsteuer zu bezahlen, sondern auch bei Einsetzung eines neuen Fürsten das sogenannte Fahnengeschenk, dann ein Ostergeschenk und oft noch ganz willkürlich festgesetzte Beträge, wenn für die Verschwendungssucht der Fürsten nicht genügende Summen einliefen. Dann gab es Mauth-, Salz-, Fisch-, Rauchfang-, Ochsen- und Pferdezinse an den Fürsten; dem Grundherrn aber mußte nicht nur ein Zehntel von allen Erdprodukten, nicht nur Grund- und Weidezins entrichtet werden, neben den Frohndiensten, sondern auch noch eine Bienen-, Schweine- und Schaaftaxe, wie auch dem Fürsten noch eine gleiche Abgabe, neben einer solchen für Tabak und Wein, zustand. Die Pforte erhöhte allmählich den jährlichen Tribut, um auf solch sichere Weise die Energie der Nation zu brechen, und die Bojaren arbeiteten ihr bei diesem Ziele in die Hände; sie kümmerten sich der Mehrzahl nach wenig darum, was aus dem Lande wurde, wenn nur ihre Einnahmen keine Schmälerung erhielten. Untereinander aber befehdeten sie sich häufig und hatten eine Meisterschaft in Intriguen aller Art erlangt.

Einen eindringlichen Blick in jene Verhältnisse gewährt das Leben des Stifters des Klosters Sinaia, des Spatars (Feldherrn) Michael Kantakuzino. Eine der vornehmsten und reichsten Familien, die in ihrer männlichen Linie dem Byzantinischen Reiche mehrere Kaiser gegeben, angehörend und auch durch seine Mutter, eine Tochter des Fürsten Radu Bassarab, mit einheimischem Fürstengeschlecht nahe verwandt, war er in seinem dreizehnten Jahre Zeuge, wie sein Vater, ein glühender Patriot, infolge leichtfertiger Beschuldigungen auf Befehl des Fürsten Ghika verhaftet und dann im Kloster Zuagov enthauptet wurde. Als ein Jahrzehnt danach derselbe Ghika wieder zur Regierung kommen sollte, die von 1669 bis 1672 Antonius aus

Popescu in Händen gehabt, sandte die Partei der Kantakuzino eine Abordnung, der auch jener Michael angehörte, zum Sultan, um, auf vielerlei Gründe gestützt, Einspruch zu erheben. Der Sultan jedoch lieferte die Bojaren dem zur selben Zeit wegen seiner Wahl in Konstantinopel weilenden Ghika aus, der sie mit nach Bukarest nahm, zwei zum Tode und die übrigen zur Bagnostrafe verurteilte, um sich so ihres Vermögens zu bemächtigen. Die Eingekerkerten mußten die furchtbarsten Qualen und Folterungen erleiden, denen verschiedene erlagen, auch ein Bruder Michael Kantakuzinos, während es einem anderen gelang, nach der Moldau und von dort nach Adrianopel zu entkommen, mit dessen Gouverneur Kara-Mustapha er befreundet war. Letzterer veranlaßte den Fürsten Ghika, die gefangenen Bojaren nach Konstantinopel zu schicken; aber schon unterwegs, in Tsarigrad, kam der Befehl, sie nach Kreta in die Verbannung zu senden. Von dort kamen sie in die Heimat zurück, als Georg Duca mit Hilfe der Partei der Kantakuzinos den Thron der Walachei eingenommen. Als Duca mit den Türken gegen die Polen kämpfen musste, setzte er eine Regentschaft ein, aus einigen Kantakuzinos, darunter Michael, und den Gegnern derselben, Anhängern der Leourdeanos, bestehend. Diese zettelten eine Intrigue an und beschuldigten bei Duca nach dessen Rückkehr die Kantakuzinos des Verrats. Nur durch schleunige Flucht konnten sich jene der drohenden Verhaftung entziehen, Michael sich nach Siebenbürgen wendend. Als sein Bruder Scherban Fürst der Walachei geworden, befehligte Michael die rumänischen Truppen bei der Belagerung von Wien, spielte später eine wichtige Rolle in der Heimat, mit wechselndem Erfolge, so wechselnd, daß er 1716 auf Veranlassung des Fürsten Nikolaus Maurokordato, wiederum eines Parteifeindes, den Türken ausgeliefert und von ihnen in Adrianopel erdrosselt ward.

Daß bei solchen Zuständen keine dauernde Blüte der Länder zu erzielen war, ist natürlich. Zudem mischte sich fortgesetzt die Pforte in die inneren Angelegenheiten, die Regenten nach Belieben absetzend, wie es auch das benachbarte Rußland nie unterließ, begehrliche Blicke auf die Moldau und Walachei zu werfen, die für sie ja den direkten Weg zur Türkei bedeuteten.

So wurden die infolge jahrhundertelanger Kriege geschwächten Fürstentümer, deren Geschichte mit Blut geschrieben ist auf Blättern, die aus Verzweiflung und Tränen gewirkt sind, zum Spielball der Russen und Türken, bis letztere die Regierungsgewalt völlig an sich zu reißen trachteten, indem sie vom Jahre 1716 an für beide Länder die Regenten ernannten, und zwar aus jenen phanariotischen Familien, die, vornehmer griechischer Abstammung, ihren Namen nach dem von ihnen bewohnten Quartier in Konstantinopel am Goldenen Horn und dem dort früher befindlichen Leuchtturm — Phanarion — führten. Da sie über abendländische Bildung wie fremde Sprachkenntnisse verfügten, wurden sie gern von den türkischen Machthabern als Vermittler zwischen der Pforte und dem Auslande benutzt. Diese Phanarioten oder Hospodare, wie sie sich nannten, kümmerten sich weder um Volk noch Land. Sie hatten nur ein Bestreben, möglichst schnell Reichtümer zu erwerben, und um diese zu erlangen, bedienten sie sich der verwerflichsten Mittel. Es begann ein Raub- und Aussaugesystem der schlimmsten Art und damit eine planmäßige Unterdrückung jeglichen nationalen Selbstbewußtseins. Obwohl diese Statthalter von der Pforte auf Lebenszeit ernannt waren, bekleideten sie ihre sogenannte Würde meist nur wenige Jahre, um darauf andern Nachfolgern, die sich das einträgliche Amt für beträchtliche Summen von den Sultanen und deren Ratgebern erkauft hatten, Platz zu machen. So kam es, daß von

1716—1821 in der Walachei 37 und in der Moldau 33 Phanarioten herrschten! Und in diese Zeit fallen noch drei Besitznahmen durch die Russen, die in den Gebieten nach Belieben schalteten und walteten.

In treffenden Worten geißelt ein rumänischer Staatsmann die Regentschaft jener Hospodare: „Rumänien war der unerschöpfliche Schatz, durch den sie zu Einfluß und Macht gelangten. Ihre Politik fußte auf Lug und Trug, auf List gegen Feind und Freund, und sie hat in Rumänien tiefe, noch nicht ausgefüllte Furchen hinterlassen. Die Phanarioten haben den Grund gelegt zur Gefühllosigkeit gegen das Volk, zur Gleichgültigkeit gegen die Bedürfnisse des Landes, zur Nichtbeachtung der Gesetze, zur Verabscheuung der ehrlichen Arbeit zum Wohl des Volkes, zum Mangel an Vertrauen gegen alles Volkstümliche, zur Bewunderung und affenartigen Nachahmung alles Fremden.“ Aehnlich lautet die Schilderung des Geschichtsschreibers Ulcini: „Das verderblichste und unglückseligste aller politischen Ereignisse, dasjenige, welches die Nation verdarb bis ins innerste Mark, ihre Sitten erschütterte, ihren nationalen Charakter, ihre Gebräuche und Gewohnheiten fast vernichtete, ihren Mut brach, das ist die Einführung der Herrschaft durch die Phanarioten, deren geheime Schleichwege und Hinterlist, deren treulose, verbrecherische Politik von mehr als einem Historiker enthüllt wurde. Unter ihr verrät der Sohn den Vater, der Vater verdrängt den Sohn, der Thron ist zum Preis geworden, den die größte Schändlichkeit erlangt. Diesen Sklaven, der Pforte unterworfen, waren beide Fürstentümer für die türkischen Herrscher nichts weiter mehr als Pachtgüter, die dem Höchstbietenden zugeschlagen wurden. Der Fürstenthron ward der Gegenstand der Versteigerung. Sobald ein Phanariot in sein Fürstentum kam, war er von dem einzigen Gedanken beherrscht, Vermögen zu machen, Reichtum für sich zu sammeln und für seine

Gehilfen, die ihm wie ein Schwarm gieriger Raubvögel folgen und sich auf das unglückliche Land niederlassen. In der Angst, bald wieder entthront zu werden, erschöpfen sie sich in neuen Plänen, in nur möglichst kurzer Zeit soviel aus dem Lande herauszupressen, um die großen Schulden bezahlen zu können, welche sie gemacht haben, damit sie auf den Thron gelangen."

Und ein anderer Geschichtsforscher, Freiherr E. von Harmuzaki, der eine Fülle wichtigster Urkunden aus der Geschichte der beiden Fürstentümer gesammelt, zeichnet in beredter Weise die tiefen sozialen und moralischen Schäden, welche diese Phanariotenmißwirtschaft zur Folge hatte: „Die Rumänen wurden beschmutzt von der moralischen Fäulnis des Orients. Welcher Art waren denn die Persönlichkeiten von Einfluß? Thronräuber, die alle natürlichen Bande des Blutes und der Familie verachtend ihre eigenen Angehörigen, ihre eigenen Brüder stürzten, ihnen die Augen ausrissen und sie in die Klöster einschlossen, um an ihrer Stelle herrschen zu können, Regenten, die mit knabenhaftem Eigensinn sich stritten, statt weise zu regieren, statt an ihre eigene Schwäche zu denken und an die Gefahren, welche dem Lande drohten, Streber nach der Krone, die den geschworenen Eid mit Füßen traten, mit kaltem Blute die heiligsten Verträge mißachteten, Ungerechtigkeiten jedweder Art begingen, einzig und allein, um zum Ziele zu gelangen. Männer, welche an der höchsten Stelle des Landes stehend, den bedeutendsten Einfluss ausübend, Beispiele der unwürdigsten Niedertracht gegen Arme, Schwache und Geringe gaben, welche ihre Stellung nur dazu ausnutzten, ihren persönlichen Vorteil zu mehren. Die Ehe, zur politischen Unzucht geworden, hatte keinen andern Zweck, als die Befriedigung ehrgeiziger Gelüste. Die materiellen Vorteile, die politische Errungenschaft, welche sie im Gefolge

hatten, wurden gewogen, berechnet, abgeschätzt und darnach einzig und allein ihre Dauer bestimmt. Die Vaterlandsliebe, das gegenseitige gute Einvernehmen der Bürger unter sich mußte krasser Selbstsucht und zügelloser Gier nach Gewinn Raum geben. Lüge und Treulosigkeit hatten den Vorsitz in allen öffentlichen Beziehungen sowohl nach innen, wie nach außen; Heuchelei und Unehrenhaftigkeit, Untreue drangen selbst in das bürgerliche Leben ein. Diese Sittenlosigkeit stieg von den höchsten Stellen auf der gesellschaftlichen Leiter hinab in alle Klassen der Bevölkerung und widerstand den Bemühungen und Anstrengungen, welche niemals innerhalb einer Nation, die auf ihre Zukunft ehrlich bedacht ist, aufhören, gemacht zu werden, um zu bessern, das öffentliche Gewissen zu reinigen, es wieder zu gewöhnen an Beobachtung der Pflichten, an die Achtung der ewigen Grundsätze der Tugend. Die Folgen dieser sittenverderblichen Bestrebungen, welche dem Guten die Fähigkeit entzogen, Gutes zu tun, machen sich noch heute bemerkbar und zeigen sich im öffentlichen wie im privaten Leben des neuen rumänischen Staates, aber sie stehen doch jetzt im Widerspruch mit der einsichtsvollen und edlen Natur des rumänischen Volkes und lassen in den Herzen aller, welche für dasselbe Teilnahme und Liebe hegen, den brennenden Wunsch erstehen, die Nation wieder einen besseren, heilsameren Weg einschlagen und einhalten zu sehen."

Nach einer Zeit des tiefsten politischen Verfalls und wirtschaftlichen Niederganges fand 1821, kurz nach dem blutigen Abschnitt des Aufstandes der Hetärie, geleitet von Alexander Ypsilanti, der den rumänischen Volksfreund Vladimirescu ermorden ließ, zum Lohn für dessen Hilfe, die Herrschaft der Phanarieten ihr Ende. Denn gewissermaßen zur Belohnung für die Zurückhaltung der Bewohner der beiden Fürstentümer während des türkisch-griechischen Krieges gestattete

die Pforte, daß von nun an wieder die Fürsten aus den Familien des Landes gewählt werden durften, aber nur auf sieben Jahre, nach deren Ablauf eine Wiederwahl stattfinden konnte durch die Landstände der beiden Fürstentümer, falls Rußland und die Türkei nichts dagegen einzuwenden fanden. Es lag auf der Hand, daß die bisherige Bevormundung hier nur einen neuen Mantel erhalten hatte. Auch von außen her fehlte es nicht an neuen furchtbaren Drangsalen, welche der im Frühling 1828 ausgebrochene russisch-türkische Krieg über das unglückliche Land brachte. „Die Felder sind ausgeraubt und verwüstet, die Städte erdulden dasselbe Schicksal, die Bevölkerung ist gelichtet durch Hunger, Kälte und Krankheiten, der halbe Viehstand vernichtet durch Seuchen und Beschlagnahme," so die Schilderung des damaligen Zustandes. Ein rumänischer Vaterlandsfreund rief klagend aus: „Die Fürstentümer der Walachei und der Moldau gleichen zwei Schiffen, die von den Wogen eines wildbewegten Meeres hin- und hergeschleudert werden, und für die nur selten ein Lichtblick durch drohendes, schwarzes Gewölke dringt." — Und Ulcini, dessen Schilderungen wir schon oben erwähnt, berichtet: „Die Straßen waren mit Leichen bedeckt, sodaß, da noch die zahlreichen Transporte von Verwundeten hinzukamen, die Pest die Bevölkerung dezimierte. Als der strenge Winter von 1829 mehr als die Hälfte des Viehstandes hinwegraffte, spannte man Männer und Frauen vor die Proviantwagen." Ein anderer Augenzeuge erzählt, daß die russischen Offiziere, die von der walachischen Regierung die Rationen für ihre Soldaten erhielten, diese für sich verkauften und die Soldaten bei den Bauern einquartierten. In einzelnen Kreisen war die Not so groß, daß sich die Einwohner von Baumrinden ernährten.

In dem Frieden von Adrianopel, 2. September 1829, erreichten die Fürstentümer wohl eine gewisse

Unabhängigkeit von der Pforte und die Berechtigung, die Regenten auf länger als sieben Jahre zu wählen, aber abgesehen von der türkisch-russischen Vormundschaft blieben die Länder als Pfand zunächst in russischem Besitz bis zur Abzahlung der Kriegsentschädigung seitens der Türkei, und zwar während voller fünf Jahre. Der russische „Gouverneur", Generalleutnant Graf Kisselew, schuf eine neue Verwaltung, und es ward auch seitens der beiden Fürstentümer ein gemeinsames Gesetzbuch ausgearbeitet, das aber im Lande selbst wegen der Bevorzugung der oberen Klassen auf heftigen Widerstand stieß und viel zu der 1848 erfolgenden Empörung beitrug.

Nach Ablauf der obigen fünf Jahre nötigten die Russen und Türken die Bevölkerung, die von den beiden Mächten bestimmten Regenten einzusetzen, und zwar für die Moldau Michael Sturdza und für die Walachei Alexander Ghika. Diese gewaltsame Einmischung führte zu abermaligen nationalen Zwistigkeiten, denn die einzelnen Parteien strebten für ihre hervorragendsten Vertreter den Fürstensitz an. So kam es, daß die Fürsten, die fast sämtlich unter russischem Einfluß standen, wiederholt wechselten, daß abermals Unfriede entstand, unter welchem die gesamte öffentliche Verwaltung aufs schwerste litt: hatten doch von 1822 bis 1849 nicht weniger als sieben Regenten den Thron inne! Auch an neuen militärischen Besitzergreifungen durch die Russen, die Oesterreicher und die Türken fehlte es nicht und damit nicht an ungeheuren Lasten für das Land, aus dem die Vaterlandsfreunde verbannt wurden, um in der Fremde für ihre unglückliche Heimat zu wirken, soweit es in ihren Kräften stand.

Moltke, der spätere große Schlachtenlenker, hatte auf seiner im Herbst 1835 angetretenen Reise nach dem Orient die Walachei besucht und seine Eindrücke

in seinen „Briefen aus der Türkei“ niedergelegt. Auch dieser scharfe Beobachter war entsetzt über die Bilder des Elends und der Vernachlässigung, die sich ihm überall in dem vom letzten Kriege noch furchtbar verwüsteten Lande darboten. „In den Dörfern fand man nichts, weder Essen noch Trinken noch Nachtquartier. Selbst die Postämter sind elende Hütten oder eigentlich Höhlen in der Erde, mit einem Dach aus Zweigen überdeckt. Von einer solchen Armut habe ich mir bisher keine Vorstellung zu machen gewußt,“ heißt es in einem seiner ersten Briefe, und in einem anderen: „Die Physiognomie dieses Landes trägt die furchtbarsten Spuren einer langen Knechtschaft; zur Hälfte noch in Trümmern und Schutthaufen, liegen die Städte ohne Mauern, ohne Tore, denn jede Gegenwehr war bisher Verbrechen gewesen. Nachdem der Widerstand sich so oft fruchtlos gezeigt, nachdem er so oft verderblich geworden war, dachte der Walache an keine andere Rettung mehr als an die Flucht. Sobald eine türkische Schaar über die Donau herangezogen kam, entwich, wer etwas zu verlieren hatte, in die Wälder nach Ungarn oder nach Siebenbürgen. Die Bojaren gingen stets mit diesem Beispiel voran, und in vierzig Jahren hatte die walachische Bevölkerung sieben Mal die Flucht ergriffen. — Die Ortschaften dieses Landes liegen in Tälern, gleichsam im Versteck, denn wer zurückblieb, suchte Schutz in seiner Armut, seinem Elend und in der Verborgenheit. Welchen Anblick gewähren noch heute jene Dörfer ohne Gärten, ohne Obstbäume, ohne Kirchen, und man möchte sagen, ohne Häuser, denn diese sind in die Erde versenkt und nur mit einem Dach aus Zweigen eingedeckt. Vorwerke, Mühlen, Wirtschaftshäuser, Alleen, Anpflanzungen, Brücken oder Schlösser erblickt man während ganzer Tagereisen nicht.“ Moltke erwähnt dann, daß die schönen Waldungen, welche die Natur einst dem Lande geschenkt, auf eine Art verwüstet

wurden, daß man kaum begreift, wie Bosheit, Nachlässigkeit, Mutwille, wie Menschenkräfte in ihrer verderblichen Richtung überhaupt zu solchen Verheerungen ausreichten. Er bemerkt, daß von dem zum Ackerbau fähigen Boden kaum der fünfte Teil bestellt ist, „und so gleicht denn dieses Land in der Tat nur einer weiten Wüstenei, einer Wüstenei freilich, die nur auf fleißige Menschenhände wartet, um jede Mühe überschwenglich zu lohnen." Er beklagt dann, daß so viele seiner deutschen Landsleute auswandern, um sich in fremden Weltteilen ein besseres Dasein zu gründen, und daß so wenige versuchen, „aus dieses reichen Landes Quellen zu schöpfen, wo jede Arbeit ihren Lohn finden müßte, wenn nur Schutz und Sicherheit des Eigentums vorhanden wären." — Die gleichen Beobachtungen stellte vier Jahre später wie Moltke ein französischer Reisender an, Thouvenel, der unter Napoleon III. Minister des Aeußeren wurde. Auch Thouvenel hebt hervor, daß der Boden der Walachei wie geschaffen sei, Frucht zu tragen; aber nur sehr selten und in großen Entfernungen von einander trifft man auf Weizen- und Maisfelder, ganze Strecken von wunderbarer Fruchtbarkeit waren menschenleer, die Bevölkerung war ins Gebirge geflohen: „Vom Ufer des Olt bis nach Bukarest ist das Land öde, es stellt ein einziges, von Kriegen verheertes und dann nicht wieder angebautes Flachland von 120 km. in der Längsrichtung dar: kein Dorf, keine Ackerfurche, die wilde Natur ist wieder in ihre ursprünglichen Rechte getreten."

Der politischen Zustände gedachte in einer 1844 in Jassy gehaltenen Rede über vaterländische Geschichte Major Kogalniceanu in einem bitteren Rückblick: „Alle Elemente der Nationalität waren verloren, die ursprünglichsten Landesgesetze wurden mit Füßen getreten, die allgemeinen Versammlungen waren zu inhaltsleeren Formalitäten herabgesunken.

Eine unwissende Aristokratie, von der Pforte und der Geistlichkeit unterstützt, schlug einerseits in Ketten ein Volk von mehr als zwei Millionen, anderseits ward die Moldau in drei Teile zerstückelt; die Walachei wurde mit den auf ihrem Boden erbauten türkischen Festungen umgeben. Ohne Hilfe von außen noch von innen, wurde den Rumänen jedes Mittel der Errettung entzogen, und während fast alle Völker von Europa zu einer festeren inneren und äußeren Begründung vorschritten, näherten wir mit derselben Schnelligkeit uns dem Untergange. Die französische Revolution, nachdem sie Europa bis in die tiefste Grundlage erschüttert hatte, wurde auch bei uns fühlbar. Der tapfere Rigas wurde der Führer der Freiheit, aber, in seinen Unternehmungen verhindert, starb er, den Henkern von Belgrad übergeben, für das Vaterland. Allein sein Tod blieb nicht fruchtlos und war bestimmt, unsere Auferstehung vorzubereiten. Der Tod Rigas' einerseits, die unerträgliche Unterdrückung seitens der Tyrannen anderseits, die Ideen des Jahrhunderts, die zwar langsam, aber doch unter den Rumänen durchzudringen anfingen, das Zusammenkommen mit den russischen Heeren, welche von 1806 bis 1812 die Fürstentümer besetzt hatten, alles das bereitete die Begebenheiten des Jahres 1821 vor. Den Begebenheiten von 1821 sind wir jeden Fortschritt, den wir seitdem gemacht haben, schuldig; denn sie haben bei uns den gänzlich abgestorbenen Nationalgeist wieder entwickelt. Nach vielen Unglücksfällen erschien für uns neue Hoffnung; der Friede von Adrianopel gab uns die seit Jahrhunderten verlorenen Rechte zurück. Kisselew, ein Name, den die Rumänen nur mit Dankbarkeit und Liebe aussprechen müssen, bewirkte die Auferstehung des Vaterlandes durch Gesetze, welche uns zu einer Nation zu machen bestimmt sind."

Diese von vielen rumänischen Vaterlandsfreunden gehegten Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Als

im Jahre 1848 die durch ganz Europa gehenden revolutionären Wogen auch in den beiden Donaufürstentümern brandeten und infolge heftiger Unruhen im Juni Fürst Georg Bibescu aus Bukarest fliehen mußte — die Provisorische Regierung (Lieutenance Princière) übernahmen Eliad, Golescu und Tell — da schlugen russische und türkische Truppen den Aufstand blutig nieder. Die Bewohner der unglücklichen Länder wurden noch mehr gedemütigt durch den am 1. Mai 1849 geschlossenen Vertrag von Balta-Liman, demzufolge den Regenten je ein russischer und türkischer Kommissar zur Seite gestellt wurde, die alle Verfügungen dieser sogenannten Herrscher prüften; ohne Zustimmung der Kommissare konnten keinerlei Beschlüsse gefaßt und ausgeführt werden. Soweit noch nationales Empfinden vorhanden war, ward es durch diese Vergewaltigung aufs tiefste empört, und schon damals ersehnten die Patrioten die Vereinigung der Fürstentümer unter einem fremden Prinzen. Mußten sie doch mit Recht befürchten, daß der mächtige russische Nachbar nur auf den Augenblick wartete, um das Land unter dem Namen eines „Protektorats" in dauernden Besitz zu nehmen.

Von jeher hatte ja Rußland seine Blicke auf die Donaufürstentümer geworfen und sie wiederholt als bereits zu seinem Reiche gehörend betrachtet. So schrieb 1842, als Fürst Bibescu zum Regenten der Walachei ernannt wurde, der russische Kanzler Graf Nesselrode an den Generalkonsul Daschkow in Bukarest: „Sie werden dem Fürsten unsere Instruktionen mitteilen und zugleich allen Hoffnungen Ausdruck geben, die wir auf seine Verwaltung setzen." — Ein „Protektorat" der beiden Fürstentümer, das war das Ziel der russichen Politik, wie sich auch Kaiser Nikolaus im Jahre 1853 dem englischen Botschafter Seymour gegenüber offen geäußert, als er auf den bald bevorstehenden Zerfall des türkischen Reiches zu spre-

chen kam, eine Neuordnung der Länder an der Donau vorschlagend: „Die Fürstentümer sind tatsächlich ein unabhängiger Staat unter meinem Schutze; das könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Ebenso Bulgarien; es scheint, daß kein Grund vorliegt, weswegen diese letztere Provinz nicht ebenfalls einen unabhängigen Staat bilden könnte. Was Aegypten anbetrifft, so verstehe ich vollkommen die Bedeutung dieses Gebiets für England. Ich kann darüber nur so viel sagen, daß, wenn im Falle der Teilung des ottomanischen Reichs, die seinem Untergang folgen würde, Sie Aegypten in Besitz nehmen würden, ich nichts gegen eine solche Eventualität einzuwenden hätte. Ich sage dasselbe auch für Kreta; wenn Ihnen die Insel zusagt, sehe ich nicht ein, warum dieselbe nicht eine englische Besitzung werden könnte."

Der bald nach diesen Aeußerungen beginnende Krimkrieg erfüllte freilich nicht die Hoffnungen des russischen Herrschers. Von neuen, schwersten Drangsalen wurden dagegen durch den Feldzug die beiden Fürstentümer betroffen. Die russischen und türkischen Heere brandschatzten ihre Gefilde, 17½ Millionen Piaster (ein Piaster etwa 25 Pfg.) verschlang der kaum einjährige Aufenthalt der russischen Truppen, 6 Millionen die türkische Besetzung; während der letzteren belief sich die Bukarest allein auferlegte Kontribution in Geld und Naturalien auf 4600 Dukaten täglich.

Den Zustand im Lande schildert uns Graf Wimpffen, der an der aus materiellen und politischen Gründen erfolgten, von 1854 bis 1857 währenden österreichischen Besetzung der Walachei teilgenommen, folgendermaßen: „Raub, Brandlegung, Verwüstung und Zerstörung waren an der Tagesordnung. Banden entlaufener russischer und türkischer Ausreißer, entlassener Dorobanzen und Granicaren streiften in den Gehölzen umher und bedrohten die Sicherheit des Eigentums. Die zu ihrer Bekämpfung aus Widdin und Cala-

fat aufgebotenen Baschi-Bozuks und Arnauten erhöhten die Drangsale, und das Heilmittel erwies sich gefährlicher als das Uebel selbst. Attentate auf das Eigentum flüchtiger Grundbesitzer wurden von den Behörden offen unterstützt, ja, ein förmlicher Guerillakrieg entbrannte zwischen einzelnen Mordbrennerrotten, die — wenngleich alle auf Plünderung ausgehend — unter dem Deckmantel politischer Tendenzen, angeblich bald vom russischen, bald vom türkischen Parteistandpunkte aus ihr verbrecherisches Spiel trieben und sich gegenseitig bekämpften, dann wieder gemeinsam verbanden. Unter verschiedenen Führerschaften brandschatzten dieselben größere und kleinere Ortschaften und wagten sogar einen Ueberfall auf Turnu-Severin, welcher Ort nur durch die mannhafte Haltung des österreichischen Starosten und die rasche Herbeiziehung türkischer Truppen aus Neu-Orsova vor größerem Unheil bewahrt wurde." — Wie in der Walachei, so auch in der Moldau, wo in den Finanzen eine trostlose Ebbe eingetreten war, daß die Beamten des Staatssekretariats am Osterfeste 1855 die teilweise Auszahlung ihrer rückständigen Gehälter nur noch durch eine in den Amtslokalen vorgenommene Kundgebung, die beinahe einem räuberischen Ueberfalle glich, erzielen konnten. „Alle Zweige der Verwaltung waren desorganisiert," schreibt der obige Beobachter, „französische Abenteurer plünderten das Land auf das unverschämteste aus. Neue Gesetze überstürzten sich fortwährend in fieberhafter Eile: Adelstitel und Privilegien wurden massenhaft verschleudert und von den Regierungsmännern an den Meistbietenden verkauft. — Aller einheimischen Elemente bar, die ein kraftvolles, gesundes Volksleben zu begründen vermögen, ein Spielball der Eifersucht fremder Mächte und ihrer Vertreter, zwischen drei mächtigen Nachbarn eingekeilt und rastlos umhergetrieben, zu schwach, um dem Anprall derselben zu widerstehen

und daher stets in Gefahr, bei deren Reibung zunächst zermalmt zu werden, vermochte ein solcher Staatskörper den wahren Interessen der Fürstentümer nicht zu entsprechen."

Graf Wimpffen, der die Verhältnisse im Lande zu jener Zeit Jahre hindurch aufmerksam verfolgt, betont mehrfach, daß die Fürstentümer einer dauernden Blüte sich nur erfreuen würden, einst unter einem und demselben Szepter vereint, durch Anlehnung an die germanischen Mächte, durch ein Zufluten deutscher Intelligenz, deutscher Kapitalien, deutscher Arbeitskräfte, indem ferner die Bildung des Volkes, die Erziehung der Jugend und der höheren Stände mit richtiger Auswahl der Mittel gehoben würde, durch Befreiung der Donauschiffahrt, Verbesserung des Staatswesens und Schöpfung eines einfachen Netzes von Eisenbahnen, ferner durch Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, wobei eine von parteiischer Begünstigung der eigensüchtigen Bojarenwirtschaft wie von Verfolgung utopistischer Theorien gleich weit entfernte Mitte gehalten wird. „Dann werden diese herrlichen Länder mit ihren unerschöpflichen Hilfsquellen, mit ihren noch ungeahnten Schätzen der Urproduktion, ihrer unvergleichlichen Lage und selten günstigen Gestaltung, reich, blühend, mächtig, das Anlagekapital mit hundertfachen Zinsen vergüten, welches eine weise, vorsehende, weitblickende Politik der Zukunft ihnen widmen mag!" —

Den Wert der rumänischen Gebiete, allerdings mehr in politischer Beziehung als Wall gegen das Vordringen des Panslawismus, hatte auch Napoleon III. wohl erkannt, was seine sympathische Haltung gegenüber den nationalen Bestrebungen der Rumänen erklärt. Und auch Cavour hob in einer Depesche vom 4. September 1856 an den Grafen Forti in London die große Bedeutung des neuen Staatswesens an der Donau vom Standpunkte der allgemeinen Interessen

Europas gegenüber Rußland treffend hervor: „Die Rumänen bilden ein Hindernis für die Vereinigungsbestrebungen, welche den verschiedenen Zweigen der großen slawischen Familie eigen sind. Die rumänische Nationalität ist ein Gegengewicht, das, nützlich der Pforte, nützlich Europa, sich der gefährlichen Ausbreitung des Panslawismus widersetzt. Man werfe einen Blick auf die Karte und man wird sehen, daß sich die slawische Rasse vom Ural und vom Eismeere bis zum adriatischen Meere ausdehnt, ohne andere Unterbrechung als die Länder, die von der rumänischen Rasse bewohnt sind. Da aber der Panslawismus unzweifelhaft eine Gefahr ist nicht nur für die Türkei, sondern für den ganzen Occident, ist es da nicht von höchstem Interesse, mitten in die slawischen Länder hinein eine Nationalität zu befestigen, die ausschließlich mit dem Occident sympathisiert und eine wirkliche Schranke gegen die Vereinigung von Völkern bilden kann, die so mächtige Tendenzen zur Einheit haben, daß sie vielleicht die übrige zivilisierte Welt unterjochen werden?“

Die günstige Folge des Krimkrieges war die Aufhebung des russischen Protektorates und die Einsetzung des Pariser Kongresses; am 25. Februar 1856 im Auswärtigen Amt eröffnet, stand alsbald die politische Regelung der Donaufürstentümer auf der Tagesordnung der Verhandlungen, und zwar in jenen vom 8. und 10. März. Schnell einigte man sich über die Schiffahrt auf der Donau und die internationale Kontrolle der Mündungen, auch darüber, daß die Fürstentümer von dem russischen Protektorat befreit sein und unter der Oberherrschaft des Sultans Unabhängigkeit genießen sollten. Bei der Frage ihrer ferneren Zusammengehörigkeit oder Trennung kamen jedoch so tiefe Meinungsverschiedenheiten zu Tage, daß man zu keiner Uebereinstimmigkeit gelangte und die endgültige Lösung bis auf weiteres vertagte. Graf Walewski, der

Vertreter Frankreichs, sprach sich zu Gunsten der Vereinigung der Moldau und Walachei aus, Lord Clarendon, der englische Minister, ebenfalls, schließlich auch Graf Orlow als Vertreter Rußlands, desgleichen Cavour, Italiens Bevollmächtigter, während Ali Pascha und der österreichische Graf Buol energisch dagegen auftraten.

„Diese ernste Frage, die gerade wegen ihrer Wichtigkeit vom Kongresse nicht völlig gelöst wurde, sollte bald nach dem Schlusse der Konferenzen zum Stein des Anstoßes für die französische Politik im Orient werden, und man hat niemals genügend die Folgen beleuchtet, die für unsere auswärtige Politik aus der Frage der Fürstentümer entsprungen sind. Frankreich verdankte ihr eine völlige Umwälzung im System seiner Bedürfnisse und eine bemerkenswerte Verminderung der unberechenbaren Vorteile, die es aus dem Kriege von 1854 errungen hatte . . . Das Protokoll der Sitzung des Kongresses vom 8. März enthielt die Keime der Mißhelligkeiten, die einige Monate nach der Einnahme von Sebastopol entsprangen und Frankreich, Sardinien, Preußen und Rußland, unseren Feind von gestern, in einem Lager zusammenführten, in einem anderen England, Oesterreich und die Türkei, unsere Verbündeten vom Vorabend," sagt L. Thouvenel in seinen „Geschichtsblättern des zweiten Kaiserreiches". Im Gegensatze zu Lord Clarendon bekämpfte nämlich Lord Stratford de Redcliffe, der englische Gesandte in Konstantinopel, mit seiner bekannten rücksichtslosen Energie die Vereinigung der Fürstentümer, wobei er der Zustimmung des Auswärtigen Amtes in London gewiß war.

Da man sich in Paris nicht einigen gekonnt über die Frage der Zusammengehörigkeit oder Trennung der Fürstentümer und man die Erledigung abhängig machen wollte von den in den nationalen Versammlungen der Moldau und Walachei zu fassenden Beschlüs-

sen, wurden jene — die Divans ad hoc — 1857 nach Bukarest und Jassy einberufen. Auf ihnen suchte man über das Schicksal der Fürstentümer endlich einig zu werden und stellte folgende Hauptwünsche, als Ausfluß der seit langem gärenden nationalen Bestrebungen, auf: Achtung der durch die alten Verträge mit der Pforte verbrieften Rechte der Fürstentümer und deren Neutralität, ferner ihre Vereinigung zu einem konstitutionellen Staate unter einem erblichen Fürsten aus einer europäischen Dynastie.

Alle Parteien waren entschlossen, das ersehnte Ziel der Einigung zu erkämpfen, ihr Wünschen drückten die mannhaften Worte Joan Bratianus, des leidenschaftlichen Vaterlandsfreundes, in seiner nach dem Pariser Kongreß veröffentlichten „Denkschrift über die Lage in der Moldau und Walachei" aus: „Nichts wird uns verhindern, Rumänien wiederherzustellen. Es ist nur eine Frage der Zeit, und wir erwägen nur die Pfade, die uns früher oder später zu diesem Ziele führen. Nein, nichts wird unsern Eifer aufhalten! Wir haben bereits einen großen Sieg davongetragen: Europa hat erkannt, daß wir ein Volk sind, bestimmt zu kämpfen und zu siegen durch die Freiheit!" Und von jenem Pariser Kongreß sagte Demeter Sturdza: „Er gab den beiden Fürstentümern das politische Leben und gewährte dem rumänischen Volk die Gelegenheit, im Jahre 1857 eine Zahl von Wünschen zu äußern, so klar und kluggefaßt, daß Europa sie in Erwägung zog. Auf diesen Wünschen bauten sich die hauptsächlichsten Anordnungen der Konvention von Paris vom 19. August 1858 auf. In den ersten Tagen des Jahres 1859 wurde an die Spitze der „Vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei" ein Fürst gesetzt, das war der erste Akt der Unabhängigkeit des rumänischen Volkes, zu welchem Europa seine Einwilligung gab." —

Da in der im Sommer 1858 stattgefundenen Pariser

Die Proklamation der Vereinigung der Fürstentümer in Bukarest (Januar 1859).

Konvention die Großmächte u. a. die Wahl zweier Landesfürsten bestimmten, umgingen die beiden Fürstentümer den Widerstand der Mächte, indem die nationalen Parteien zu Beginn 1859 in Bukarest wie in Jassy die Vereinigung proklamierten und denselben Kandidaten als Fürsten zur Wahl stellten. Es war der Moldauer Oberst Alexander Kusa, der als der Geeignetste erschien, da er keinerlei nähere Beziehungen zu den Bojaren- wie den im Lande verbliebenen Phanariotenfamilien hatte und die Verpflichtung eingegangen war, die 1857 erfolgten nationalen Beschlüsse zu verwirklichen und durch eine gemeinsame Verfassung die Realunion durchzusetzen, wobei erwähnt sein mag, daß der letzteren Preußen stets sympathisches Verständnis entgegengebracht. Zwei Jahre später stellte sich die Anerkennung der Mächte ein, und 1862 ward aus den „vereinigten Fürstentümern" der Moldau und Walachei ein neuer Staat, Rumänien.

Aber die ersehnte Ruhe sollte trotzdem nicht eintreten. Wohl tat Fürst Kusa, der sich nach seiner Wahl schriftlich zur Abdankung verpflichtet hatte, falls in Zukunft die Realunion der Fürstentümer sich ermöglichen und sich ein geeigneter fremder Thronkandidat finden ließe, vieles zum Wohle des Landes. Er gestaltete die Verfassung freiheitlich aus und führte die Preßfreiheit ein, ferner fand unter ihm die Aufhebung des Bojarenadels, Verteilung des Grundeigentums an besitzlose Bauern, Unabhängigkeit der rumänischen Staatskirche vom Patriarchat in Konstantinopel und anderes statt. Aber diesen Vorzügen standen zahllose Schwächen und Nachteile gegenüber. Ganz abgesehen davon, daß sich der Fürst völlig in das russische Fahrwasser begeben hatte, suchte er an sich gutgemeinte und willkommene Reformen einzuführen, kümmerte sich dann jedoch wenig darum, ob sie auch ihre Verwirklichung fanden. Eine schlimme, stets zunehmende Günstlingswirtschaft verschlang die Einnahmen des Landes, und die Verfassung stand mehr auf dem Papier, als daß sie von dem Fürsten und seiner Umgebung berücksichtigt wurde, ja, der Fürst hob sie im Mai 1864 eigenmächtig auf und führte nach Napoleonischem Beispiel eine fast absolutistische Verfassung ein, zugleich mit einem Wahlrecht, das durch seine sonderbaren Bestimmungen den Anhängern des Fürsten stets den entscheidenden Einfluß verhieß. Dieser erstrebte Erfolg zeigte sich 1864 durch die Zusammensetzung der Nationalversammlung, die der Regierung und dem Fürsten in jeder Hinsicht ergeben war.

Es ist interessant, wie ein deutscher Schriftsteller, Richard Kunisch, der 1865 die unteren Donauländer besuchte und sich einige Zeit in Rumänien aufhielt, schon damals den erfolgversprechenden guten Kern des rumänischen Volkes erkannte. „Immer wieder", so bemerkt er in seinen Schilderungen, die unter dem

Titel „Bukarest und Stambul" im ersten Drittel 1866 in Berlin erschienen sind, „richteten die Enkel der Römer ihre Blicke hoffend und flehend nach Ost, West und Nord. „Gebt uns Ruhe, gebt uns Ordnung, schafft uns Hilfe," sprechen sie, „und wir werden euch reichlich vergelten. Schaut auf unsere Felder und ihren hundertfachen Segen! Wenn ihr das Fatum bannen könnt, das mit eiserner Schwere auf uns lastet, dann werden wir der Früchte unseres Bodens genug haben, um euch allen helfen zu können; dann werden wir euch sein können, was Sicilien unseren Stammvätern gewesen ist!" Sehr fesselnd beschreibt derselbe Beobachter eine Sitzung des „Divans", der Volksvertretung, die in ihrem hinter der Metropolie gelegenen Heim stattfand: „Ein weitgedehnter Saal umfängt uns. Er ist angefüllt mit Bänken, auf denen Männer aller Stände sitzen. Im Hintergrunde ein Tisch, ein Crucifix darauf, dahinter Geistliche mit schneeweißen Bärten. Ein paar Schritte entfernt, nach vorn, eine kleine Tribüne, größere rechts und links in den Ecken des Saales. Im Vordergrunde eine Barriere, vor welcher die Menge sich drängt, Kopf an Kopf; rechts davon sind Sitzplätze für die Frauen abgesperrt. Was bedeutet diese Versammlung? — Geduld; wir sind zu früh gekommen, schau dich inzwischen um. Zunächst hier vorn, wo bunte Trachten die Aufmerksamkeit fesseln. Hier dieser junge Mann im langen, braunen Kittel, der reich mit blauen Schnüren gestickt ist, ähnlich den Röcken der polnischen Bauern, ist ein Landmann aus der Gegend von Plojeschti. Die zylinderförmige Pelzmütze liegt neben ihm, Schaffelle sind um die Beine gewickelt. Wie ausdrucksvoll ist sein Antlitz, wie malerisch der starke Schnurrbart und das lang herabwallende Haupthaar! An interessanten Köpfen ist kein Mangel im Saal. Hier findest du noch echte Charakterköpfe allüberall, strenge, feste Männerphysiognomien mit den bestimmtesten Zügen, die ein

starkbewegtes Leben geformt hat. Du findest sie hier unter den Bauern und dort unter den Bojaren, Großbojaren und Fürsten. Du findest sie auch hier seitwärts unter den Frauen. Schaue sie alle an: schön sind wenige, hübsch sind nicht alle, ausdruckslos und langweilig ist keine. In Deutschland haben wir unsagbar viel jener hübschen Modejournalgesichter, welche den Maler durch ihren Mangel an innewohnender Idee zur Verzweiflung bringen; hier sieht man überall individuell durchgebildete Köpfe, mit bestimmten Umrissen, persönlichem Ausdruck. Ueppig reiches, dunkles Haar und lebhafte, dunkle Augen zeichnen alle aus. Ihr Mienenspiel ist beweglich. Du kannst jedes wechselnde Gefühl auf ihrem Antlitz lesen. Mit welcher Spannung schauen sie alle auf die noch unbesetzte Rednerbühne und dann wieder auf die Tribüne zur Linken. Weißt du, wo du bist? Dort, von dieser Rednerbühne herab wird ein Volk, das Jahrhunderte voll vergeblicher Kämpfe, voll erlittener Bedrückungen, voll vergossenen Blutes in seinen Geschichtsbüchern aufzuweisen hat; ein Volk, welches, während ringsumher die Völker gährten im Fieber der Revolution, um Herstellung der Ordnung, um Herstellung gesicherter, rechtlicher Zustände, um Gründung einer kräftigen Regierung flehte — dies Volk, von dessen Heldenmut eine kriegerische Vergangenheit zeugt und das doch geduldig ertragen hat, was kein anderes ertrüge, dies Volk wird jetzt im Angesicht Europas aussprechen, was ihm not tut. Würdig, ernst und still ist die Versammlung. Wo in Europa habt ihr je eine solche Nationalversammlung gesehen wie diesen rumänischen Divan? — Meint ihr etwa, zu leidenschaftlicher Aufregung fehle der Anlaß? Ihr wißt also nicht, daß man dem Volke zugerufen hat: „Sprich dich aus über alles, was du wünschest, damit wir nach Kräften deine Wünsche erfüllen?“ Gibt es ein sichereres Mittel, um alle Gemüter in Brand zu setzen,

tausend überspannte Erwartungen, unreife Utopien, bornierte Weltverbesserungspläne in's Leben zu rufen? Macht doch mit Frankreich, mit England, mit einem deutschen Lande dies Experiment; die Folgen werden euch erschrecken. Oder glaubt ihr, daß hier das Blut nicht heiß genug in den Adern rolle? Ha, nur einen Blick werft auf diese markigen Züge, auf diese glühenden Augen! Und wißt doch, daß wie Gewitterschwüle das Gerücht in der Luft schwebt, Europa habe sich schon geeinigt, man habe bereits über ihr Los entschieden, man werde sie mit ein paar wohlfeilen Phrasen beglücken, aber alles beim Alten lassen, vielleicht noch schlimmer, — sicherlich ist es nicht wahr, daß Europa hier nur noch eine begonnene Komödie zu Ende spielt, aber das unheimliche Gerücht davon existiert doch. Und wißt noch, daß gar viele unter den Eingeborenen mit stolzem Haß nach jener Tribüne blicken, wo Europas Repräsentanten, wo das diplomatische Corps der sieben Staaten den Verhandlungen zuhört. „Wer gab diesen Fremden das Recht, zu Gericht zu sitzen über uns?" frägt zähneknirschend mancher Patriot. „Die Gewalt! — Ha, wenn erst der Tag erschienen, wo auch an uns die Reihe kommt, handelnd auf dem großen Theater der Geschichte aufzutreten, wo wir bisher nur geduldet und geblutet haben!" — So gährt es, so stürmt es in allen Gemütern, aber ruhig und feierlich ist die Haltung aller, besonnen ihre Rede, gemäßigt ihr Vortrag. Es schwebt etwas vom Geiste der alten Römer über dieser Versammlung. Meinst du nicht, daß dies Volk ein besseres Los verdiene? — Es ist schwül im Saal, schwül wie die Luft vor Gewittern. — Komm fort von hier, hinaus ins Freie, daß Sonnenschein und Vogelsang das dunkle Bild aus der Seele dränge, das Bild eines Volkes, welches — von Europas Politik sein Heil erwartet!" —

Von jener Gewitterschwüle schien Fürst Kusa

nichts zu merken oder wollte nichts merken. Immer übermütiger und selbstherrschender traten er und seine Vertrauten auf, und immer schlimmer wurde die Mißwirtschaft, welche die öffentlichen Kassen des Staates völlig leerte. Ein Ministerium löste das andere ab, heute gegebene Gesetze wurden nach wenigen Wochen wieder aufgehoben, alles geriet in Schwanken und Wanken. Im Lande gärte es fortgesetzt, und auch die Mitglieder der Nationalversammlung konnten sich nicht verhehlen, daß der Ruin des Fürstentums mit jedem Tage zunehme. Kleinere Aufstände verrieten die drohende Bewegung; aber durch militärisches Eingreifen wurde der Fürst stets ihrer Herr, so auch im Februar 1866. Zu tief war jedoch der allgemeine Unwille, zu groß die Empörung über die unhaltbaren Zustände, als daß noch eine Unterdrückung selbst mit gewaltsamsten Mitteln möglich gewesen wäre.

Eine weit verzweigte Verschwörung traf trotz ausgedehnter polizeilicher Spionage die umfassendsten Vorbereitungen zur erzwungenen Absetzung des Fürsten, die um die vierte Morgenstunde des 23. Februar 1866 erfolgte. Ein Teil des Militärs, zu welchem auch die Wache des fürstlichen Palais gehörte, befand sich im Einverständnis, und vierzig Bewaffnete drangen unter der Führung von drei Obersten in das Bukarester Palais ein, den Fürsten zur Unterschrift seiner Abdankungsurkunde zwingend. Er ward dann als Gefangener fortgeführt, zunächst nach seiner einstigen Sommerresidenz, dem Kloster Cotroceni, von wo man ihn am andern Tage auf seinen Wunsch unter militärischer Begleitung an die österreichische Grenze brachte und er sich über Kronstadt nach Paris begab.

Am Vormittag des ereignisvollen 23. Februar wurde eine Provisorische Regierung — die Lieutenance-Princière — aus Lascar Cartagiu, General N. Golesku und Oberst Haralambi gebildet und zugleich ein neues Ministerium berufen, dem treue Vaterlands-

freunde angehörten. Wie von einem schweren Banne befreit atmete die Bevölkerung auf, mit schallender Musik und flatternden Fahnen durch die Hauptstraßen der Stadt ziehend und den Vertretern der neuen Regierung jubelnde Huldigungen darbringend. Mit aufrichtiger Befriedigung wurde in Bukarest wie im gesamten Lande die Proklamation der Provisorischen Regierung aufgenommen, deren erste Sätze lauteten: „Rumänen! Vor sieben Jahren habt Ihr Europa gezeigt, was Patriotismus und Bürgertugend vermögen. Unglücklicherweise habt Ihr Euch in der Wahl des Fürsten, den Ihr an die Spitze gestellt, getäuscht. Anarchie, Korruption, Mißachtung der Gesetze, Herabwürdigung des Landes im Innern und Aeußern, und Verschwendung der Habe der Nation waren die Prinzipien, welche diese schuldbelastete Regierung leitete. — Heute hat dieselbe aufgehört zu sein! — Rumänen! Ihr habt gelitten, um der Welt zu zeigen, bis wohin Eure Geduld geht. Jetzt war jedoch das Maß voll. Die Zeit ist gekommen, und Ihr habt Euch Eurer Vorfahren würdig gezeigt."

Am nächsten Tage versammelten sich Senat und Deputiertenkammer zu einer außerordentlichen Sitzung, in welcher der Ministerpräsident, Joan Ghika, unter allgemeinem Beifall die Abdankungsurkunde Kusas vorlegte und eine Erklärung der Regentschaft verlas. Gleich danach nahm die Versammlung die Wahl eines neuen Fürsten vor und erkor als diesen einstimmig den Grafen von Flandern, den Bruder des Königs Leopold von Belgien, als Philipp I.

Diese Berufung eines fremden Fürsten auf den rumänischen Thron entsprang dem allgemeinen nationalen Verlangen, das sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker geregt hatte. War man doch zur Ueberzeugung gekommen, daß, wenn das Fürstentum abermals unter die Regierung eines einheimischen Für-

sten gestellt würde, dies nur eine Wiederholung jener Zustände bedeutete, die man zum Wohle des Landes endgültig zu beseitigen trachtete, und von selbst ergab sich der Wunsch, die Regierung einem fremden Fürsten zu übertragen, und zwar einem Fürsten, der nicht den Nachbarmächten, also Rußland und Oesterreich, angehörte.

Bereits 1857 hatte die Bevölkerung der Walachei eine längere Erklärung an die Kammern gelangen lassen, in der es hieß: „Damit der regierende Fürst all die Eifersüchteleien und all den Zwiespalt, die notwendigerweise immer wieder entstehen, wenn ein Bürger des Landes zur Regierung des neugeschaffenen Staates berufen wird, vermeiden könne, damit er nicht in den Verdacht komme, Verpflichtungen, die ihn binden, eingegangen zu sein, diese oder jene Partei, diese oder jene Familie vorzuziehen, damit er seinen Untertanen vollständiges Vertrauen einflöße, indem er volle Sicherheit der Unparteilichkeit und der Unabhängigkeit biete, Gewährschaften, die ein einheimischer Regent unmöglich zu leisten imstande war, damit der Regent, dank seiner Blutsverwandtschaft, in der Lage ist, Rumänien leichter in den großen Familienkreis der europäischen Staaten einzuführen und dem Lande dadurch mehr Halt und Stütze zu geben, damit er sowohl nach innen wie nach außen jene Achtung, jenes Gewicht, jenes Ansehen seiner Persönlichkeit in die Wagschale werfen kann, wie es für einen Souverän und erst recht für den Begründer einer Dynastie unumgänglich notwendig ist — aus allen diesen Gründen ergibt sich die zwingende, unabweisbare Notwendigkeit, daß der Herrscher Rumäniens aus einer der souveränen Familien Europas gewählt werden müsse. Und diese Notwendigkeit ist so gebietend, so unabweisbar wie nur irgend eine Forderung. Denn es ist einzugestehen, daß das Regiment, das Regime der eingeborenen Regenten derart in Rumänien bloßgestellt

und unmöglich gemacht wurde, daß, wenn ein Mann von den höchsten Geistesgaben und mit den Eigenschaften eines Heiligen gewählt würde, auch ein solcher sich nicht halten könnte gegen das allgemeine, bestimmte Verlangen der Rumänen, einen Herrscher aus einer der europäischen souveränen Fürstenfamilien zu erhalten."

Und in den Kammern des genannten Jahres hatte der schon weiter oben erwähnte Michael Kogalniceanu ausgerufen: „Jedes Blatt aus der Geschichte unseres Landes trieft von Blut und Tränen. Das Unglück, woran wir leiden, bezeichnet das Volk mit dem treffenden Sprichwort: „Der Wechsel der Fürsten ist eine Freude der Narren." Das Herz eines Volkes täuscht sich niemals. Hören wir, Brüder, auf die Seele des Volkes, hören wir auf die Stimme und den heißen Wunsch der Nation, welche ohne Aufhören fleht und ruft nach der Vereinigung der Fürstentümer unter einem fremden Fürsten!" — Das hatte auch bei der gleichen Gelegenheit Joan Bratianu in treuem vaterländischem Empfinden betont, nachdem er in erschütternder Weise die Zustände des Fürstentums geschildert: „Die Rumänen verlangen mit Entschiedenheit an die Spitze der vereinten Fürstentümer ein Mitglied aus den souveränen Familien Europas. Indem sie diese Forderung stellen, geben sie Europa die Sicherheit und Gewährschaft, daß sie entschlossen sind, mit allem Eifer, mit aller Tatkraft, auf dem Wege des Fortschrittes und der geistigen Entwicklung vorwärts zu schreiten."

Wie unzufrieden man mit Kusa war, wie offen man ihm sein Sündenregister vorwarf und die unhaltbaren Zustände in Rumänien vor aller Welt behandelte, geht aus einer 1864 erschienenen Schrift: „La vérité sur la Roumanie" hervor. Auch hier wurde energisch die Hoffnung ausgesprochen, daß an die Spitze der Regierung ein fremder Prinz berufen werden möchte, von

vollkommenem Charakter und ernstem Wissen, der für sein Volk ein Beispiel abgibt — — aber auch die Bemerkung ausgesprochen, daß sich bei einer solchen Wahl Frankreich zu sehr einmischen könnte, und daß der fremde Fürst mehr ein Vasall Napoleon III., als ein selbständiger Regent würde.

Im Juni 1866 hatten sodann G. Brancoveanu, Joan C. Bratianu, Konstantin Brailoi, Demeter Ghika, Ioan Ghica, A. Pano, Konstantin A. Rosetti und Georg Stirbey, empört über viele Mißstände und durchdrungen von der Ansicht, daß früher oder später ein Regierungswechsel stattfinden müßte, sich zu einem Abkommen vereint und sich mit ihren Namensunterschriften verpflichtet, es einzuhalten: daß, falls ein Thronwechsel eintritt, sie durch alle Mittel die Wahl eines ausländischen Prinzen, der einer der regierenden Familien Europas angehört, durchsetzen würden. Der Schlußsatz dieser geheimen Verabredung lautete: „Wir verpflichten uns, für einen fremden Prinzen zu stimmen und bei unserer Absicht zu beharren, bis sie ihre Verwirklichung gefunden hat."

Zwei der Unterzeichner wurden beauftragt, in verschiedenen Hauptstädten auf vertrauliche Weise zu erforschen, wie jene Verwirklichung seitens der hauptsächlich in Betracht kommenden Staaten aufgenommen werden würde. Joan Bratianu versuchte, freilich vergeblich, einen der näheren Verwandten Napoleon III. in Vorschlag zu bringen; wie er, so begegnete Ioan Ghica in London, in Brüssel und Turin dem gleichen Widerstande, eine Veränderung in der Regierung Rumäniens, in der ersehnten Weise, herbeizuführen.

Diese Schwierigkeiten zeigten sich von neuem, zunächst weniger innerhalb, wie außerhalb des Landes, nach der Absetzung des Fürsten Kusa.

Der Graf von Flandern lehnte die Wahl zum rumänischen Fürsten ab, hauptsächlich wohl wegen des Widerstandes Napoleon III., der ihn in Paris, welches

der Graf auf der Durchreise nach Nizza berührt, mit den Worten empfangen haben sollte: „Nicht wahr, Sie nehmen die Wahl der Rumänen nicht an!" Diese Ablehnung wurde den Mächten am 27. Februar durch ein Rundschreiben mitgeteilt. Trotzdem schickte die Provisorische rumänische Regierung noch eine Abordnung an König Leopold von Belgien, der jedoch erklärte, daß sein Bruder ganz nach eigenem Ermessen gehandelt, als er auf den Thron verzichtete.

Die Abordnung, an ihrer Spitze Joan Balaceanu, begab sich darauf nach Paris, um dort, wo schon des öfteren das Schicksal des rumänischen Landes in einschneidender Weise behandelt worden war, die Stimmung Napoleons und der leitenden Kreise für den einen oder anderen in Frage kommenden Thronanwärter zu erforschen. Am 24. März erhielt Balaceanu ein Telegramm Joan Ghicas, des Ministerpräsidenten und Ministers des Aeußeren: „Erklären Sie, daß wir den Grafen von Flandern nicht erwählt haben gegen Frankreich, daß wir gern in Verhandlungen treten über jeden anderen Fürsten, der uns von Frankreich vorgeschlagen wird, und daß wir den Erfolg verbürgen."

Am selben Tage langte aus Paris in Bukarest ein chiffriertes, wahrscheinlich verstümmeltes Telegramm an, das den Namen eines neuen Thronanwärters enthielt, aber eine Entzifferung war nicht möglich. Joan Ghica teilte dies am 25. März Balaceanu telegraphisch mit, hinzufügend, daß er im Geheimen mit dem in Frage stehenden Prinzen verhandeln möchte: „Wir müssen eine vollende Tatsache schaffen. Melden Sie uns das Ergebnis Ihrer Verhandlungen und den Namen des Betreffenden."

Am nächsten Tage, 25. März, trafen aus Paris zwei Depeschen ein, die eine von Joan Bratianu, die andere von Joan Balaceanu. Die erstere besagte:

„Hier gute Aussichten. Auch England ist der Ueberzeugung, daß die Wahl eines fremden Prinzen möglich ist. Der Kandidat Englands ist Hohenzollern.“ Das zweite Telegramm besagte folgendes: „Drouyn de Lhuys wünscht einen Kandidaten und möchte wissen, ob die rumänische Regierung erfahren. Ermächtigen Sie mich, Karl von Hohenzollern zu nennen? Diese Kandidatur würde jedenfalls die sympathische Zustimmung Napoleon III. finden.“

Als Joan Ghica diese Telegramme im Ministerrat vorlas, war die Freude eine allgemeine, endlich schien sich der Horizont aufzuklären.

Zum ersten Male war offiziell der Name des Prinzen Karl genannt worden, dessen verwandschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisses zu Napoleon III. wir bereits früher gedacht. Prinz Karl hatte sich durch sein ganzes Wesen auch in der nahen Umgebung des Kaisers Freunde erworben; die Beziehungen mancherlei Art zwischen Sigmaringen, Umkirch und Weinburg einer- und dem kaiserlichen Hofe in Paris andererseits waren nie abgebrochen worden und erwiesen sich jetzt als sehr nützlich.

Sechs Tage nach jenem letzterwähnten Depeschenwechsel, am 1. April, sandte Joan Bratianu von Berlin aus an Joan Balaceano nach Paris nachstehende Depesche: „Karl von Hohenzollern nimmt die Krone bedingungslos an. Er setzt sich unverzüglich mit Napoleon III. in Verbindung.“

Am 11. April telegraphierte Joan Ghica an Joan Balaceanu nach Paris: „Bratianu ist hier in Bukarest eingetroffen, die Regierung ermächtigt Sie offiziell, die Krone dem Prinzen Karl anzubieten. Antworten Sie, wenn er sie annimmt. In diesem Falle werden wir unverzüglich alle Schritte zu seiner Erwählung durch das Land vornehmen.“

Am gleichen Tage veröffentlichte die Provisorische Regierung eine Proklamation an das Volk, die begann: „Rumänen! Dreimal in zehn Jahren habt Ihr im Angesicht Europas durch Eure Handlungen und durch Eure Abstimmungen bewiesen, daß Ihr eine Nation seid, daß Ihr das Bewußtsein Eurer Rechte und Eurer Pflichten habt, daß Ihr die Vereinigung und einen fremden Fürsten wünscht als Schutz unserer Nationalität. Jede dieser Eurer Kundgebungen hat den Beifall aller Nationen gefunden, jede Eurer Abstimmungen wurde bestätigt durch die Garantiemächte." Des weiteren ward dann auf das Ereignis vom 23. Februar verwiesen, das als Zeichen des Volkswillens die Bewunderung und Zustimmung der Mächte gefunden. Dies ging, ward erwähnt, auch aus dem Empfange der rumänischen Abgesandten seitens des Sultans und des französischen Kaisers hervor. Unaufhörlich jedoch sei die Aufmerksamkeit der Großmächte, die den Rumänen freie Hand gelassen, auf ihre ferneren Handlungen gerichtet, seien doch wichtige europäische Interessen mit jenen Rumäniens eng verquickt, und erlaubten jene Interessen nicht, daß die Mündung der Donau sich im Besitz eines zerrütteten, zerstückelten, geschwächten Volkes befinde. Dann hieß es weiter: „Der Erwählte*) vom 23. Februar hat offiziell erklärt, daß er die Wahl aus Familienrücksichten nicht annehmen könne. Wir, durch den Willen der Nation dazu berufen, verpflichtet, daß wir uns allen Intriguen und allen Versuchen, die den Zweck haben, unsere Nation zu unterdrücken, entgegenstemmen, überzeugt, daß diesmal der Wille der Nation gekrönt wird durch den entscheidensten Erfolg, wir stellen der direkten Abstimmung der Nation die Wahl als Fürsten Rumäniens den Prinzen Karl Ludwig von Hohenzollern, welcher unter dem Namen Karl I. regieren wird, anheim. Ru-

*) Der Graf von Flandern.

manen, unerschütterlich von dem Wunsch erfüllt, eine starke Nation zu sein, aufgeklärt durch lange und schmerzliche Leiden, den Abgrund sehend, der sich vor uns geöffnet hat am 23. Februar und in den uns unsere Feinde stürzen möchten, Rumänen, wir geben uns der Hoffnung hin, daß Ihr einstimmig die Krone dem Fürsten Karl I. anbieten werdet. Also, wenn Ihr wollt, wird in wenigen Tagen, wiederholt von ganz Europa, unser einstimmiger Ruf ertönen: Es lebe das geeinte und untrennbare Rumänien!"

Drei Tage später, am 14. April, erließ das Ministerium nachstehenden Aufruf an das Volk: „Rumänen! Die Provisorische Regierung hat Euch durch ihre Kundgebung benachrichtigt, daß von Euch jetzt ganz allein das Glück Rumäniens abhängt, und wir dürfen hinzusetzen, sein Bestehen. Vor zehn Jahren zu drei Malen unter den wichtigsten und feierlichsten Umständen, habt Ihr feierlich erklärt — wohl wissend, daß die politischen Verhältnisse und unsere geographische Lage gebieterisch uns als einige und starke Nation verlangen, falls wir nicht Gefahr laufen wollen, daß wir keine Nation mehr sind, — auf dem Thron Rumäniens einen Fürsten zu sehen, der Mitglied einer der regierenden Familien Europas ist. Heute ist Euer Wunsch erfüllt, mehr noch, wie es unser nationaler Ehrgeiz erwarten durfte. Fürst Karl I. ist Mitglied zweier regierender Familien, der glänzendsten und mächtigsten. Er ist aufs engste verwandt durch die ältere Linie mit der preußischen Königsfamilie, dieser Familie, welche soviele Helden hervorgebracht hat, wie Friedrich den Großen, der durch sein Wissen und seine Kraft den kleinen Staat, den er übernommen, zu einem der angesehensten Europas gestaltete. Er ist des ferneren verwandt, von zwei Seiten aus, mit Napoleon III. und dadurch mit der Familie Bonaparte, die der bewundernden Welt zwei Napoleon gegeben hat, welche, wie die Halbgötter verehrt, ihrem Volke

die Achtung der übrigen Völker und unvergänglichen Ruhm verschafften. Er ist Sohn des einzigen Fürsten, der für die deutsche Einigung die Selbstaufopferung soweit getrieben hat, daß er vom Throne herabstieg, und der heute, geschätzt und verehrt von dem ruhmreichen Deutschland, einer seiner hauptsächlichsten Führer zur Einheit und Freiheit ist. Karl I., Fürst Rumäniens, ist selbst einer der geachtetsten und geliebtesten Fürsten Europas, durchdrungen von den edelsten und freisinnigsten Prinzipien, bescheiden, wie es stets ein hervorragender Mann ist, und mächtig wie der Glaube, wenn es gilt, eine Pflicht zu erfüllen.

Rumänen! In diesem feierlichen Augenblicke, in welchem sich der Himmel für Rumänien öffnet, um ihm seine Unvergänglichkeit als Nation zu bewahren, schwören wir, die Hand aufs Gewissen, vor Euch, vor Europa und vor Gott: wir haben die Gewißheit, daß Karl I., Fürst von Rumänien, Rumänien auf den Weg der Gerechtigkeit, der Tugend und der Freiheit führen wird! Durch ihn allein, mit ihm allein kann es bestehen und die Aufgabe erfüllen, die die Vorsehung ihm vorgezeichnet. Erhebt Euch, Rumänen, die Stunde der Befreiung hat geschlagen, das Buch des rumänischen Lebens liegt offen vor Euch! Eine Hand auf den blutigen Wunden, die brandig zu werden drohten, in der andern Hand die Feder, die uns mit einem Strich dem Leben zurückgeben soll, gehet hin und schreibt in das Buch der Volksabstimmungen den Namen Karl I., Fürsten von Rumänien! Die Vorsehung selbst hat Euch durch ein Zeichen aufklären wollen und es gefügt, daß Karl I. gerade am 20. April, dem Tage des Schlusses der Volksabstimmung, sein 27. Lebensjahr vollendet! Die Vorsehung hat gewollt, daß die Donau, der Fluß, dem wir den Schutz Europas verdanken, seinen Ursprung, seine Quelle gerade in dem Lande hat, in dem Karl I., Fürst von Rumänien, geboren ist. Stimmt also, Rumänen, mit Eurem alten Vertrauen,

stimmt mit rumänischer Tüchtigkeit, stimmt einstimmig und ohne jede Zögerung, dann werden alle Intrigen zunichte werden und mit der Verkündigung Eurer Abstimmung wird gleichzeitig das Dasein des rumänischen Vaterlandes verkündet und bestätigt werden.!"

Auch der Primar (Bürgermeister) von Bukarest zögerte nicht, sich unmittelbar an die Bevölkerung zu wenden: „Rumänen! Ganz Europa hegt ein unbegrenztes Vertrauen auf Eure Wiedergeburt. Wie! Ihr, Ihr allein, die Schöpfer dieser Wiedergeburt, würdet dieses Vertrauen in eben dem Augenblicke verlieren, wo Euch bereits das letzte entscheidende Wort auf den Lippen schwebt? Fühlt Ihr nicht, Brüder, wie die Gottheit Euer ganzes Wesen durchdringt — seht Ihr nicht den Abgesandten des Herrn kommen? Die Regenten und ihre von Euch selbst berufenen Minister haben an Euch einen Aufruf zu diesem großen Feste erlassen. Zweifelt Ihr an ihrer Stimme, so legt das Ohr auf die eigene Brust. Horcht! Hört Ihr nicht, was aus der Tiefe klingt? — es ist die Stimme Gottes! Der Herrscher der Rumänen konnte nicht der Gewählte einer Handvoll Menschen sein; er mußte von Euch allen gewählt werden, denn die Stimme des Volkes und nur die Stimme des Volkes ist die wahrhaftige Volkesstimme. — Mitbürger! Verliert Euch nicht einen Augenblick, erhebt Euch wie ein Mann, und Ihr, das Volk, heute der große Pontifex der lebendigen rumänischen Kirche, vollzieht vor der ganzen Menschheit und vor Gott das heilige Geheimnis des großen Tages. Verleiht die Taufe der Freiheit Euren Herzen, salbet mit dem Chrisam Eures Glaubens den Herrscher der Rumänen, und Euer Gesalbter wird der Gesalbte Gottes, wird der Held des künftigen Rumänien werden! — Noch bevor Ihr diese Zeilen zu lesen aufgehört, jauchzen gewiß Eure Herzen dem neuen Herrscher mit Liebe entgegen. Und so rufe auch ich als

wahrer Rumäne aus der Tiefe des Herzens: Es lebe Karl I. von Rumänien, es lebe der Beherrscher des einigen und unteilbaren Rumänien.

Der Primar von Bukarest:
Dr. Bratianu."

Die sofort, Mitte April, veranstaltete Volksabstimmung hatte ein glänzendes Ergebnis: von 686 193 wahlberechtigten Stimmen entfielen 685 969 auf den Prinzen Karl, so daß nur 224 gegen die Wahl gerichtet waren.

Das in diesem großartigen Maße nicht erwartete Resultat fand die freudigste Zustimmung aller Volkskreise, nur leider nicht jene der in Paris zusammengetretenen europäischen Konferenz zur Regelung der rumänischen Angelegenheiten und der russischen Agenten, die das Land überschwemmten, drohende Gerüchte aussprengend, unter anderem, daß eine österreichisch-russische Armee sowie türkische Truppen in die Fürstentümer einrücken würden. Natürlich rief dies tiefgehende Beunruhigung hervor. Die Regierung erließ eine Erklärung, in der sie betonte, es sei keinerlei Anlaß zu Besorgnissen irgendwelcher Art vorhanden. In Jassy, der Hauptstadt der Moldau, kam es zu einem Aufstand, an dem sich hauptsächlich fremde Elemente beteiligten, während sich die Bürgerschaft ruhig verhielt; durch das energische Einschreiten des Militärs ward jedoch die Ordnung bald wieder hergestellt. Die Befürchtung lag nahe, daß sich derartige gewaltsam angezettelte Unruhen noch an andern Punkten wiederholten, was auch geschah, und daß ferner gewisse separatistische Bestrebungen den endlich gewonnenen einheitlichen Staatsbau zerstören könnten, ferner, daß auch die Freunde Kusas nicht ruhen würden, die unsichere Lage zu ihren Gunsten auszubeuten, umsomehr, als

die Pariser Konferenz sich gegen die Wahl eines ausländischen Fürsten erklärte.

Dies teilte sie in nachstehender Note, deren Inhalt weidlich von den Störenfrieden im Lande ausgenutzt wurde, der Provisorischen Regierung mit: „Die Provisorische Regierung von Bukarest hat, indem sie durch das kürzliche Plebiscit die Wahl eines fremden Fürsten hervorrief, die Uebereinkunft vom 19. August 1865 verletzt, die durch den Artikel 12 die Fürstenwahl der gesetzgebenden Versammlung überweist. Die Konferenz entscheidet daher mit Bezugnahme auf ihren Beschluß vom 4. d. M., daß die Frage wegen der Aufrechterhaltung der Union die Aufgabe der gesetzgebenden Versammlung bleiben muß, die nächstens zusammentritt. Wenn die Majorität, sei es eine Majorität moldauischer oder walachischer Abgeordneter, solches fordern sollte, so werden die Einen oder die Anderen die Berechtigung haben, für sich allein abzustimmen. Im Falle, daß sich die Majorität, bestehe sie aus Walachen oder Moldauern, gegen die Union aussprechen sollte, so würde ein solcher Beschluß die Trennung beider Fürstentümer zur Folge haben. Nach der Erledigung dieser Frage wird die gesetzgebende Versammlung zur Wahl des Hospodaren schreiten, die nach Artikel 133 der Konvention auf einen Eingeborenen fallen muß. Metternich, Drouyn de Lhuys, Nigra, Goltz, Cowley, Budberg."

Neue gefährliche Wolken türmten sich über dem schwergeprüften Lande auf, dessen Bevölkerung abermals einer unsicheren Zukunft entgegensah.

Fest und unerschütterlich zeigten sich die Mitglieder der auf Veranlassung der Regentschaft neugewählten Kammer, die in der Sitzung vom 1. Mai den Volksbeschluß, dem Prinzen Karl die Krone anzutragen, feierlich zu dem ihrigen machten durch ihre einstimmige Erklärung: „Mit Berücksichtigung der

Ehrerbietung, die wir der Hohen Pforte und den Garantiemächten zollen, erklärt die Versammlung, als treuer Dolmetscher des nationalen Willens, der mit so vieler Wucht durch die Kammern zum Ausdruck gekommen, und in der Folge von allen Versammlungen, wie von dem Korps legislatif am 11. Februar und endlich durch den Volksbeschluß vom 20. April erneuert worden ist, zum letzten Male im Angesichte Gottes und der Menschen, daß es der unerschütterliche Wille der vereinigten Fürstentümer ist, zu bleiben, was sie sind: Ein einiges, unteilbares Rumänien unter der erblichen Regierung eines fremden Fürsten, der einer der souveränen Familien des Abendlandes angehört, und daß der Fürst dieses einigen, unteilbaren Rumäniens Prinz Karl Ludwig von Hohenzollern ist, den die Versammlung unter dem Namen Karl I. hiermit ausruft."

Da, in kritischer und gefahrvoller Zeit, drang die frohe Kunde nach Bukarest, daß Prinz Karl von Hohenzollern dem an ihn ergangenen Rufe Folge leisten und die rumänische Krone annehmen wolle.

Sofort wurde das im ganzen Land durch Maueranschläge bekannt gemacht und überall jubelnd aufgenommen. In der Kammer verkündeten die Regenten den Abgeordneten die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum erblichen Fürsten Rumäniens und seine Annahme derselben. Begeistert erhoben sich alle Deputierten, schwenkten Hüte und Tücher, und ihr Jubelruf: „Es lebe Karl I." pflanzte sich auf die Straßen fort, auf denen er seitens der dichtgedrängten, erwartungsvoll der ersehnten Kunde harrenden Volkskreise den freudigsten Widerhall fand: „Es lebe Karl I."

VIERTER ABSCHNITT.

Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien erwählt.

Prinz Karl in Düsseldorf. — Der Besuch Joan Bratianus. — Dem Prinzen wird die Krone Rumäniens angeboten. — Bedenken und Bedenkzeit. — Die Denkschrift des Fürsten Karl Anton. — Prinz Karl wieder in Berlin. — Die ersten Nachrichten der Wahl. — König Wilhelms Stellung zur Fürstenfrage. — Prinz Karl beim Minister-Präsidenten von Bismarck. — Bismarcks zustimmende Haltung. — Prinz Karl beim König Wilhelm. — „Gott behüte Dich!" — Abschied des Prinzen von Berlin und Aufenthalt in Düsseldorf. — Die Entscheidung! — Prinz Karl von Hohenzollern.

Prinz Karl hatte am 22. März, zugleich mit seinem aus Düsseldorf nach Berlin gekommenen Vater und seinem älteren Bruder, dem Erbprinzen Leopold, dem König Wilhelm seine innigsten Glückwünsche zum Geburtstage dargebracht und an dem beim Kronprinzenpaar stattgefundenen Familiendiner teilgenommen. Drei Tage später reiste er mit seinem Vater und seinem Bruder über Dessau, wo dem nahverwandten dortigen Herzogspaare ein Besuch abgestattet wurde, nach Düsseldorf, um im väterlichen Hause die Osterfeiertage zu verbringen. Seit dem Frühling 1863 residierte Fürst Karl Anton in der rheinischen Kunststadt als Militär-Gouverneur der Rheinprovinz und Westfalen, das anmutige Schlößchen „Der Jägerhof", einen ehemaligen kurfürstlichen Besitz, bewohnend, welches das Fürstenpaar zu einem regen Mittelpunkte erlesener Geselligkeit und freudig ausgeübter Gastlichkeit gemacht.

Am 30. März, am Karfreitag, traf der rumänische Abgesandte, Joan Bratianu, in Düsseldorf ein und bat sogleich den Fürsten Karl Anton um eine Audienz, die am nächsten Tage stattfand und drei Stunden währte.

Bratianu teilte hierbei dem Fürsten mit, daß die Provisorische rumänische Regierung, einer Anregung Napoleon III. folgend, beabsichtige, den zweiten Sohn des Fürsten, den Prinzen Karl, der rumänischen Nation als Fürsten vorzuschlagen. Bratianu nahm sodann an der Tafel teil, wobei viel über die orientalischen und zumal rumänischen Verhältnisse gesprochen wurde. Nach Tisch drückte Bratianu dem Prinzen Karl seine große Freude aus, daß er hier bereits seine persönliche Bekanntschaft gemacht, da er ihn nach Pariser Mitteilungen in Berlin vermutet, worauf der Prinz erwiderte, daß er nur auf kurzen Urlaub in Düsseldorf weile und in zwei Tagen nach Berlin zu seinem Regiment zurückkehre, hinzusetzend: „Vielleicht, um bald in den Krieg zu ziehen!“

Der Jägerhof in Düsseldorf.
Residenz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern.

Von seinem Hotel aus ließ Bratianu durch den Oberst von Rauch, Kommandeur des 11. Husarenregiments, der zu den Tischgenossen gehört und ihn begleitet hatte, den Prinzen Karl um eine Unterredung bitten, die ihm für den gleichen Abend gewährt wurde.

Bei dieser Zusammenkunft trug Bratianu im Namen des Landes und der Regentschaft dem Prinzen Karl die Krone Rumäniens an, ihm im weiteren Verlauf die Zustände des Fürstentums schildernd und in klarer Weise darlegend, welch vielfache Gefahren demselben drohten, wenn die Ungewißheit noch länger dauerte, den Prinzen schließlich auf das innigste um eine günstige Entscheidung bittend.

Prinz Karl entgegnete, daß er zwar den Mut in sich fühle, dem Ruf zu folgen, aber doch auch schwere Bedenken hege, ob er einer solch verantwortlichen Aufgabe gewachsen sei; er könne für jetzt noch keine bestimmte Antwort erteilen, denn es hänge schließlich alles von dem Beschlusse König Wilhelms ab, der das Oberhaupt der Familie sei, und ohne dessen Erlaubnis er selbstverständlich einen so folgenschweren Schritt nicht unternehmen dürfe.

Die spätere Gemahlin des Prinzen, Königin Elisabeth, erzählt von dieser ersten bedeutsamen Unterredung eine kennzeichnende Einzelheit, und zwar wäre Prinz Karl den Ausführungen Bratianus gefolgt, eine Weltkarte vor sich, hätte schließlich den Bleistift zur Hand genommen und auf die das rumänische Fürstentum durchschneidende direkte Linie zwischen London und Bombay gewiesen mit den Worten: „Das da ist ein Land der Zukunft!" Und wie hier wirtschaftlich der Prinz eine überraschende Voraussicht bewiesen, die durch die 1906 eingerichtete Schiffahrtslinie von Konstanza nach Aegypten sich erfüllte, so auch politisch, denn als ihm in der gleichen Unterredung Bratianu das staatsrechtliche Verhältnis Rumäniens zur Türkei auseinandersetzte, besorgt, der Prinz könnte sich an dieser Abhängigkeit von der Pforte stoßen, bemerkte jener, er sehe darin kein Hindernis für sich, zumal es kaum schwer fallen dürfte, dieses Band zu lösen, das vorläufig eher eine Garantie, denn eine Fessel sei, da Rumänien sich noch nicht stark genug fühle, um schon auf eigenen Füßen zu stehen.

Ohne daß es zu einer bindenden Erklärung seitens des Prinzen, der in diesen Tagen seine Ernennung zum Rittmeister erhalten, gekommen, trat Bratianu, der auf den Prinzen wie auf die Familie des Fürsten durch sein Wesen wie durch seine Kenntnisse den vorteilhaftesten Eindruck gemacht, die Reise nach Paris an, um dort des weiteren tätig zu sein.

Fürst Karl Anton richtete an König Wilhelm eine eingehende Denkschrift, in der er zunächst Mitteilung machte von dem an seinen zweiten Sohn ergangenen Antrag, die Regierung Rumäniens zu übernehmen, und daß er die Entscheidung darüber gänzlich dem König überlasse. Er betonte dann wörtlich: „In der jüngsten Zeit ist die noch unter dem Fürsten Kusa einberufene Kammer aufgelöst worden, weil der nunmehr in den Vordergrund gerückten Wahlfrage eine neue konstitutionelle Unterlage gegeben werden mußte. Nun ist es nach der Auffassung des Herrn Bratianu leicht möglich, daß aus der ad hoc konstituierten neuen rumänischen Kammer die Wahl eines meiner Söhne hervorgehe, und zwar nicht deshalb, weil nur einer von diesen als der einzig geeignete Regent zu bezeichnen wäre, sondern auch aus dem weiteren politischen Grunde, um den Konferenzmächten die Absicht Rumäniens zu zeigen, kein Bojaren-Regententum über sich zu dulden, moralischen Protest einzulegen gegen die von Rußland gewünschte Trennung der Fürstentümer, die monarchische Gesinnung dieser Länder zu konstatieren und einen fertigen Kandidaten zur Abkürzung des Konferenzverfahrens und zur Beseitigung aller weiteren Herrschaftsintriguen aufzustellen. Der Graf von Flandern sei nicht um seiner Person, sondern um des Prinzips willen per Akklamation gewählt worden, rumänischerseits sollte dadurch lediglich mit größter Offenheit gezeigt werden, daß nur einem fremden Fürsten die Gründung einer neuen Dynastie in Rumänien anvertraut werden dürfe.“ Nachdem dann der Fürst noch die schwierigen inneren Verhältnisse und das scheinbare Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte berührt, schloß er: „Nicht zu leugnen sind aber die großen, jetzt noch unentwickelten inneren Hilfsquellen dieser Länder, welche unzweifelhaft eine ebenso große Zukunft haben werden, als sie ehemals Kulturdistrikte ersten Ranges gewesen sind. Der dortige Herrscher

würde demnach eine ebenso große als dankbare Aufgabe zu erfüllen haben, deren Früchte wohl schwerlich seiner Person, unzweifelhaft aber den Deszendenten der neu begründeten Dynastie zu statten kommen müßten." Auch an den preußischen Ministerpräsidenten, Grafen von Bismarck, sandte Fürst Karl Anton ein Schreiben über die rumänische Thronfrage, auf die obige Denkschrift verweisend.

Am 9. April war Prinz Karl wiederum in Berlin und meldete sich sofort beim König, der jedoch die rumänische Angelegenheit mit keinem Wort streifte, danach besuchte er den Kronprinzen, der eingehend mit ihm Rücksprache nahm und der ganzen Sache sympathisch gegenüberzustehen schien, bemerkend, wie ehrenvoll er es finde, daß eine so schwierige Aufgabe einem Mitglied des Hauses Hohenzollern angetragen worden sei; nur war ihm störend, daß die Kandidatur von Frankreich aus angeregt wurde, da er vermutete, dieses könnte später vielleicht für jene Gefälligkeit eine Gebietsberichtigung von Preußen verlangen. Prinz Karl erwiderte, man brauchte das nach seiner Meinung nicht zu befürchten, da sich Kaiser Napoleon hier mehr von verwandtschaftlichen, als irgendwie eigennützigen Rücksichten habe leiten lassen. Als Gegner erwies sich Prinz Friedrich Karl, der die Ansicht äußerte, der Prinz sei doch zu besserem da, als tributären Fürstentümern vorzustehen, und der daher riet, den Antrag abzulehnen.

Als wenige Tage später, am 14. April, Prinz Karl im Kasino seines Regiments bei Tische saß, wurden ihm Berliner Zeitungen übergeben, die folgende Depesche enthielten: „Bukarest, den 13. April. Heute haben die Statthalterschaft und das Ministerium mittelst Anschlags an den Straßenecken den Prinzen Karl Ludwig von Hohenzollern unter dem Namen Karl I. als Fürsten von Rumänien vorgeschlagen, und ging

das Gerücht, der Prinz würde demnächst hier eintreffen und sich präsentieren. Die Bevölkerung scheint damit zufrieden zu sein."

Diese so bestimmt auftretende Nachricht überraschte den Prinzen ebenso wie seine Angehörigen; sie war von Bratianu ausgegangen, der, von Paris nach Bukarest geeilt, mit aller Energie die Wahlangelegenheit dort betrieb. Er hatte auch unter dem 16. April eine Depesche an den Fürsten Karl Anton gerichtet: „Fünf Millionen Rumänen jauchzen ihrem Herrscher, dem Prinzen Karl, Sohn Ew. Königlichen Hoheit, zu. Alle Gotteshäuser sind geöffnet und die Stimme der Geistlichkeit erhebt sich mit jener des ganzen Volkes zum Allmächtigen, um ihn zu bitten, ihren Erwählten zu segnen und ihn würdig zu machen seiner Vorfahren und des Vertrauens, welches die gesamte Nation in ihn setzt."

Diese Depesche wurde von dem Fürsten sogleich telegraphisch König Wilhelm übersandt, der sie dem Prinzen Karl mit folgendem eigenhändigem Brief übermittelte: „Dein Vater wird Dir die Anlage auch wohl mitgeteilt haben. Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger sind. Wilhelm."

Prinz Karl sandte die obige Depesche Bratianus mit der Antwort zurück: „Ew. Majestät erlaube ich mir ehrfurchtsvoll anliegend die Depesche, die Allerhöchstdieselben mir übersandten, mit dem untertänigsten Danke zurückzustellen. Der Inhalt derselben hat mich tief ergriffen, und ich erkenne wohl die großen politischen Bedenken, die dabei in den Vordergrund treten. Ew. Majestät Vorschriften werden stets mein Anhalt sein. Karl, Prinz von Hohenzollern."

Fürst Karl Anton hatte Bratianu geantwortet, daß er mit tiefer Bewegung die Nachricht von der endgültigen Wahl seines Sohnes empfangen, daß aber die Entscheidung nunmehr in den Händen des Königs liege. Prinz Karl schrieb an diesem Tage seinem Vater, er sei fest entschlossen, auch gegen den Willen der in Paris tagenden Konferenz, ohne weiteres nach Bukarest zu reisen. Der Fürst antwortete ihm: „Der Entschluß macht Dir alle Ehre und zeigt ein richtiges Gefühl; aber Du hast den Willen des Königs abzuwarten."

Jetzt hieß es nur noch, die Zustimmung König Wilhelms zu erlangen, der sich zunächst völlig ablehnend verhielt und seine Gründe dem Fürsten Karl Anton in einem langen, vom 14. April datierten Handschreiben darlegte, in welchem es heißt: „Was nun Deine Auffassung des Anerbietens der rumänischen Herrschaft an Deinen Sohn Karl betrifft, so war ich allerdings überrascht, dasselbe von Dir so eingehend aufgenommen zu sehen. Natürlich ist es zunächst Pflichtsache des Vaters, über das Schicksal seiner Kinder eine Ansicht aufzustellen. Dies hast Du getan und dieselbe mir, als Familienhaupt, zur Beurteilung vorgelegt. — Deine politische Auffassung der Frage, die aus den Mitteilungen des etc. Bratianu folgte, verstehe ich insofern vollkommen, als man Preußen, als den bei dieser Frage nicht direkt beteiligten Staat, für den geeignetsten hält, ein Mitglied seines Hauses, ohne Jalousie der direkter beteiligten Großmächte, zur rumänischen Herrschaft berufen zu lassen. Aber mit einer solchen Berufung würde für die Zukunft Preußens Stellung zu jeder orientalischen Verwicklung nicht mehr die bisherige neutrale bleiben können. Denn wenn auch Dein Sohn aus der nächsten Beziehung zu unserem Hause treten würde, so bliebe doch eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für jenen Herrscher für ihn einzutreten. Wohin aber ein solches

moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen, und könnte nur dahin führen, wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, die materiellen Unterstützungen versagen zu müssen, bei unserer geographischen Lage zu jenen Ländern." — Der König ging dann des näheren auf die ungewisse Stellung des Prinzen als Fürst eines Vasallenstaates ein, die er eines Hohenzollern nicht für würdig halte, besorgte, daß, selbst wenn er seine Zustimmung gäbe, keine Garantie vorhanden sei, daß das Wahlrecht auch an dem jetzt Gewählten festhielte, und betonte, daß man die Stellung der auf der Pariser Konferenz repräsentierten Mächte zu dieser Wahlfrage berücksichtigen müsse, denn Rußland und die Pforte seien gegen die Union der Fürstentümer und gegen die Wahl eines auswärtigen Prinzen zum Beherrscher der Donaufürstentümer: „Das alles sind Ereignisse, die eine einfache Lösung dieser Frage nicht in Aussicht stellen. Daher muß ich Dir die nochmalige Ueberlegung derselben recht ans Herz legen. Sollte selbst Rußland, natürlich nur widerwillig, in die Wahl eines auswärtigen Fürsten willigen, so ist vorauszusehen, daß Intriguen über Intriguen in Rumänien stattfinden werden, zwischen Rußland und Oesterreich, und da letzteres williger für eine solche Wahl stimmen würde, so wäre die Anlehnung Rumäniens an Oesterreich gegen Rußland geboten und somit das neu geschaffene Reich mit seiner Dynastie, von Haus aus, auf seiten des Hauptgegners Preußens, das ihm doch den Fürsten geben soll!" — Fürst Karl Anton dankte dem König auf das innigste für sein Interesse und suchte in einer ausführlichen Denkschrift verschiedene der politischen Besorgnisse des Königs zu entkräften.

In dieser Unentschiedenheit sollte dem Prinzen Karl ein wichtiger Bundesgenosse erstehen in dem preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck, der am Vormittag des 19. April den Legationsrat von

Kendell an den Prinzen sandte, ihn um seinen Besuch bittend, da er ihn infolge eines Fußleidens, das ihn an das Haus fessele, leider nicht aufsuchen könne.

Zur Mittagszeit fand die wichtige, folgenreiche anderthalbstündige Unterredung statt, die Bismarck mit der Bemerkung eröffnete, daß er nicht als Staatsmann, sondern als Freund und Ratgeber ganz frei und offen zu dem Prinzen sprechen wolle und als solcher rate er ihm: „Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten erwählt; folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direkt in das Land, zu dessen Regierung Sie berufen sind!" Und als der Prinz erwiderte, daß dies ohne Genehmigung des Königs unmöglich sei, obwohl er selbst den Mut zu diesem Entschlusse in sich fühlte, rief Bismarck aus: „Um so mehr also! Die Genehmigung des Königs brauchen Sie in diesem Falle nicht direkt. Verlangen Sie Urlaub vom König, Urlaub ins Ausland, — der König ist fein genug, — ich kenne ihn ja genau —, um dies zu verstehen und die Absicht zu durchschauen. Sie nehmen ihm dadurch außerdem die Entscheidung aus der Hand, was ihm sehr willkommen sein muß, da ihm politisch die Hände gebunden sind." — Vom Ausland her, bemerkte Bismarck, könne der Prinz um seinen Abschied einkommen und sollte sich dann im strengsten Incognito nach Paris begeben, um den Kaiser Napoleon für seinen Plan zu gewinnen. Dieses sei nach seiner Ansicht die einzige Art, die Sache durchzusetzen, denn komme letztere erst vor die Pariser Konferenz, so würde sie sich nicht monate-, sondern jahrelang hinziehen.

Im Verlauf der Unterhaltung kam Bismarck auch auf die Stellung der Mächte der Thronkandidatur gegenüber zu sprechen: „Rußland und die Pforte werden den entschiedensten Protest gegen Ihre Wahl erheben, Frankreich, England und Italien werden auf Ihrer Seite stehen, und Oesterreich wird alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen.

Doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu fürchten, da ich Oesterreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke . . .!"

Dann behandelte Bismarck die schwierige Lage, in welche Preußen versetzt würde, da es sich stets von der orientalischen Frage ferngehalten und nur seine Stimme im Rate der Großmächte geltend mache: „In diesem speziellen Falle aber müßte ich, als preußischer Ministerpräsident, gegen Sie stimmen, so schwer mir das auch fallen würde, denn ich dürfte im gegenwärtigen Augenblick keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unser Staatsinteresse nicht zu Gunsten des Familieninteresses engagieren. — Durch eigenmächtiges Handeln von Seiten Ew. Durchlaucht würde der König aber aus der für ihn peinlichen Situation herausgelangen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee nicht abgeneigt sein würde, obwohl er als Familienoberhaupt seine Zustimmung nicht geben dürfte. — Sind Ew. Durchlaucht einmal in Rumänien, so wird die Frage bald gelöst sein, denn wenn Europa sich einem fait accompli gegenüber sieht, werden die zunächst beteiligten Mächte zwar protestieren, aber ein Protest steht auf dem Papier, und die Tatsache wird nicht mehr rückgängig zu machen sein!" —

Den Einwand des Prinzen, daß Rußland und die Pforte direkt feindlich auftreten könnten, entkräftete Bismarck: „Aus Gewaltmaßregeln würden, namentlich für Rußland, die schwersten Folgen entstehen können. Ich würde aber Ew. Durchlaucht raten, vor Ihrer Abreise dem Kaiser von Rußland einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Sie aussprächen, daß Sie in Rußland Ihren mächtigsten Beschützer sähen und daß Sie mit Rußland dereinst die orientalische Frage lösen zu können hofften. — Auch ließe eine Familienverbindung, die bald ins Werk gesetzt werden müßte, Sie in Rußland einen großen Anhalt finden." Auf die Frage, wie sich Preußen zu der

vollendeten Tatsache stellen würde, erwiderte der Ministerpräsident: „Wir werden nicht umhin können, das Faktum anzuerkennen und der Sache unser volles Interesse zuzuwenden. Ihr mutiger Entschluß wird also sicher sein, von hier aus beifällig aufgenommen zu werden."

Am Nachmittag wurde der Prinz vom König empfangen, der ihn herzlich begrüßte, aber nicht die Ansichten Bismarcks, die ihm der Prinz mitteilte, billigte, sondern ihm eingehend die Schwierigkeiten entwickelte, die dem Unternehmen im Wege ständen, ihm ratend, die Entscheidung der Pariser Konferenz abzuwarten. Aber selbst wenn letztere günstig ausfallen sollte, wären noch viele Bedenken zu überwinden, ob es eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern würdig sei, sich unter die Oberhoheit eines Sultans zu stellen. Prinz Karl erwiderte, daß er für den Augenblick die türkische Oberhoheit anzuerkennen bereit sei, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich von derselben durch Waffengewalt zu befreien und dem Lande, das ihn heute erwählt, die völlige Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde zu erobern; er bitte den König, überzeugt zu sein, daß er stets seinem Namen Ehre machen werde, wo und in welcher Lage er sich auch befinden möge! — Der König bewilligte dann den erbetenen Urlaub nach Düsseldorf und schloß den Prinzen beim Abschied in die Arme mit den Worten: „Gott behüte Dich!"

Vom König begab sich der Prinz nach Potsdam zur kronprinzlichen Familie. Der Kronprinz hatte seine früheren Bedenken fallen gelassen, jedenfalls war er nicht mehr gegen das Unternehmen und äußerte, er sei fest überzeugt, daß der Prinz seiner Aufgabe gewachsen sei; gleich seiner Gemahlin verabschiedete er sich auf das wärmste von dem Freunde, ihm seine treuesten Wünsche und Hoffnungen für eine gute Zukunft aussprechend.

Am gleichen Abend reiste Prinz Karl nach Düsseldorf, wo er am nächsten Tage im Kreise der Eltern und Geschwister seinen Geburtstag feierte, aus welchem Anlaß zahlreiche Glückwünsche aus Rumänien eintrafen. Drei Tage später entschied die Pariser Konferenz, wie es schon im letzten Abschnitt hervorgehoben, daß die in Bukarest zusammentretende Kammer die Wahl eines einheimischen Fürsten vorzunehmen habe. Depeschen aus Bukarest jedoch meldeten, die Rumänen würden dieser Anordnung nicht Folge leisten, sie beständen auf dem Willen der Nation, einem fremden Fürsten die Regierung zu übertragen, und hielten an der Wahl des Prinzen Karl fest. Für diesen Ausweg trat auch Frankreich energisch ein, indem es erklärte, es würde etwaige Zwangsmaßregeln, ob diese von Rußland oder der Pforte ausgingen, nicht dulden.

Auch Bismarck blieb, wie er dem Vermittler zwischen dem Fürsten Karl Anton und dem König, Oberst von Rauch, am 23. April mitteilte, seiner Ansicht treu: es wäre das beste, wenn der Prinz sofort die Wahl annehmen, sich nach Paris begeben und mit Kaiser Napoleon ins Einvernehmen setzen würde und dann die Zustimmung Rußlands zu gewinnen trachtete: „Was die Zustimmung des Königs betrifft, so kann dieselbe jetzt natürlich nicht erfolgen, aber einem fait accompli gegenüber wird sie schließlich nicht versagt werden können. Nur ob Prinz Karl die Kraft und Entschlossenheit in sich fühlt, die Frage auf diese einzig Erfolg verheißende Weise zu lösen, das muß er selbst entscheiden. Jeder andere Weg bietet keine Aussicht, denn schließlich werden die Mächte sich auf einen einheimischen Fürsten einigen und die Rumänen sich fügen. — Gestern abend habe ich mich dem politischen Agenten Rumäniens in Paris, Herrn Balaceanu, gegenüber in gleichem Sinne geäußert und betont, daß der König jetzt nicht allein entscheiden und nicht für den Prinzen Karl die Wahl annehmen dürfe, weil dadurch

politische Verwicklungen heraufbeschworen werden könnten."

Wenige Tage später überbrachte Oberst von Rauch dem Fürsten Karl Anton ein ausführliches Handschreiben des Königs, in welchem dieser nochmals seinen Standpunkt und seine Bedenken ausführlich in klarer Weise darlegte. Der eingehende Brief ist ein neuer Beweis für den weitumfassenden politischen Blick des Königs, gleichzeitig auch für seine väterliche Sorge um ein Mitglied der Hohenzollernfamilie. Der Schluß lautete: „Meiner Bemerkung, daß die Existenz Deines Sohnes doch immer eine sehr unsichere sein würde, stellst Du das Beispiel von Griechenland und das vielleicht in Mexiko zu erwartende entgegen, indem Du äußerst, solchen Schicksalen müsse man sich dann eben unterwerfen, wie es auch Bayern tat. Das ist ganz richtig; aber: trägt dergleichen zum Ruhm, Glanz und zur Würde des Staates bei, dem ein solcher Verjagter angehört? Blutet nicht das Herz der Regentenfamilie, deren Mitglied vom Throne gestoßen wird, und zu dessen Rettung nichts geschehen konnte? — Das alles sind Betrachtungen, die mich fortwährend sehr ungern an die Chance, einen Hohenzollern so prekär situiert zu wissen, denken lassen! — Enfin, jetzt müssen wir die Aufnahme abwarten, welche die Konferenzvorschläge in Bukarest finden werden. — Unter diesen Umständen habe ich Deinem Sohn sofort einen sechswöchentlichen Urlaub erteilt und empfehle Euch nochmals die größte Vorsicht, wenn die Deputation nach Düsseldorf kommt, gegen deren Empfang durch Euch ich nichts einzuwenden habe. Dein treuer Freund und Vetter Wilhelm."

Gleichzeitig trafen aus Paris private Mitteilungen ein, die besagten, daß die französische Regierung, wie bisher, auch fernerhin der Angelegenheit sympathisch gegenüberstände, daß sie freilich zur günstigen Lösung nichts direkt tun könne.

Die Ereignise drängten zur Entscheidung.

Am 1. Mai war Joan Bratianu in Düsseldorf eingetroffen. Er überbrachte zwei offizielle Schreiben der Regierung, das eine an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, das andere an den Prinzen Karl gerichtet. Dem Fürsten wurden, als dem Vater des erwählten neuen Regenten von Rumänien, die verehrungsvollsten Grüße im Namen der Regierung und in jenem Rumäniens dargeboten. Es wurden des ferneren die Verdienste des Fürsten um sein Vaterland gerühmt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die göttliche Vorsehung ihn segnen und belohnen möge, da er einverstanden mit der Uebernahme der Krone Rumäniens seitens seines geliebten Sohnes. Daran ward die Hoffnung geknüpft, daß durch den Einfluß des Fürsten und durch seine freundschaftlichen Beziehungen zum König Wilhelm von Preußen letzterer seine Zustimmung zu der Wahl nicht verweigern werde. Es ward erwähnt, von welcher Wichtigkeit jene Wahl für Rumänien sei, einen Staat zu gründen an der Donau, einen Staat, der von eben so großer Bedeutung für Europa wie für den Orient werden könne. Schließlich wurde die Erwartung ausgesprochen, daß gerade die großen Vorzüge des Fürsten, seine freiheitlichen Ideen und sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl die Rumänen überzeugten, daß sein Sohn sie auf den Wegen des Fortschritts und der Größe führen werde. Die Rumänen erwarteten mit Ungeduld den Tag, an dem sie in ihrer Mitte Karl I. empfangen können.

Das Schreiben an den Prinzen Karl hatte folgenden Wortlaut: „Die Rumänen, aufgefordert zur Wahl ihres Fürsten, bieten Ew. Hoheit die Krone Rumäniens an. Bis die Volksabstimmung ihre durch das Gesetz vorgeschriebene Geltung erlangt hat, ist Herr Joan Bratianu mit der hohen Ehre beauftragt worden, das große Ereignis zur Kenntnis Ew. Hoheit zu bringen und

Ew. Hoheit zu grüßen in unserem Namen und in jenem Rumäniens. Aufgefordert durch die göttliche Vorsehung und durch die Stimmen eines ganzen Volkes, ihren Platz einzunehmen unter den hervorragenden Herrschern, Gründern der europäischen Dynastien, wird Ihr Genie, Fürst, Ihnen ohne Zweifel die Kraft verleihen, alle diplomatischen Schwierigkeiten zu überwinden, die Sie jetzt noch umgeben können. Das sicherste Mittel, diese Hindernisse zu besiegen, sie aus dem Wege zu räumen, ist, ihnen zuvorzukommen, ihnen eine vollendete Tatsache entgegenzusetzen, derart, daß Sie so rasch wie möglich Besitz von dem Throne nehmen, den Ihnen heute niemand mehr streitig machen wird. Nur ein Zögern, falls es möglich ist in einem groß empfindenden Herzen, könnte wirkliche Schwierigkeiten hervorrufen. Fürst, fünf Millionen Rumänen erwarten Sie mit offenen Armen, mit Begeisterung! Die ganze Welt grüßt Sie, von jetzt an, mit Enthusiasmus als den Herrscher Rumäniens!"

Als nach Kenntnisnahme des ersteren Schreibens Fürst Karl Anton hervorhob, daß sein Sohn ohne Ermächtigung des Königs nichts unternehmen könne, rief Bratianu schmerzlich aus: „Dann ist Rumänien verloren!" Da nahm ihn Prinz Karl beiseite und teilte ihm im engsten Vertrauen mit, er sei fest zur Reise entschlossen!

Zu der Befürchtung Bratianus lag begründete Veranlassung vor, denn bei den sich immer schärfer zuspitzenden Gegensätzen zwischen Oesterreich und Preußen und den damit verbundenen, stets drohender aufsteigenden Kriegswolken war es leicht möglich, daß eine der interessierten Großmächte, sei es Oesterreich selbst oder Rußland oder die Türkei, die günstige Gelegenheit benutzte, um sich des ohnmächtigen rumänischen Landes zu bemächtigen, trotz des eventuellen Einspruches Frankreichs, der ja doch nur diplomati-

scher Natur geblieben wäre. Und auch im Lande selbst fehlte es nicht an genügendem Zündstoff, um neue Unruhen anzuzetteln und die ohnehin so schwierige Lage noch fragwürdiger zu gestalten.

Am 5. Mai weilte Fürst Karl Anton in Berlin, zunächst Bismarck aufsuchend, der wiederum bemerkte, daß er an seiner bisherigen Ansicht festhalte. Dann nahm der Fürst eine nähere Rücksprache mit dem König, der schließlich erklärte, er wolle sich jeder direkten Einwirkung auf die Entschlüsse des Prinzen Karl enthalten und eine vollzogene Tatsache als geschehen gelten lassen, der Prinz möge von der Grenzstation aus sein Abschiedsgesuch einreichen.

Zwei Tage später war Fürst Karl Anton wieder in Düsseldorf, wo auch Joan Bratianu und Balaceanu, die man aus Paris telegraphisch berufen, eintrafen, und denen Prinz Karl am 7. Mai mitteilte, daß er unbedingt zur Fahrt entschlossen sei, die, nach eingehender gemeinsamer Beratung des Weges und der zu erwartenden Schwierigkeiten und Hindernisse, auf den 11. Mai festgesetzt wurde.

Die Würfel waren gefallen!

Welche Gedanken, welche Erwägungen und Pläne mögen in all dieser Zeit des Prinzen Seele bewegt haben! Sein Entschluß, dem unerwarteten Rufe des fernen Landes zu folgen und die Krone des fremden Volkes anzunehmen, war bei seinem Charakter und seiner Veranlagung durchaus verständlich. Von früh an hatte Prinz Karl regen Sinn gezeigt für die Natur und das Volksleben; vielfache Reisen hatten ihm eine Fülle buntartiger, fesselnder Eindrücke gewährt und hatten wohl oft genug seine Wünsche hinausgelenkt über die Grenzen der engeren Heimat. Man sagt nicht mit Unrecht, daß viele Menschen, deren Gemütsleben lebhafteren Schwingungen unterworfen ist, als es beim

Durchschnitt der Fall, sich nur schwer in die altgewohnte Umgebung und Tätigkeit zurückfinden können, wenn sie auf weiten Fahrten dem leisen Raunen und wilden Rauschen des Meeres gelauscht, wenn sie fern der Heimat den glühenden Sonnenball untergehen sahen über schweigsamen Palmenwaldungen, wenn sie sich vertraut gemacht mit den geheimnisvollen Erscheinungen der Wüste und Steppe, und daß sie immer wieder den Drang empfinden, hinauszuziehen in die freie, schöne Gotteswelt, die ihnen ihre Wunder ganz anders erschließt, als den meisten übrigen Erdbewohnern. Auch bei dem Prinzen Karl dürfte dieser Zug hervorgetreten sein und eine Rolle gespielt haben, als sein Lebensweg eine unerwartete Wendung erfuhr.

Freilich nicht die entscheidende Rolle! Seinem ganzen inneren Sein und Wesen nach war Prinz Karl nicht dazu geschaffen, das bequeme, von äußeren Erschütterungen unbedrohte Leben eines Fürstensohnes zu führen, einen militärischen Rang nach dem anderen zu erreichen und sein Dasein verfließen zu sehen zwischen Dienst und höfischem Getriebe. Sein lebhafter Geist, seine entschlossene Tatkraft, sein frischer Unternehmungssinn strebten höheren Zielen zu. Durchaus nicht phantastisch veranlagt, durchaus nicht zu Abenteuern geneigt oder aus irgend welchen Gründen ehrgeizigen Plänen nachjagend, sondern alles ruhig und ernst erwägend, sah er sich hier vor eine hohe, eines ganzen Mannes harrende Aufgabe gestellt: einem bisher bedrückten, ausgesogenen, zum Teil verachteten oder spöttisch beurteilten Volke ein wahrer Fürst und sorgender Retter zu werden, Ordnung einzuführen, wo die jammervollste Mißwirtschaft bisher gewesen, das Land zu befreien von den politischen Schlacken und Einflüssen, seinen Bewohnern, die im Kern gut geblieben, ein nacheifernswertes Beispiel zu sein und sie jener Wohlfahrt zuzuführen, deren sich die anderen Kulturstaaten erfreuten — etwas Festes und Beständi-

ges zu schaffen, nicht nur für die Gegenwart, sondern für die Zukunft! Mit diesen Erwägungen mochten sich andere verschmelzen. Auf seinen vielfachen Reisen hatte der Prinz Land und Leute der verschiedensten Nationen kennen gelernt, sein scharfer Blick erkannte die Bedeutung, welche Rumänien unter zielbewußter Herrschaft gewinnen konnte, gewinnen mußte, „eine lebendige Schlagader in Europa", wie er sich in jenen Entscheidungstagen in Düsseldorf bereits ausgedrückt; hier konnte eine gewaltige, geschichtliche Tat vollbracht werden, wert der Sorgen, Entsagungen und Enttäuschungen, die nicht ausbleiben würden, aber auch wert des blühenden Ruhmes, den das Gelingen verhieß.

Da mochte sich im Prinzen Karl die Entschlossenheit und Tatenlust der Hohenzollern regen und im Geiste vor ihm emporsteigen das Bild jener kühnen, klugen Burggrafen von Nürnberg und ihr in der Mark Brandenburg geleistetes Werk von weltgeschichtlichem Einfluß!

Und durfte es der Prinz nicht als eine gute Vorbedeutung ansehen, daß zwischen den Hohenzollern und dem jungen Staate, über dessen sagenumwobener Vergangenheit einst siegreich die römischen Adler geglänzt, gewisse Beziehungen bestanden? Schon durch den heimatlichen Fluß, die Donau, die vorüberrauschte an dem efeuumrankten Sigmaringer Schlosse und die dem Knaben in der trauten Jugend Lieder und Mären zugeraunt, derselbe Strom, der das ferne rumänische Gebiet bespülte und für dieses der wichtigste Lebensnerv war? Die gleiche Donau, die Friedrich VI., Graf von Zollern und Burggraf von Nürnberg, mit seinen das Kreuz auf der blinkenden Rüstung tragenden Streitern hinabgezogen, um König Sigismund von Ungarn Heerbann zu leisten im Kampfe gegen Sultan Bajazid! Mit der abendländischen Ritterschaft vereinte sich ein

starkes rumänisches Heer unter Fürst Mircea, die Hohenzollernschen Fahnen wehten zusammen mit den rumänischen vor Nicopolis oberhalb der Donau, wo es am 27. September 1396 zur folgenschweren Schlacht kam, wobei, hauptsächlich durch Schuld der voreilig angreifenden französischen Ritter, die christlichen Heere fast völlig von den Türken vernichtet wurden, die sich nun in den Besitz dieser Donaugebiete setzten und sie bis 1878 inne hatten. Friedrich, der Hohenzoller, schützte mit seinem eigenen Leibe König Sigismund, mit dem er, verfolgt von einem Regen von Pfeilen, in einem Nachen über die Donau entkam, und Sigismund

bewies seine Dankbarkeit, indem er den Burggrafen Friedrich mit der Mark Brandenburg belehnte.

Eigentümliche Wege der Weltgeschichte: ziemlich 500 Jahre später hielt Fürst Karl von Rumänien, der Zoller, mit seinen siegerprobten Truppen seinen Einzug in Nicopolis, von dessen Wällen die rumänischen Fahnen flatterten!

Aber bis dahin — welch steiler, dorniger Pfad, den der junge Hohenzoller mutig beschritt und den der in Stürmen gereifte Fürst fest und entschlossen zurücklegte, den Erfolg sich erzwingend, zum Wohle seines Landes und Volkes!

FÜNFTER ABSCHNITT.

Die Wahl des Prinzen Karl und die öffentliche Meinung in den Hauptstädten der Großmächte.

Interessant ist es heute, an der Hand zeitgeschichtlichen Materials zu verfolgen, wie in den einzelnen Hauptstädten die Wahl des Prinzen Karl zum Fürsten Rumäniens seitens der öffentlichen Meinung, vertreten durch die Stimmen der Presse, aufgenommen wurde. Die deutschen Blätter beschäftigten sich nur vereinzelt mit den Vorgängen in den Donaufürstentümern, wie meist noch immer das rumänische Reich genannt wurde, das der Mehrzahl der deutschen Leser ein ebenso wenig bekanntes Gebiet war als irgendein erst teilweis erforschtes Stück Asiens oder Afrikas. Die Zahl der Reisenden, die Rumänien aus eigener Anschauung kennen gelernt, war verschwindend gering, und ihre Berichte von den dort gewonnenen Eindrücken zeichneten sich nicht durch besondere Freundlichkeit aus. Dazu kamen die politischen Wolken, die immer schwerer und beängstigender über Deutschland aufzogen und sich in einem verheerenden Gewitter zu entladen drohten. Die Gegensätze zwischen Preußen und Oesterreich nahmen von Tag zu Tag zu, die Haltung der süd- und mitteldeutschen Staaten schwankte hin und her, die stets wahrscheinlicher werdende blutige Auseinandersetzung zwischen Schwarz-Weiß und Schwarz-Gelb um die Vorherrschaft in Deutschland bedrückte alle Gemüter und lähmte Handel und Wandel. So darf es nicht überraschen, daß man den Angelegen-

heiten Rumäniens keine eingehendere Beachtung widmete, die Zeitungen beschränkten sich meist auf die Wiedergabe der offiziellen Depeschen.

Die Berliner Blätter brachten unterm 24. Februar eine am Tage vorher in Bukarest aufgegebene telegraphische Nachricht, daß in der vergangenen Nacht Fürst Kusa zur Abdankung gezwungen und eine Provisorische Regierung eingesetzt worden sei. „Das Militär war hiermit einverstanden. Es erfolgte keinerlei Blutvergießen. Der Jubel des Volkes ist groß. Die Ruhe blieb ungestört."

In Wien beschäftigte man sich aus erklärlichen Gründen mehr mit der so überraschend gekommenen Absetzung Kusas und deren Folgen, als wie in Berlin, und aus den verschiedenen Zeitungsstimmen der österreichischen Hauptstadt klingt die Befürchtung der Berufung eines fremden Prinzen auf den Thron Rumäniens heraus. So meinte die „Presse" unter dem 25. Februar: „Die Umwälzung, die ohne Blutvergießen in Bukarest vor sich gegangen, hat einen ziemlich unbedeutenden Mann aus dem Fürstenstuhle gehoben. Ein großer Freudentaumel wird telegraphisch aus jener Stadt signalisiert. Die Stadt ist illuminiert. Walachische Damen haben gemeine Soldaten, was sie sonst nicht zu tun pflegen, auf offener Straße umarmt. Da es Landesbrauch in Rumänien und Serbien wie in Südamerika ist, die Inhaber der politischen Gewalt von Zeit zu Zeit zu stürzen, um einen billigen Turnus aufrecht zu erhalten, so wird die jetzige Uebung der nationalen Sitte sich fast als selbstverständlich darstellen. Herr Alexander Kusa wird hoffentlich mit seinem Leben und mit so vielen Dukaten aus seinem teuern Vaterlande davonkommen, um irgendwo eine angenehme Existenz genießen zu können. Die Zunft, zu welcher der edle Rumäne gehört, die der emeritirten Regenten, ist eine sehr anständige, und es ist mit manchen Vorteilen verbunden, zu ihr sich zählen

zu dürfen. Wenn Herr Kusa im guten Gedächtnisse bewahrt, was er war, bevor sein treues Volk ihn zu dem Range des ersten Beherrschers der vereinigten Fürstentümer emporhob, so wird er finden, daß er nach seinem Sturze noch immer eine unvergleichlich bessere Stellung einnehmen wird, wie vor seiner Erhöhung. Soweit wie unsere Erfahrung zurückreicht, ist das Los der rumänischen und serbischen Fürsten erst dann ein beneidenswertes zu nennen, wenn ihre undankbaren Völker sie über die Landesgrenze transportiert haben. Für den Herrn Kusa hat somit die glückliche Stunde der Belohnung für die seinem Vaterlande geleisteten Dienste endlich geschlagen. Was der „Revolution", zu der sich das brave Volk der Rumänen entschlossen hat, aber eine bedenkliche Seite gibt, ist die beklagenswerte Neuerung und Abweichung von der altehrwürdigen Landessitte, die sich in der Berufung eines fremden Prinzen kundgibt. Wenn nach dem traditionellen Brauche der Fürstentümer irgend ein anderer Bojar zum Fürsten wäre ausgerufen worden, wenn das noch einmal wiedergeborene Rumänien ihm ewige Treue geschworen und die Pforte wie die europäischen Mächte ihn würden anerkannt haben, so hätte man nach einer politischen Durchschnittsberechnung wieder 2 bis 5 Jahre vor jenen interessanten Ländern Ruhe genossen. Aber seitdem die Rumänen zu der beunruhigenden Einsicht gekommen zu sein scheinen, daß niemand aus ihrer eigenen Mitte des Herrscheramtes würdig sei, beginnen ihre Privatangelegenheiten allerdings zu europäischen Angelegenheiten zu werden. Diese beklagenswerte Selbsterkenntnis mag allerdings auf Wahrheit beruhen, aber die Wahrheit ist nicht voll eingestanden. Kein Einheimischer vermag eine stabile Regierung über jene Länder zu begründen, aber ebensowenig ein Fremder. Dieses Schicksal teilen sie mit dem Volke der Hellenen, wie mit dem Volke der Mexikaner. Länder aber, die sich nicht von ihren selbst-

gewählten Fürsten regieren lassen, verfallen in der Regel dem Schicksale, von denen regiert zu werden, die sie nicht gewählt haben. So wird einst Mexiko von den Vereinigten Staaten seine Gesetze anzunehmen haben. So wird einst Rumänien von irgend einem mächtigen Nachbarn beherrscht werden, der sein Recht zur Herrschaft mit dem Schwerte beweisen wird."

Auch in Paris rief der in Bukarest erfolgte unerwartete Staatsstreich eine gewisse Erregung hervor, umsomehr, als dort fast zu gleicher Zeit die Wahl des Grafen von Flandern zum Fürsten Rumäniens bekannt geworden war. Die französischen Blätter beurteilten gleich den deutschen Kusa und seine Regierungszeit recht scharf; die „Patrie" hielt, da man die Ordnung nicht gestört hätte, eine Intervention für unnötig und äußerte sich mit sehr günstigen Worten über die Mitglieder der Provisorischen Regierung und jene des neuen Ministeriums. Die Wahl des Grafen von Flandern ward nicht näher erörtert, wahrscheinlich war noch nicht die entscheidende Losung aus den Tuilerien ausgegeben worden.

Recht eingehend beschäftigte sich die „Vossische Zeitung" vom 28. Februar mit Kusa und seiner Regierung, einleitend bemerkend: „Wir sind nicht gewillt, unter Hintenansetzung unserer eigensten Angelegenheiten, die Aufmerksamkeit von diesen abzulenken, mit der orientalischen Frage die Geister zu zerstreuen und von energischem Zusammenfassen fern zu halten." Scharf werden dann die einzelnen Regierungshandlungen Kusas beleuchtet, nicht minder die Stimmungen und Strömungen innerhalb der politischen Kreise Rumäniens. Der Schluß lautet: „Der Graf von Flandern hat bereits abgelehnt. Die Großmächte sind damit beschäftigt, die Angelegenheit je nach ihren Interessen auszubeuten. Die Napoleonische Kongreß-Idee taucht wieder auf." — In derselben Nummer des Blattes findet

sich ein Pariser Bericht, der mitteilt, daß Rußland seine Hand im Spiel gehabt hätte bei der Absetzung Kusas und daß Napoleon nicht einverstanden sei mit der Kandidatur des Grafen von Flandern. Es wird dann bemerkt: „Die Truppen in Bukarest haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht; sie glaubten durch eine vollendete Tatsache den Schutzmächten zu imponieren, aber die Tatsache ist nicht vollendet, sondern trägt den Keim zu schweren Verwicklungen in sich."

In Rußland wurde die Wahl des Grafen von Flandern sehr mißfällig aufgenommen; das „Petersburger Journal" vom 27. Februar schrieb: „Der Aufstand in Bukarest ist nicht nur eine Verletzung der inneren Landesgesetze, sondern auch durch die gleichzeitige Proklamierung eines auswärtigen Prinzen zum Fürsten von Rumänien eine Verletzung des Vertrages von 1858." Das Blatt erinnerte sodann den Grafen von Flandern an das Beispiel seines Vaters, Leopold I., der den belgischen Thron erst angenommen habe, nachdem eine europäische Konferenz ihre Zustimmung erteilt hatte.

Unterdessen war bekannt geworden, daß der Graf von Flandern die Wahl abgelehnt; dies glaubte auch das in Brüssel erscheinende offiziöse „Echo du Parlement" vom 27. Februar bestätigen zu können, hinzufügend, daß der Graf eine lange vor den Bukarester Ereignissen beschlossen gewesene Reise nach Italien angetreten habe. In Berlin ließ sich zum ersten Male eine offiziöse Stimme vernehmen; die vom preußischen Ministerium beeinflußte „Prov.-Corresp." teilte mit, daß die preußische Regierung der Donaufürstentümer-Frage von vornherein die lebhafteste Teilnahme vom Standpunkte der deutschen wie der europäischen Interessen widmete; sie hielt es für wahrscheinlich, daß eine Konferenz der Großmächte deshalb zusammentreten wird. Derselben Ansicht gab der Pariser „Abend-Moniteur" vom 28. Februar Ausdruck.

In Paris schien man zu befürchten, daß sich Rußland und Oetserreich über eine Besetzung Rumäniens einigen könnten, und diese Aussicht erklärt das spätere rasche Handeln resp. die fördersame Zustimmung Frankreichs zur Wahl des Prinzen Karl. In einer Pariser Korrespondenz vom 27. Februar, die mehreren deutschen Zeitungen zugegangen, lautete es zum Schluß: „Wenn man jetzt, ob auch noch vag genug, von einer österreichisch-russischen Okkupation der Länder an der unteren Donau spricht, während welcher eine internationale Kommission die Geschäfte des Landes zu führen habe, so kann man sicher sein, daß von Konstantinopel aus nichts unterlassen werden wird, die Rechte der Türkei zu wahren."

Die gut unterrichtete Berliner „Bank- und Handelszeitung" meldete sodann unter dem 1. März, daß neben der von der Pforte beantragten und von den Garantiemächten angenommenen Konferenz zur Regelung der Verhältnisse in den Donaufürstentümern auch eine Untersuchungs-Kommission schleunigst in Bukarest zusammentreten solle, um den Tatbestand der erfolgten Regierungsveränderung samt den ihr voraufgegangenen Handlungen und Begebenheiten festzustellen: „Auch dieser Vorschlag ist von den Mächten bereits angenommen, und werden die Untersuchungen unverzüglich durch Delegierte der betreffenden Gesandtschaften in Konstantinopel und durch die Konsuln eröffnet werden."

Unter dem 10. März wird aus Paris verkündet, daß am Mittag des gleichen Tages die Konferenz über die Angelegenheit der Donaufürstentümer ihre erste Sitzung abgehalten habe. Zwei Tage später meldet man aus Bukarest, daß man von vielen Seiten den Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt als künftigen Fürsten bezeichnet. Vom gleichen Tage schreibt man der „Vossischen Zeitung" aus Wiesbaden, man vermute, der im Jahre 1832 geborene Prinz Nicolaus,

Generalmajor bei dem Herzoglichen Jäger-Bataillon, würde die Krone Rumäniens annehmen, falls man sie ihm anbieten würde. Gleichzeitig wurde bemerkt, daß der Prinz höchstwahrscheinlich keinerlei Unterstützung von Frankreich und Rußland finden würde, da man seine ausgesprochenen Sympathien für Oesterreich kenne.

Unter dem 23. März meldeten die Berliner Zeitungen das Eintreffen des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern in Berlin und daß er im Schloß seinen Wohnsitz genommen. In den nächsten Tagen trafen aus Paris nur spärliche Nachrichten über die Sitzungen der Konferenz ein; auch von den im ersten Drittel des April in Jassy stattgefundenen Unruhen ward nur flüchtig Notiz genommen.

Dann brachten die Berliner Blätter vom 15. April jene schon im letzten Abschnitt erwähnte Depesche aus Bukarest vom 13. April, daß die Statthalterschaft und das Ministerium durch Plakate an den Straßenecken den Prinzen Karl Ludwig von Hohenzollern unter dem Namen Karl I. vorgeschlagen haben, und daß das Gerücht gehe, der Prinz würde demnächst in der rumänischen Hauptstadt eintreffen. Eine Bukarester Depesche vom Abend des 15. April meldete: „Die Abstimmung ist beendigt. In fast allen Städten ist Prinz Karl Ludwig von Hohenzollern mit Einstimmigkeit gewählt worden."

Unter dem 18. April teilte die „Vossische Zeitung" mit: „Seine Hoheit der Prinz Karl von Hohenzollern, Premierleutnant im 2. Garde-Dragoner-Regiment, wurde am Montag von Seiner Majestät dem König empfangen. Wie verlautet, ist der Prinz nicht geneigt, die auf ihn gefallene Wahl eines Fürsten der Donaufürstentümer anzunehmen."

In Oesterreich betrachtete man die Kandidatur des Prinzen Karl mit merkbarem Argwohn. Die in Wien

erscheinende „Ostdeutsche Post“ meldete unter dem 15. April, daß offenbar zwischen Napoleon und Bismarck eine Verständigung über den Kandidaten stattgefunden habe, „der nun in der Person eines jungen Mannes sich entpuppt, welcher ein Mischling preußisch-Napoleonischer Familienausläufer ist. Den eigentlichen Zweck, die eigentliche Tragweite dieser Kombination zu beurteilen, ist noch nicht möglich.“ Auch die Wiener „Presse“ vom gleichen Tage drückte die Vermutung aus, daß Bismarck an der Seine wie an der Newa Bundesgenossen besitze, und daß es auch dem Zaren angenehm erscheine, „einen preußischen Prinzen über die Fürstentümer zu setzen. Der fürstliche Leutnant könnte sich wohl mit der Zeit zu einem russischen Statthalter umgestalten lassen.“

Unter dem 21. April meldeten die Berliner Blätter: „Der Ministerpräsident Graf Bismarck hatte am Donnerstag Nachmittag eine lange Unterredung mit dem Rittmeister im 2. Garde-Dragoner-Regiment, Prinzen Karl von Hohenzollern, der sich darauf in das Königliche Palais begab und Abends nach Düsseldorf abreiste.“ — In denselben Nummern wurde eine Bukarester Depesche vom 20. April veröffentlicht: „Heute wurde der Prinz Karl von Hohenzollern infolge des Skrutinismus zum Fürsten von Rumänien proklamiert.“

Interessant ist eine in der „Vossischen Zeitung“ vom 22. April mitgeteilte Korrespondenz „von der Elbe“, unter welchem Stichnamen die genannte Zeitung häufiger bestimmte politische Betrachtungen brachte: „Die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien könnte eine weitgehende Bedeutung erhalten, wenn dieselbe vom preußischen Gouvernement gebührend unterstützt und vom deutschen Volke einigermaßen beachtet würde. Kaum ein anderes Land dürfte sich so für die deutsche Auswanderung eignen, wie die Moldau und die Wa-

lachei, deren üppig fruchtbarer Boden die dreifache Zahl der Einwohner ernähren könnte, als jetzt geschieht. So lange diese gesegneten Länder aber keine geordnete Verwaltung und keine staatlich gesicherte Zukunft haben, werden sie öde und dürftig bleiben, und die deutsche Auswanderung wird, wie leider schon geschieht, an ihnen vorbei nach Bulgarien und anderen türkischen Provinzen ziehen. Oesterreich hat natürlich das größte Interesse, die Schaffung eines Hohenzollernschen Donaustaates zu hintertreiben, denn ein solcher schnitte nicht bloß österreichische Zukunftspläne ein- für allemal gründlich ab, sondern wäre vermöge des suffrage universel eine beständige Drohung des Kaiserstaates. Es ist nämlich zu beachten, daß in Oesterreich, nämlich in der Bukowina, in Siebenbürgen und in dem angrenzenden Teile Ungarns, fast noch mehr Rumänen als eigentliche Urbevölkerung wohnen, wie in den Donaufürstentümern selber, und daß diese Leute seit einiger Zeit angefangen haben, ein rumänisches Nationalbewußtsein an den Tag zu legen, was sich vorläufig freilich gegen das Magyarentum gerichtet hat, aber geeigneten Falles auch gegen den Rex Hungariae sich wenden könnte. Nun, die österreichischen Südslawen würden gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, wenn die Ungarn den dritten Teil ihres staatlichen Gebietes gegen eine „neue" Nationalität einbüßten und dadurch gezwungen würden, gegen die verachteten Slawen andere Seiten aufzuziehen, um nicht auch noch das zweite Dritteil ihres „Reiches" zu verlieren, wozu alsdann große Aussicht vorhanden wäre. Europa könnte sich im übrigen Glück wünschen, wenn an der unteren Donau ein kompakter, eigenartiger Staat den Grenzstein zwischen Rußland und der europäischen Türkei bildete und nach jener Richtung hin dem Panslawismus ein energisches Halt geböte. In jedem Falle werden wir sehen, daß Habsburg mit allen Mitteln die Bildung und Konsolidierung eines Hohen-

zollernschen Rumäniens zu hintertreiben suchen wird — es beginnt ja schon jetzt mit Machinationen — und dieser Umstand allein sollte genügen, die Regierung des größten deutschen Staates zu veranlassen, sich mit Rumänien ernstlich zu beschäftigen."

Unterdessen fanden in Paris verschiedene Sitzungen der Konferenz statt, ohne daß man Bestimmtes darüber erfuhr. Der Pariser „Abend-Moniteur" vom 25. April berichtete, es sei mehrfach die Rede gewesen, für die Fürstentümer einen Hospodaren auf einen Zeitraum von 4 oder 5 Jahren, welcher eventl. verlängert werden könnte, zu wählen. „Nach den neuesten Nachrichten aus Bukarest werde diese Kombination von den Agenten mehrerer Großmächte befürwortet." — Am gleichen Tage aber wurde in Bukarest folgende offizielle Depesche aufgegeben: „Bratianu und Davila reisen heute nach Berlin ab, um dem Prinzen Karl von Hohenzollern die rumänische Fürstenkrone auf Grund des Pebliscits im Namen der Nation anzubieten." — Dann erfahren wir aus Berliner Meldungen das Eintreffen des „Fürsten Bratianu" in Berlin und daß er nach Erhalt einer Depesche des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern mit seiner Begleitung nach Düsseldorf abgereist sei: „Dem Vernehmen nach wäre der Fürst Bratianu, sobald der Prinz Karl von Hohenzollern die ihm angetragene rumänische Krone ablehnt, selber zur Uebernahme derselben ausersehen." — Dem gegenüber betonte eine offizielle telegraphische Meldung aus Bukarest vom 1. Mai, der Minister des Innern habe der Bevölkerung die Abreise der Deputation an den zum Fürsten erwählten Prinzen Karl von Hohenzollern mitgeteilt, es walte kein Zweifel, daß der Prinz die Wahl annehmen und daß diese auch die Billigung der Garantiemächte finden würde.

Offiziell wurde aus Bukarest vom Morgen des 14. Mai gemeldet: „Kanonensalven verkünden soeben

der Bevölkerung die Wahl des Prinzen von Hohenzollern durch die gesetzgebende Versammlung."

Aus Konstantinopel wurden zu gleicher Zeit Mitteilungen verbreitet, daß die Pforte Gewaltmaßregeln ergreifen müsse, wenn die Rumänen fortfahren, gegen die Konvention und den Beschluß der Pariser Konferenz auf Wahl eines fremden Fürsten zu bestehen. Am 18. Mai wurde aus Bukarest telegraphiert, es stände nach Berichten aus Rustschuk und Tulcea der Donau-Uebergang seitens der Türken unmittelbar bevor; die Regierung habe befohlen, die rumänischen Piquets, die das linke Donauufer bewachen, zurückzuziehen.

Allen Erörterungen, ob Prinz Karl dem Rufe der Rumänen folgen werde oder nicht, machte das Telegramm aus Bukarest vom 20. Mai ein Ende: „Nach einer Depesche des Prinzen Karl von Hohenzollern an die Statthalterschaft ist der Prinz in Turnu-Severin (serbisch-walachische Grenze) angekommen. General Golesco und Oberst Haralambi sind seitens der Statthalterschaft zum Empfange entgegengereist." Und dann kam am Tage darauf ein Telegramm aus Bukarest mit der Nachricht, daß am 22. Mai der feierliche Einzug des Prinzen Karl in Bukarest stattfinden werde.

Die Wiener Zeitungen gaben ihren eigenen Wünschen und Erwartungen Ausdruck durch Mitteilungen über das Einrücken russischer und türkischer Truppen in die Moldau, was bekanntlich nicht den Tatsachen entsprach. Auch über die Reise des Prinzen erwiesen sich jene Blätter recht schlecht unterrichtet; sie meldeten, daß der Prinz in „einem ziemlich unscheinbaren Gasthause in Wien übernachtet habe, während sein Begleiter, Joan Bratianu, eins der ersten Hotels bewohnte. Am nächsten Morgen trafen sich dann beide Herren wie zufällig als Reisebekannte auf dem Perron der Nordbahn, um nach Basiasch zu fahren; der Prinz

galt in seinem Hotel für einen Rentier aus Konstantinopel, von Paris kommend.“ Und die Pariser „Patrie“ wußte zu erzählen, daß Prinz Karl die rumänische Grenze im strengsten Inkognito erreicht habe, zu seiner Fahrt einen österreichischen Postdampfer auf der Donau bis Turnu-Severin benutzend: „Hier ließ sich der Prinz von einer walachischen Schildwache zu dem Präfekten führen, welchem er sich zu erkennen gab, und erklärte, daß er sich den Wünschen des rumänischen Volkes füge.“

Wie die Reise des Prinzen Karl in sein neues Reich ausgeführt wurde und verlief, werden die nächsten Seiten schildern.

SECHSTER ABSCHNITT.

Die Fahrt nach Rumänien und Eintreffen in Bukarest.

Abschied. — Prinz Karl verläßt das Elternhaus. — Die Fahrt nach Rumänien. — In Salzburg und Wien. — Unfreiwilliger Aufenthalt. -- Auf der Donau. — Ankunft in Turnu-Severin. — Der erste Empfang. — Der Einzug in Bukarest. — In der Metropolie und der Kammer. — Ansprache des Fürsten Karl. — Vereidigung der Truppen. — Kriegerische Gerüchte.

Der 11. Mai, der Abschiedstag! Früh schon war Prinz Karl, der im Düsseldorfer Elternhause wenige Tage geweilt, aufgestanden, selbst noch an seinen Sachen packend und einige Briefe vollendend, dann eine größere Zahl von Glückwunschdepeschen lesend, die aus Rumänien eingelaufen waren und seinen Entschluß jubelnd begrüßten. Nach dem Abschied von jedem Mitglied des väterlichen Hofhaltes folgte um 10 Uhr die schwere Trennungsstunde von seinen Eltern, die ihn immer wieder und wieder umschlossen und ihn mit ihren heißesten Segenswünschen entließen. Der Fürst war tief ergriffen und die Fürstin, deren Tränen heiß flossen, wollte den Sohn gar nicht aus ihren Armen lassen. Nur mit Mühe konnte auch Prinz Karl seiner tiefsten Bewegung Herr werden. Aber gewaltsam drängte er sie zurück, als er sich jetzt auf sein Pferd schwang und, immer nochmals den geliebten Eltern zuwinkend, die dem Sohne tränenden Auges nachblickten, davonritt; durfte doch niemand wissen, daß es ein Abschied auf lange Zeiten war, da die Schritte des Prinzen überwacht wurden und er den Anschein erwecken mußte, als handelte es sich nur um einen Spazierritt. Nach Schloß Benrat ging's, wo sein älterer Bruder, Erbprinz Leopold, mit seiner Familie

sowie seiner Schwester Marie lebte. Dort legte Prinz Karl die preußische Dragoneruniform ab — auch das ein nachdenklicher und schwerer Augenblick — sie mit einem Zivilanzug vertauschend, und trat die Reise an, bis nach Schloß Rammersdorf von der teuren Schwester begleitet, von der er dort innigen Abschied nahm. In einem Ruderboot fuhr er über den Rhein und erreichte Bonn, zu Fuß nach dem Bahnhof eilend und dort mit Kabinettsrat von Werner zusammentreffend, dem lang erprobten Diener des fürstlichen Hauses, den der Fürst seinem Sohne als Gefährten mitgegeben.

Am nächsten Morgen, nach schlaflos verbrachter Nacht, erreichte man Freiburg und setzte die Fahrt nach Zürich fort, nicht mehr durch den Gedanken beunruhigt, von Spähern verfolgt zu sein, — die, wie man erfahren, sich in Düsseldorf aufgehalten, — da der Prinz durch seine Kahnfahrt über den Rhein seine Spuren verwischt hatte. In Zürich erwartete die Reisenden der Kammerherr Baron von Mayenfisch, der auf die Bitte des Fürsten den Sohn von hier an begleiten sollte, nebst zwei Dienern des väterlichen Hauses, zu diesen Kammerdiener Seelos zählend, der schon ein Mitglied der fürstlichen Familie in die Fremde begleitet, die Schwester des Prinzen Karl, die junge, früh verstorbene Königin von Portugal.

Die Reise des Prinzen und seiner Gefährten nach Rumänien war vorher sorgsam beraten worden: alle Wege dorthin hatte man eingehend in Betracht gezogen. Jeder freilich erschien gewagt: jener durch Oesterreich, da im nächsten Augenblick der Krieg ausbrechen konnte, die österreichischen Behörden dann aber den Prinzen, falls sie ihn erkannt, als preußischen Offizier festgenommen hätten; der Seeweg über Marseille eventuell Genua nach Konstantinopel gleichfalls, weil man auch dort höchstwahrscheinlich den Prinzen angehalten; nicht minder der umständliche Weg durch

Rußland. So hatte man sich denn für die kürzeste Linie entschlossen, über Wien-Basiasch, trotz aller Bedenken und Befürchtungen.

In der Schweiz galt es nun vor allem, sich andere Pässe zu verschaffen, und gern bot hierzu die Hand der Landammann Aepli von St. Gallen, der wiederholt der Gast der fürstlichen Familie auf der Weinburg, jener von uns schon erwähnten Besitzung nahe dem Bodensee, gewesen und an den sich Fürst Karl Anton brieflich wegen der Paßfrage gewandt. Auf eine telegraphische Anfrage erwiderte der Landammann, daß er am nächsten Tage auf der Durchreise in Zürich sein werde. Dort besuchten ihn die Herren von Werner und von Mayenfisch und erfuhren seine Geneigtheit, ihre Wünsche zu erfüllen, hörten aber auch, daß er leider erst am folgenden Abend nach St. Gallen zurückkehre. In Zürich hatte sich auch, von Paris kommend, Leutnant Linche eingestellt, der von Balaceanu mehrfach zu vertrauten Missionen an den Prinzen wie an die in Paris weilenden Vertreter der Provisorischen rumänischen Regierung benutzt worden war; er brachte auch jetzt wieder wichtige Schriftstücke und die rumänischen Pässe für den Prinzen und seine Begleiter.

Die unfreiwillige Muße auf Schweizer Boden benutzte Prinz Karl zu Briefen an die Kaiser von Frankreich und Rußland wie an den Sultan. In dem Schreiben an Napoleon drückte der Prinz die Hoffnung aus, daß der Kaiser seinen Entschluß billige, folge doch auch er, zwar in bescheidenerer Weise, dem Beispiele des Herrschers, mit dem er durch Blutesbande verbunden sei. Er versprach dann, die Rechte der Pforte zu achten und seine ganzen Kräfte der Erhaltung der Eintracht und des Friedens zu widmen, um die Fürstentümer einer gedeihlichen Zukunft entgegenzuführen. — In dem Briefe an den russischen Kaiser gab der Prinz der Erwartung Ausdruck, daß der Zar ihm nicht seine

Sympathien entziehen möge. Er ging dann auf die Gründe ein, die ihn zur Uebernahme der Krone bewogen, hinzufügend, daß er auch als Fürst Rumäniens dem Kaiser die gleiche Verehrung erweisen werde, wie bisher. Es würde sein Bestreben sein, zwischen den beiden Völkern die besten Beziehungen herzustellen auf sicherer Grundlage, sie von Tag zu Tag fester gestaltend bis zu der von der Vorsehung bestimmten Stunde der Befreiung des Orients und der Christenheit.

Während diese beiden Schreiben über Düsseldorf an ihre Empfänger gesandt werden sollten, sollte der Brief an den Sultan nach der Ankunft des Prinzen in Turnu-Severin von dort aus nach Konstantinopel aufgegeben werden. In diesem Schreiben hob der Prinz hervor, daß er ohne Zögern dem Rufe der Nation gefolgt sei, die ihn zu ihrem Führer erkoren, und daß er mit Gottes Hilfe hoffe, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen Er sei sich der Pflichten bewußt, die er gegen die Pforte habe und werde nicht die Verträge zwischen dieser und den Fürstentümern vergessen. Sie zu achten, sei seine feste Absicht. Als erster Bürger des Staates, dessen Herrschaft er übernommen, werde er einerseits die Rechte desselben energisch hüten, andererseits bestrebt sein, die freundschaftlichen Bande enger zu knüpfen, welche zwischen den beiden Reichen bestehen. Die Offenheit, mit der er dies erkläre, ließe ihn die Erwartung hegen, daß der Sultan ihm bei der Durchführung dieser beiden Aufgaben sowie Rumänien sein Wohlwollen nicht entziehen möge.

Während sich Leutnant Linche in Zürich von dem kleinen Kreise trennte, um sich ihm erst wieder in Basiasch anzuschließen, reiste Herr von Mayenfisch mit den beiden Dienern und dem Hauptteil des Gepäcks nach München voraus; dort sollte er für den Kammerdiener Seelos einen Paß nehmen und als vornehmer Reisender die Fahrt fortsetzen, sodaß er unter Umständen für den Prinzen gehalten werden konnte.

Um jeglichen Verdacht bei der Zollrevision zu vermeiden, beschäftigten sich Prinz Karl und Herr von Werner am Nachmittag damit, die Namenszüge aus der Wäsche zu trennen und die Krone über dem K. auf dem Necessaire des Prinzen auszukratzen. Auch das Gepäck ward auf das äußerste beschränkt, einen sehr bescheidenen Eindruck machend. Am gleichen Abend langten die beiden Herren in St. Gallen an, in einem kleinen Gasthofe Unterkunft suchend und sich mit einem gemeinsamen einfachen Zimmer begnügend. In den Zeitungen lasen sie die Nachricht, daß die Türkei und Rußland Rumänien militärisch besetzen wollten.

Am folgenden Morgen, dem 15. Mai, stellten sich der Prinz und sein Begleiter bei Herrn Aepli ein, der den Paß für den Prinzen auf den Namen „Carl Hettingen" (nach dem Schlosse Hettingen des Fürsten Karl Anton) ausstellte, in Geschäften nach Odessa reisend, und bei dem Signalement ward als besonderes Kennzeichen eine Brille hervorgehoben, durch die sich der Prinz möglichst unkenntlich zu machen hoffte. Ueber Rohrschach und Lindau, das man nach einer sehr stürmischen Fahrt auf dem Bodensee, vorüber an der mit so vielen teuren Erinnerungen für den Prinzen verknüpften Weinburg, erreichte, ging es nach Augsburg und von dort am nächsten Tage nach München, wo man mit Herrn von Mayenfisch zusammentraf, der von nun an in der ersten Wagenklasse fuhr, während der Prinz und Herr von Werner die zweite Klasse benutzten.

In Salzburg war längerer Aufenthalt wegen der Paß- und Zollrevision. An der Eingangstür zu dem Wartesaal fragte der Beamte, der die Pässe einzufordern hatte, in barschem Tone den Prinzen nach seinem Namen, den dieser in der Hast vergessen; aber Herr von Werner trat rasch dazwischen mit einer Erkundigung nach der Verzollung und gab die Pässe ab. In den überfüllten Wartesaal traten verschiedene öster-

reichische Offiziere ein, darunter Bekannte des Prinzen, mit denen er in Schleswig 1864 zusammen gewesen; mehrmals gingen sie um seinen Tisch, der Prinz aber verbarg sich hinter einer Zeitung, die er scheinbar eifrig las.

Hier in Salzburg, beim Verlassen des deutschen und Betreten des österreichischen Bodens, gab der Prinz sein an König Wilhelm gerichtetes, vorher geschriebenes Gesuch, ihn aus dem preußischen Militärdienst zu entlassen, zur Post. „Beurteilen Ew. Majestät," so hieß es in dem Schriftstück, „meine jetzige Handlungsweise nicht nach der unbeugsamen Strenge des militärischen Gesetzes und der militärischen Ordnung, sondern geruhen Allerhöchstdieselben, den Maßstab der königlichen Milde und Nachsicht an ein Beginnen zu legen, zu welchem ich die Kraft des Gelingens mit Gottes Hilfe zu besitzen glaube." — Gleichzeitig richtete der Prinz ein Schreiben an den König als an das Oberhaupt der Hohenzollernschen Familie, auf das Abschiedsgesuch bezugnehmend und bemerkend, daß, wenn dasselbe in die Hände des Königs gelangt sein werde, der Prinz in kürzester Frist an die Spitze einer Regierung trete, zu der ihn die einstimmige Wahl des rumänischen Volkes berufen: „Mit Gottvertrauen und dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß ein ehrliches Herz und ein redlicher Wille zahlreiche individuelle Mängel aufwiegen, übernehme ich eine schwere, allseitig angefochtene Stellung, deren heute noch unklare und durch die Politik verworrene Aufgaben ich einer festen und bleibenden Gestaltung zuzuführen hoffe. — Um hierzu auf der Grundlage eines reinen und freien Gewissens zu gelangen, bedarf ich der moralischen Beruhigung, daß ich wenigstens der stillen Teilnahme und fortdauernden Huld und Gnade Eurer Majestät stets versichert sein kann. — Hierüber keine Gewißheit zu besitzen, würde eine ungemeine Erschwerung meiner großen Aufgabe sein und mir den

Mut zu freudiger Pflichterfüllung rauben. — Gott segne Eure Majestät, das ganze königliche Haus und das teure preußische Vaterland! — Sieg, Ruhm und Ehre mögen stets und immerdar walten, wo preußische Fahnen wehen!“ —

Endlich konnte der Zug wieder bestiegen werden, jedoch trat, bevor er sich in Bewegung setzte, an das Abteil, in welchem der fürstliche Reisende in buntgescheckter Gesellschaft saß, ein Beamter, den Prinzen scharf ins Auge fassend und dann eine Bemerkung in sein Notizbuch schreibend, so daß man fürchten mußte, der Prinz sei erkannt worden, und man würde dies nach Wien melden.

Auch in dieser Nacht war an keinen Schlaf zu denken; es war empfindlich kalt, und sorgenvollen Gedanken über die nächste und die fernere Zukunft gab sich der Prinz hin, um den sich daheim, wie er wußte, die Eltern und Geschwister, nach denen er tiefe Sehnsucht empfand, schmerzlich sorgten. Bei der um sieben Uhr erfolgenden Ankunft in Wien war der Bahnhof mit Militär überfüllt. Auch hier traf der Prinz auf mehrere österreichische Generale, die er genau kannte, die aber natürlich in dem in einen großen Mantel gehüllten, bebrillten, einfachen Reisenden nicht den Hohenzollernsproß vermuteten. Schnell ward ein Wagen bestiegen, und erst unterwegs erhielt der Kutscher die Weisung, nach dem Pester Bahnhof zu fahren, in welchem man sich mit den übrigen Reisenden vereinte. Weiter gings nun über Preßburg und Pest durch Ungarn; überall stieß man auf das regste militärische Leben. Wiederum verging schlaflos die Nacht in dem ungeheizten, hin- und hergerüttelten Wagen zweiter Klasse.

Am Freitag morgen, dem 18. Mai, erreichte man das an der Donau gelegene Basiasch, die Endstation der österreichischen Staatsbahn, von der man das Eil-

schiff Donauabwärts benutzen wollte. Aber voll Schrecken vernahm man die unerwartete Kunde, daß wegen der Truppentransporte die Dampfer nicht mehr regelmäßig gingen, und das nächste Schiff wahrscheinlich erst am Sonntag vormittag fahren würde. Zwei lange, bange Tage! Jede Minute konnte die Entdeckung bringen, jede Stunde konnte für Rumänien verhängnisvoll werden! Ohne Nachrichten zu erhalten, mußte man die kostbare Zeit in dem elenden Nest und in dem jammervollen Gasthof, in welchem man nur eine notdürftige Unterkunft gefunden, verbringen. Die Reisenden konnten nicht einmal miteinander verkehren, da sie jegliches Aufsehen vermeiden mußten. Dazu gesellten sich noch allerhand Unterhaltungen über Politik an der Wirtstafel mit den freundlichen Bemerkungen: „Der neue Fürst wird sich ebenso unmöglich machen wie der Kusa!“ oder: „Es wird nicht lange dauern, dann jagen ihn die Walachen davon!“ und ähnliche liebenswürdige Aeußerungen mehr, dazwischen beunruhigende Gerüchte, daß die Türken in Rumänien eingerückt wären und es schon zu Gefechten gekommen sei. Der Prinz hielt sich meist in seinem Zimmer auf, Briefe schreibend und die Depeschen aufsetzend, die er nach seiner Ankunft auf rumänischem Boden abzusenden gedachte.

Endlich war der 20. Mai, der Pfingstsonntag, mit fröhlichstem Frühlingsschein gekommen, und auch der Dampfer langte zur Morgenstunde an. Der Prinz bestieg ihn sogleich, die zweite Klasse aufsuchend, getrennt von seinen Mitreisenden und auch von Joan Bratianu, der direkt von Paris gerad noch zur rechten Zeit eingetroffen war, um auf das Schiff zu gelangen, jedoch nach sofortiger Verständigung sich um den Prinzen gar nicht kümmerte. Der letzte grelle Pfiff ertönte, pustend und schnaubend setzte sich das Fahrzeug in Bewegung, den österreichischen Boden verlassend.

Prinz Karl hatte inmitten einer schmudligen, aus allen möglichen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Gesellschaft Platz genommen, zwischen Frachtsäcken und hochgetürmten Kisten und Kasten, und in dieser seltsamen, ungewohnten Umgebung verfaßte er ein längeres Schreiben an den Kaiser Franz Joseph, auch ihm seine Beweggründe auseinandersetzend, warum er die rumänische Krone angenommen, und betonend, daß er keinerlei feindliche Absichten gegen Oesterreich hege, sondern die freundlichsten Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarstaate zu unterhalten wünschte.

Hinunter ging's den gewaltigen Strom, vorbei an verwitterten Ruinen, die von dem großen Völkerringen längs der Donau berichten, vorbei an ungarischen Ortschaften links und serbischen rechts, an efeuumrankten Trümmern von Schlössern wie an verwitterten Resten römischer Kastelle und Befestigungen. Dann gelangte das Schiff in den Engpaß von Kasan, immer massiger drängten sich die ernsten Gebirgszüge zusammen, gigantisch reckten sich wildgezackte Felsen empor, überall gurgelte, rauschte und schäumte es, auf das eiligste hastete der Strom dahin, mit wildem Getöse sich über Klippen und Steingeröll ergießend, bis sich seine Fluten beruhigten, und der Dampfer in Orsova anlegte, wo die Reisenden auf ein kleineres Schiff umsteigen mußten. Auch

Römische Palastreste in Turnu-Severin.

die Gefahren des Eisernen Tores, von altersher gefürchtet wegen seiner unter den Wellen verborgenen Felsenketten, die schon manch bravem Fahrzeug den Untergang bereitet, wurden glücklich überwunden, und alsbald steuerte das Schiff nach Turnu-Severin hinüber, wo aus dichtem Gebüsch die letzten grauen Reste des von Kaiser Severus erbauten Schlosses aufragten und wo an hohen Flaggenmasten lustig die blau-gelb-roten rumänischen Fahnen flatterten.

Mit ernsten und nachdenklichen Gefühlen mochte Prinz Karl die Blicke auf diese rumänische Ortschaft richten, erfüllt von der großen Verantwortlichkeit

An der unteren Donau (1866).

seiner neuen Aufgabe und von sorgenden Erwartungen für die Zukunft, die verschleiert vor ihm lag. Aber Bedenken irgend welcher Art gab's nicht mehr für ihn. Jetzt hieß es vorwärts, jetzt hieß es mit allen Kräften und mit dem ganzen Einsetzen seiner Person das hohe Ziel erreichen, das er sich gestellt.

Als der Prinz das Schiff verlassen wollte, hielt ihn der Kapitän mit der Frage zurück, weshalb er denn hier aussteige, da ja sein Billet bis Odessa laute, und

Turnu-Severin.

der Aufenthalt nur ein sehr kurzer sei; der Prinz erwiderte, er wünschte bloß für wenige Minuten an Land zu gehen. Sowie er letzteres betreten, machte Bratianu, der ihm auf den Fersen gefolgt, vor ihm Front, ihn bittend, in einem der bereitstehenden Wagen Platz zu nehmen. Der Prinz aber hörte hinter sich sagen: „Bei Gott, das muß der Prinz von Hohenzollern sein!" — es war der Schiffskapitän, der diese Worte ausgestoßen und der glücklicherweise zu spät seinen Fahrgast erkannt.

Nach kurzem Empfang in der Präfektur, deren Beamte keine Ahnung von dem absichtlich geheim gehaltenen Kommen ihres neuen Fürsten gehabt, bestieg

um die achte Abendstunde Fürst Karl mit Bratianu den mit acht kleinen Pferden bespannten offenen Wagen, und hinaus ging's in wildestem Galopp mit Hussa und Heißa in die Nacht. Je vier Pferde wurden von einem buntgekleideten Postillon gelenkt, Peitschengeknall und helles Geschrei feuerten die Tierchen zu rasendem Lauf an, den sie auch nicht bei Anhöhen und Einbuchtungen hemmten. Zweimal in der Nacht wurde das

Auf der Fahrt nach Bukarest (1866).

Gespann gewechselt, dann um vier Uhr morgens überquerte man bei eisigem Wind auf einer gebrechlichen Fähre den Jiu-Fluß, dessen starker Strömung das mürbe Fahrzeug kaum zu widerstehen vermochte. Beim Anbruch des Morgens erreichte man das von großen, in lichtem Frühlingsprunk schimmernden Hügeln umrahmte Crajova, wo — da aus Bukarest bereits Depeschen über das glückliche Eintreffen des Fürsten angelangt waren — eine dichte Menschenmenge den Fürsten jubelnd empfing, und ihn der Bürgermeister vor einem schnell aus grünen Reisern hergestellten Zelte aufs herzlichste bewillkommnete, während ein ganzer Regen von Blumen und Kränzen

sich über den Fürsten ergoß. Nach einstündiger Rast ward die Reise fortgesetzt, und zwar begleiteten jetzt den Wagen zwei Züge Dorobanzen, der Husarenuniform tragenden Milizkavallerie angehörend, denen sich zahllose Reiter und eine ganze Reihe von Gefährten anschlossen.

Ohne Weg und Steg hastete der lange Zug in vollem Galopp über die Felder, vorbei an kleinen Ortschaften, deren Wohnungen noch vielfach an die Ueberlieferungen des Orients gemahnten und deren Bevölkerung, in die buntfarbige Nationaltracht gekleidet, dem neuen Fürsten zujubelte. Auch in Slatina, das man mittags berührte, war des Jauchzens und der Freude kein Ende; über Nacht noch hatte man verschiedene Triumphbogen errichtet, überall flatterten Fahnen, überall wehten Tücher und wurde der Fürst mit Blumen beworfen.

Von Slatina aus richtete Fürst Karl den ersten telegraphischen Gruß an seinen Vater nach Düsseldorf: „Mit bewegtem, aber freudigem Herzen sende ich meinen teuren Eltern und lieben Geschwistern die ersten innigen Grüße aus meinem neuen Vaterlande. Ich werde ihm mit ganzer Seele angehören, aber stets die teuern Erinnerungen und die dankbarsten Gefühle für die Heimat bewahren. Soeben war in Slatina ein herzlicher Empfang, morgen Ankunft in Bukarest.“ Unter dem gleich freudigen Jubel wie bisher wurde die Reise fortgesetzt, durch Städte und Dörfer, durch Wälder und über Felder, oft auf recht bösen Wegen, denn an Eisenbahnen war damals noch nicht zu denken; aber dem Fürsten ward hierdurch wertvolle Gelegenheit geboten, gleich in engere Berührung zu Land und Volk zu treten.

Am 22. Mai (dem 10. nach dem rumänischen Kalender) erfolgte der durch Artilleriesalven verkündete feierliche Einzug in Bukarest. Schon weit vor der

Stadt, am Rundplatz der Chaussee (Rondel Sosei) harrten dichte Volksmassen des Fürsten, dem hier der Bürgermeister von Bukarest auf rotem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt sowie das Symbol der Gastfreundschaft, Brot und Salz, überreichte, ihn mit begeisterten Worten begrüßend, für die der Fürst herzlichst dankte, die Hoffnung aussprechend, daß er die

Die Metropolie in Bukarest.

Kraft haben werde, die schwere Aufgabe, die er in festem Vertrauen auf den Beistand des Himmels übernommen, zum Glücke Rumäniens zu Ende zu führen. Während dieser Worte rauschte ein heftiger Platzregen nieder, der erste seit drei Monaten, der die ausgedörrten Fluren erfrischte, was das Volk, das in immer erneute Jubelrufe ausbrach, als ein glückverheißendes Zeichen betrachtete, da nach orientalischer Meinung der Regen Glück bringt.

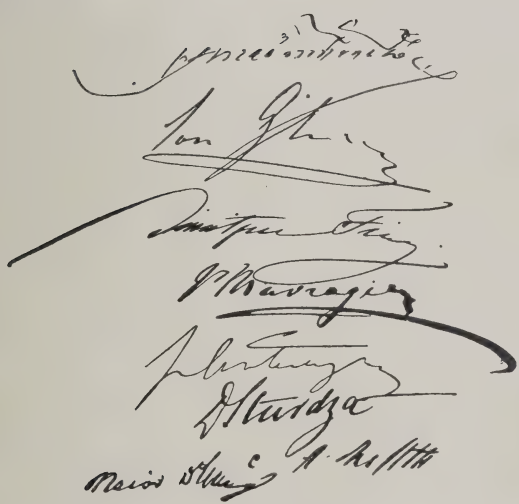
Dann wurde unter Voranfahrt der Minister, des Präfekten der Hauptstadt und des Distrikts die Fahrt fortgesetzt im offenen, mit sechs Schimmeln bespannten Galawagen, dem Kavallerie vorantrabte und den hohe berittene Offiziere umgaben, gefolgt von zwei Bataillonen Grenzern mit dem I. Lancierregiment. Auf der Chaussee, dem schönen Korso der Bukarester Gesellschaft, bildeten Infanterie, Jäger und Artillerie Spalier, denen sich die Nationalgarden anschlossen. Hinter den Truppen standen in vielen Gliedern Kopf an Kopf enggedrängte Menschenmengen, ebenso in den Straßen, welche man nur Schritt für Schritt durchfahren konnte inmitten des Getümmels und Jubels, während aus den Fenstern Blumen und Gedichte das Gefährt und seine Insassen überschütteten, und sich mit dem donnernden Gruß der Geschütze die hehren Klänge der Glocken sämtlicher Kirchen vereinten. Alle Häuser hatten festlichen Schmuck angelegt; wohin man sah, Guirlanden und Blumen, Fahnen und Teppiche. Vor einem der Gebäude erblickte der Fürst eine Ehrenwache mit Fahne und erkundigte sich bei seinen Begleitern nach der Bedeutung des Hauses, worauf etwas verlegen der General Golesku erwiderte: „Es ist das Palais.“ Aber der Fürst glaubte nicht recht verstanden zu haben und fragte: „Wo ist denn das Palais?“, worauf der General in zunehmender Verlegenheit auf das einstöckige, jeder Zier entbehrende Haus zeigte.

Endlich, nach anderthalb Stunden, ward die auf einer Anhöhe sich erhebende Metropolie, die 1655 unter Constantin Brancovean erbaute Hauptkirche, von deren Plattform man einen prächtigen Blick auf Bukarest genießt, erreicht. Mit den übrigen Geistlichen in gold- und silberstarrendenGewändern empfing der Metropolit den Fürsten, ihm Kreuz und Evangelienbuch zum Kusse darreichend, und geleitete ihn in das Gotteshaus, in welchem ein feierliches Tedeum abgehalten wurde.

Jur de a fi cre-
dincios legilor terii
de a păzi religiu-
nea Românieĭ pre-
cum şi integrita-
tea teritoriului ei
şi de a domni ca
Domn constituţion-
alu.

Je jure d'être fidè-
le aux lois du pays,
de maintenir la reli-
gion de la Roumai-
nie ainsi que l'inté-
grité de son territoire
et de gouverner en
Prince constitution-
nel.

Carol



Schwur des Fürsten Karl auf die Verfassung.

Nach demselben begab man sich zu Fuß, der Fürst umgeben von der Geistlichkeit, von den Ministern und den Mitgliedern der Provisorischen Regierung, zu der der Metropolie gegenüber gelegenen Kammer, in deren Sitzungssaal die Deputierten des Landes, die

höchsten Beamten, Richter und Offiziere versammelt waren, die den Fürsten mit stürmischen Rufen, die sich immer wieder und wieder erneuten, begrüßten, und in den Jubel stimmten die Besucher und Besucherinnen der überfüllten Tribünen ein.

Auf den vor dem Throne stehenden Tisch legte der Metropolit Kreuz und Evangelienbuch hin und forderte den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des Landes zu leisten; Oberst Haralambi, Mitglied der Provisorischen Regierung, las die rumänische Eidesformel vor: „Ich schwöre, treu den Gesetzen des Landes zu sein, die Religion Rumäniens sowie die Unantastbarkeit des Landes zu schützen und als konstitutioneller Fürst zu regieren." — Der Fürst, die rechte Hand auf das Evangelienbuch und das Kreuz legend, sprach laut und klar: „Jur!" — „Ich schwöre!" — worauf freudigster Jubel ausbrach, der sich garnicht legen wollte. Dann unterschrieb der Fürst das Eidesdokument, das vom Metropoliten bestätigt und von sämtlichen Ministern gegengezeichnet wurde. Das Dokument ward dem Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung, M. Costache, übergeben, der die Abgeordneten davon verständigte und an den Fürsten folgende Ansprache hielt: „Ew. Hoheit! Im Namen der Versammlung, deren Organ ich bin, drücke ich Ihnen den begeisterten Dank derselben und die Wünsche, welche sie für das Glück Ew. Hoheit hegt, aus. Die Nation, deren Vertreter Sie hier umgeben, schwört, kein Opfer und keine Mühe zu scheuen, um den Thron und die Dynastie Ew. Hoheit zu befestigen und mit Ew. Hoheit zusammen an der edlen Aufgabe, die Ihnen anvertraut wurde, zu arbeiten, um für alle Zeiten die Größe und gedeihliche Entwicklung Rumäniens zu sichern. Es lebe Seine Hoheit Fürst Karl I.!"

Nachdem die Hochrufe verhallt, in die mehrfach die Versammlung eingestimmt, erwiderte der Fürst mit bewegten Worten in französischer Sprache: „Durch

Fürst Karl leistet den Eid auf die Verfassung (22. Mai 1866).

den freien Willen der Nation zum Fürsten von Rumänien gewählt, habe ich ohne Zögern Vaterland und Familie verlassen, um dem Rufe des rumänischen Volkes, das mir seine Geschicke anvertraut, Folge zu leisten. Indem ich den Fuß auf diesen geheiligten Boden setze, bin ich Rumäne geworden. Die Annahme der auf mich gefallenen Wahl legt mir, ich bin mir dessen wohl bewußt, große Pflichten auf; aber ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, sie zu erfüllen. Ich bringe Ihnen ein treues Herz, ehrenhafte, offene Gesinnung, festen Willen, nur das Gute zu tun, eine grenzenlose Hingebung für mein neues Vaterland und jene unbeugsame Achtung für Gesetz und Recht, welche die Meinigen mich gelehrt haben. Heute friedlicher Bürger, morgen, wenn es sein muß, Soldat mit der Waffe in der Hand, werde ich von nun ab Ihre Geschicke teilen, seien es freundliche, seien es schmerzliche. Von diesem Augenblick an gehören wir zusammen! Glauben Sie an mich, wie ich an Sie glaube. Gott allein weiß, was die Zukunft für unser Vaterland in ihrem Schoße birgt. Was es aber auch sei, wir wollen unsere Pflicht tun. Suchen wir unsere Kraft in der Einigkeit, vereinigen wir unsere Kräfte, um allem, was die Zukunft bringt, gewachsen zu sein! — Die Vorsehung, welche mich, Ihren Erwählten, bis hierher geführt und welche alle Hindernisse aus meinem Wege räumte, sie wird ihr Werk nicht unvollendet lassen! Es lebe Rumänien!“ Und die Hurras fanden ein hallendes Echo in den begeisterten Hochrufen: „Es lebe Karl I!“

Begleitet von den Mitgliedern des Bureaus der Kammer und den Ministern, verließ der Fürst den Saal, umtönt von den stets erneuten Rufen: „Es lebe Karl I.! Es lebe der Herrscher Rumäniens! Es lebe das einige und unteilbare Rumänien!“ Der Fürst begab sich ins Palais, vom Balkon desselben den Vorbeimarsch der Garnison abnehmend.

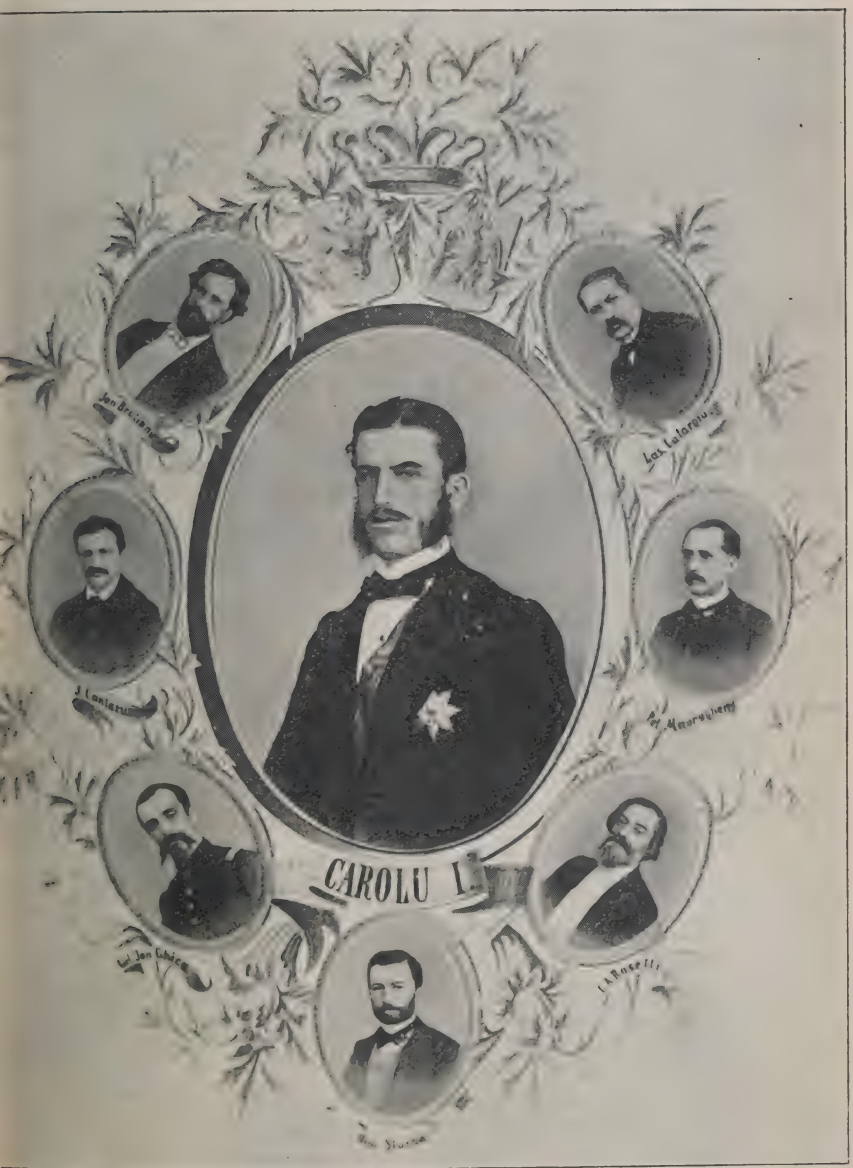
Fürst Karl (1866).

Am folgenden Tage fand der erste Vortrag der Minister statt, die eine große Reihe von Huldigungstelegrammen überbrachten; die meisten Städte und Ortschaften hatten die Ankunft des Fürsten durch Festlichkeiten und Illuminationen gefeiert. Dann schloß sich ein großer Empfang der Stadtbehörden an, wobei der Präsident der Kammern die huldigende Ansprache hielt. In roten Talaren nahten die Mitglieder des obersten Gerichtshofes, ferner jene des Staatsrates, des Rechnungs- und Appellhofes, der Tribunale, ihre Präsidenten den Fürsten mit warmen Worten begrüßend, worauf der Kriegsminister das Offizierkorps einführte und dem Fürsten

im Namen der Armee das tiefste Vertrauen ausdrückte. Nach dem Empfang, der mehrere Stunden gewährt, unternahm der Fürst einen Spaziergang durch die Stadt, aber die jubelnde Menschenmenge, die ihn umdrängte, war bald so groß, daß er in das Palais zurückkehren mußte.

Auf den nächsten Tag war die Vereidigung der Truppen auf dem Garnison-Exerzierplatz bei Cotroceni angesetzt, aus welcher feierlichen Veranlassung Fürst Karl zum ersten Male die goldgestickte rumänische Generalsuniform angelegt hatte. Nach dem Feldgottesdienst und der Eidesleistung richtete der Fürst eine Ansprache an die Truppen, hervorhebend, daß es die heiligste Soldatenpflicht sei, dem Vaterlande in Treue und Hingebung zu dienen, und daß der Schwur, den sie eben geleistet, sie antreiben müsse, wenn das Vaterland in Gefahr sei, ihm freudig den letzten Blutstropfen zu opfern. Bei der Rückkehr des Fürsten in die Stadt empfing ihn die Volksmenge von neuem mit frohesten Zurufen und Huldigungen.

Gerüchtweise verlautete, daß die Türken unter Omer Pascha sich anschickten, von Rustschuk aus über die Donau zu setzen und in Rumänien einzufallen. Fürst Karl besichtigte infolgedessen sogleich während der nächsten Tage die militärischen Einrichtungen und Gebäude; sie befanden sich in schlimmstem Zustand. Kaum war Pulver genug vorhanden zur Lieferung auch nur einer mäßigen Anzahl von Patronen, dazu gesellte sich die Kunde, daß die an der Donau befindlichen Grenzerbataillone sich weigerten, zu marschieren, unter der Behauptung, die Regierung dürfe sie nur zur Bewachung ihrer Heimatsdistrikte und deren Grenzen verwenden. Aus Bukarest wurden mehrere Regimenter nach dem Sabar, 30 Kilometer entfernt, beordert, die der Fürst vorher besichtigte, ebenso einige Tage darauf die Stellungen der Truppen bei Giurgiu an der Donau gegenüber Rustschuk, um einen Einfall der



Fürst Karl mit den Mitgliedern seines ersten Ministeriums (Mai 1866).

Türken sogleich abzuwehren. Bei all diesen Gelegenheiten bereitete die Bevölkerung dem Fürsten die freudigste Aufnahme und zeigte ihm oft rührende Beweise von Vertrauen und Liebe. Sein schlichtes persönliches Auftreten gewann ihm, wo er erschien, die schnellste Zuneigung, und man rechnete es ihm hoch an, daß er sogleich auf fast die Hälfte seiner Zivilliste von 1 175 000 Francs verzichtet hatte, in Rücksicht auf die große Finanznot des Staates. Seine Worte: „Die Bibel sagt, jeder solle den Zehnten seiner Habe den Armen geben, ein Fürst aber muß darin mehr tun, wie jeder", wanderten von Mund zu Mund.

Ueber den ersten Eindruck, den Fürst Karl auf die Rumänen gemacht, schrieb damals Herr von Mayenfisch an den Fürsten Karl Anton: „Man könnte sagen, die Begeisterung für den Prinzen steige mit jedem Tage höher, falls das überhaupt noch möglich wäre. Er hat mit seiner persönlichen Erscheinung aller Herzen gewonnen, alles will ihn sehen und hören, man versichert uns gewiß hundertmal am Tage, wie sehr man ihn liebe und wie weit alle Wünsche übertroffen seien. Viele tausende von Bildern des Prinzen und seiner Familie sind verkauft worden. — Der Prinz hat eine schwierige Aufgabe übernommen; man kann nicht genug schildern. in welcher Unordnung sich alle Ministerien befinden. Die größte Schwierigkeit aber wird es sein, für den Moment die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben. Alle Kassen sind erschöpft, seit Jahren ist systematisch veruntreut worden; die meisten Beamten haben seit sechs Monaten kein Gehalt mehr bekommen, ebenso das Militär. Doch wenn der Prinz das Glück hat, zuverlässige Leute um sich zu haben, die es aufrichtig mit ihm und dem Lande meinen, so wird es gewiß gut gehen. — Der Prinz ist rastlos beschäftigt, er erübrigt sich kaum eine Ruhepause, um eine Zigarre zu rauchen, nachts kommt er nie vor ein Uhr ins Bett."

SIEBENTER ABSCHNITT.

„Der Prinz ist rastlos beschäftigt." — Vom Zustand des Landes. — Berichte der Minister. — Folgen der Kusaschen Mißwirtschaft. — Land und Leute in zeitgenössischen Schilderungen. — Bukarest im Jahre 1866. — Gegensätze. — Die Nachricht vom Heldentod des Prinzen Anton. — Fürst Karl von Rumänien.

„Der Prinz ist rastlos beschäftigt" allerdings war zur Ruhe und Bequemlichkeit die Zeit wahrlich nicht geschaffen, ganz abgesehen davon, daß beides nicht im Wesen des jungen Fürsten lag.

Es sah trostlos um Rumänien aus. Keine einzige fremde Macht hatte die Regierung und die Wahl anerkannt; Rußland und die Türkei zeigten sich direkt feindlich, in der Moldau machten sich von russischer Seite genährte separatistische Bewegungen bemerkbar, die überstürzt eingeführte demokratische Verfassung war, wenn man den allgemeinen Kulturzustand in Betracht zog, nicht fördersam und begünstigte das von altersher so leidenschaftliche Parteigetriebe. Zudem war die letzte Ernte sehr schlecht ausgefallen, und die Cholera forderte zahlreiche Opfer, dazu die kriegerischen Bewegungen seitens der Türkei und die schlecht disziplinierte und nicht minder schlecht ausgerüstete Armee, die insgesamt nur 8000 Mann zählte!

Offen setzte der Kriegsminister in seinem den Kammern und von diesen dem Fürsten unterbreiteten Generalbericht auseinander, daß die in den letzten Jahren als neu angeschafften Waffen unbrauchbar befunden worden; die Magazine für Rohmaterial wären leer und

die Pulverfabrik befände sich in einem Zustand, als wäre sie unmittelbar nach der Erfindung des Schießpulvers errichtet; die noch nicht bezahlten, mehrere Millionen kostenden Maschinen in der Kanonengießerei von Tirgoviste seien ohne vorherige Feststellung des Preises und der Zeichnungen daselbst eingetroffen und, selbst wenn sie sich bewähren sollten, würde der Preis einer in Rumänien gegossenen Kanone das Zehnfache einer fertig im Auslande gekauften betragen. Die für militärische Zwecke unter dem Fürsten Kusa errichteten Gebäude, die gleichfalls Millionen erfordert, seien dem Einsturz nahe, so daß die Truppen die Benützung scheuten, und ähnlich verhalte es sich mit den Kasernen in Jassy, Galatz und Braïla, während man in den anderen Städten die Soldaten in Privathäuser einquartiert und die für die Bauten bestimmten Gelder für irgendwelche Zwecke verschleudert habe; am schlimmsten sei es um die Unterkunft der Grenzwachen bestellt, die in weit auseinanderliegenden Hütten kampieren müßten, wodurch eine Ueberwachung ganz unmöglich wäre.

Nicht minder schlimm lauteten die Berichte der übrigen Minister. So hieß es in jenem des Ministers des Innern wörtlich: „Nach einem Verfahren, das uns während so vieler Jahre unterdrückt hat und gegen welches sich die gesamte Nation empörte, wäre es schwer, in so kurzer Zeit ein Heilmittel gegen ein korrumpierendes und willkürliches System zu finden. Die Untersuchungskommission hat ungeheure Unterschleife öffentlicher Gelder seitens der Kassierer der Polizeipräfektur und besonders des Post- und Telegraphendirektors entdeckt. Dieser Beamte, welchem in der mißbräuchlichsten Weise die Summe von 7 253 682 Piaster für seinen Dienst überwiesen war, hat Mittel gefunden, sie auf 10 521 234 Piaster erhöhen zu lassen. Während dieser Dienst in anderen Staaten ertragreich ist, ist er in Rumänien geradezu nachteilig geworden,

Blick auf Bukarest (1866).

denn das Erträgnis im letzten Jahre hat nicht mehr als 4 Millionen betragen. In den Gefängnissen hat man eine Menge von seit Monaten, ja seit Jahren verhafteten Gefangenen gefunden, ohne daß man sie einem richterlichen Urteil unterzogen hätte.“ Gleich verzweifelt war der Bericht des Kultusministers: die Lyceen und Schulen standen auf niedrigster Stufe; die Räume, in denen sie sich befanden, bedeuteten Ansteckung und

Kirche von Stavropolis (das älteste Gotteshaus) in Bukarest.

Tod. Von über 3000 Dorfgemeinden besaßen kaum 1300 Schulen, und diese, abgesehen von dem fragwürdigen Unterricht, waren in Baracken untergebracht, meist ohne Licht und Luft; Schnee und Regen drangen ungehindert ein. Aehnlich traurig sah es um Handel und Wandel aus. Der Ackerbau lag danieder, denn es fehlte an den nötigsten Summen, der notleidenden ländlichen Bevölkerung über die schlechten Zeiten hinwegzuhelfen, war doch der Staatsschatz gänzlich leer, wie

es der Finanzminister offen eingestand: „Die Anhäufung des Defizits durch Anleihen, deren Interessen das Ausgabebudget in unverhältnismäßiger Weise erschwert, und die Unterschiebung erkünstelter und ungerechtfertigter Ziffern in dem Einnahmebudget konnte nur eine mit den Jahren immer mehr zunehmende Belastung der finanziellen Lage zur Folge haben. So schwand der Staatskredit gänzlich. Alle öffentlichen Kassen sind leer und der Schatz hat eine schwebende Schuld von 55 761 841 Piastern zu bezahlen; nach genauer Berechnung wird das Jahr 1866 mit einem Defizit von 51 956 000 Piastern abschließen.“ Die gesamten Schulden Rumäniens beliefen sich auf 120 Millionen Mark.

Unglaubliche Entdeckungen hatte man gleich nach Absetzung Kusas in der Wohnung des Bukarester Polizeipräfekten gemacht, in der man viele während der letzten Jahre in der Hauptstadt gestohlene Wertgegenstände gefunden. Aus einem beschlagnahmten Briefwechsel ersah man, daß um diese Hehlereien der Post- und Telegraphen-Direktor und die Geliebte des Fürsten Kusa, Marie Obrenowitsch, gewußt, war doch von letzterer ein Brief vorhanden: „Die Diamanten sind bei mir, aber tragen Sie Sorge, daß die Polizei nicht zu sehr danach sucht.“ Des ferneren ersah man aus verschiedenen Schriftstücken, daß der Polizeipräfekt einen Meuchelmörder nach Paris gesandt hatte, der dort Bratianu, einen der schärfsten Gegner des Fürsten Kusa und einen hingebungsvollen Kämpfer für die Thronkandidatur des Prinzen Karl, ermorden sollte. Nicht minder erbaulich war die Tatsache, daß man bei einer Durchsicht der Gefängnisse an hundert der gefährlichsten Verbrecher, die zu langen Gefängnisstrafen verurteilt worden waren, nicht entdeckte, obwohl sie in den Listen als eingekerkert verzeichnet waren. Der Polizeipräfekt hatte sie gegen Zahlung eines guten Lösegeldes laufen lassen, und sie übten ungescheut in

Bukarest wie in der Umgebung der Stadt ihr altes Handwerk aus. Vor einer neuen Verhaftung waren sie sicher, sie wußten sich mit dem Präfekten und dessen Helfershelfern gut zu einigen gelegentlich taten sie sich auch zusammen, um eine größere Bestechungssumme aufzubringen, einmal bis zu tausend Dukaten.

Zu diesen Mitteilungen passen die Beschreibungen von Land und Leuten im Fürstentum, das im Jahre 1866 verschiedene Schriftsteller bereisten. So heißt es in einer dieser Schilderungen: „Der erste Eindruck, den die Moldau und Walachei auf den Fremden macht, ist ein trauriger. Weite wüste Ebenen ohne Landstraßen, ohne Dörfer, hie und da ragt ein Erdaufwurf hervor, aus dem ein brauner Zigeuner neugierig hervorschaut, hie und da erblickt man eine Hütte, vor deren Tür ein paar entblößte Kinder stehen, die sich im Schmutz herumwälzen, der ihnen nichts anhaben kann. Ein hölzerner Brunnen, an dem man die Pferde tränken kann, bildet das Gasthaus, eine Herde frei weidender Pferde die Poststation. Man fühlt, daß man die Grenzscheide der Zivilisation bereits überschritten hat; und so ist es auch. Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, alle Segnungen der durch das übrige Europa unaufhaltsam fortschreitenden Kultur sind gerade diesem Lande fremd geblieben. Der Vornehme reist nach Paris, um sich dort gesellschaftlich auszubilden, der Bauer ist jetzt erst so weit entwickelt, um dunkel zu ahnen, daß ihm etwas fehle. Einen Mittelstand gibt es nicht.“

Ein anderer Beobachter schreibt: „Die meisten Wohnungen in der Walachei sind die ärmlichsten in Europa; den ganzen Hausrat machen ein paar Kessel und Töpfe, einige hölzerne Tische und Schemel aus; Betten findet man bei den walachischen Bauern selten. In seinen Schafpelz gehüllt, schläft der Bauer auf der Erde, in heißen Nächten auch unter der, durch das von Holzpfeilern gestützte vorspringende Dach gebildeten

Rumänische Ortschaft (1866).

natürlichen Veranda. Den Luxus eines hölzernen Fußbodens kennen die wenigsten hier. Aber der walachische Bauer kontrastiert doch merkwürdig mit anderen europäischen Bauern. Er ist außerordentlich reinlich und selbst bei der größten Armut wird das aus Flechtwerk und Erde zusammengebackene Haus äußerst reinlich gehalten. Mäßigkeit und Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit sind Hauptzüge seines Charakters. Er ist der Repräsentant der politischen Zukunft des rumänischen Volkes." — Aehnliche Beurteilungen des Volkscharakters finden wir auch in anderen Aufzeichnungen. Willig wird eingestanden, daß, wenn die Mehrzahl des Volkes noch nicht die Segnungen der Zivilisation empfangen, sie dafür auch verschont geblieben sei von ihren Uebeln. Bei aller Lustigkeit und Ausgelassenheit an den großen Festtagen der Dorfbewohner kämen nur selten störende Szenen vor und erblicke man noch seltener Betrunkene. Gutmütigkeit vereint sich mit Genügsamkeit, Bescheidenheit mit der Einsicht, daß es besser werden müsse, um das Land vor gänzlichem Ruin zu retten.

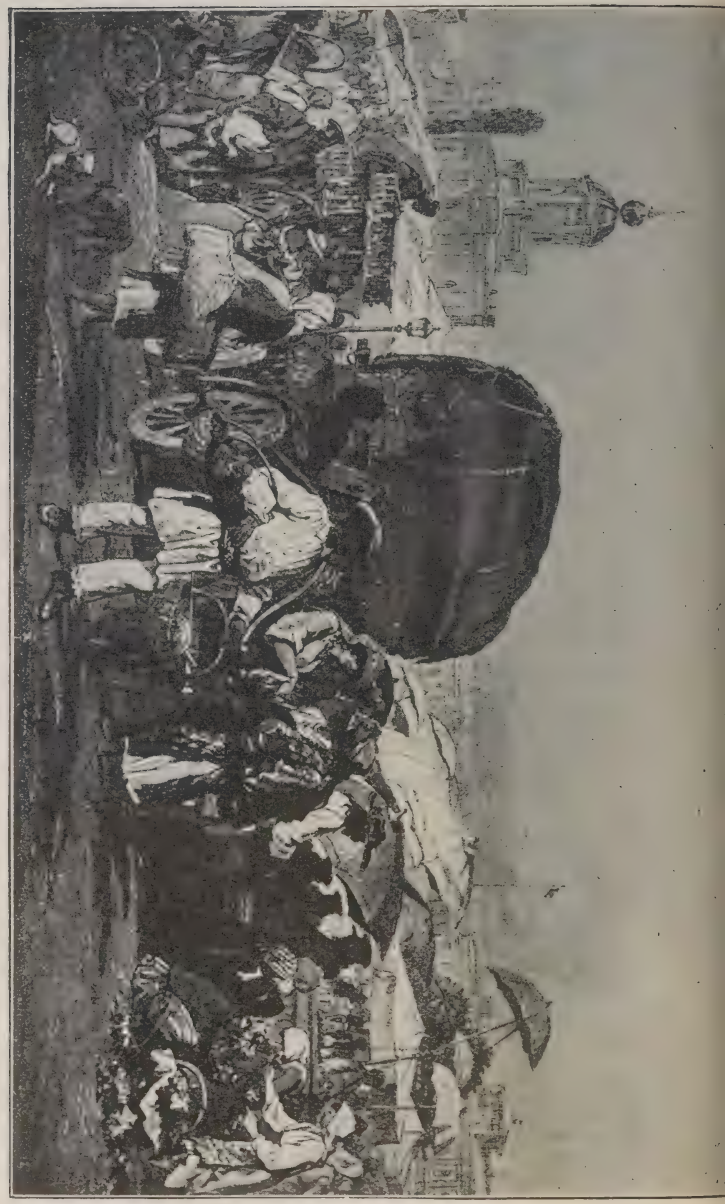
Auch die Vorstädte Bukarests, das damals 160 000 Einwohner zählte, darunter ungefähr 30 000 Deutsche, machten noch einen völlig dörflichen Eindruck. Baracken und Trümmerreste wechselten mit öden, unbebauten Flächen ab; dann und wann bildeten die Gebäude eine zusammenhängende Häuserreihe, bis sich wieder Gärten und Höfe dazwischen schoben, in denen nur aus einem Erdgeschoß bestehende, weißgestrichene Häuschen lagen, die Tore, Fenstersimse und Querbalken oft grell gestrichen, die Türen geöffnet, so daß man die Handwerker bei der Ausübung ihres Berufes beobachten konnte. Die eigentlichen Straßen der Stadt waren eng, und wenn überhaupt ein Pflaster vorhanden war, so befand sich dieses in furchtbarem Zustand; auch hier traf man vielfach auf niedrige Häuschen und Hütten, zwischen ihnen aber in lebhaftem

Rumänische Marktszene (1866)

Bukarester Straßenbild (1866).

Gegensatz moderne europäische, zwei- und dreistöckige Gebäude mit Balkonen, mit Schnitzwerk und goldverzierten Toren. Die Hauptstraße, die damals Podu mogoscheu hieß (die heutige Calea Victoriei), war von völlig europäischem Aussehen mit vielen Läden, Cafés und Konditoreien, mit Magazinen und Bankgeschäften, deren Besitzer meist Deutsche waren, wovon auch die vielen deutschen Schilder und Inschriften kündeten, ebenso in der Strada Lipscani, dem eigentlichen Sitz deutschen Kaufmann- und Gewerbefleißes, in der sich zur Zeit der großen Messe die aus Deutschland gekommenen Händler und Unternehmer einfanden, worauf auch die Bezeichnung der Straße — an Leipzig und die Leipziger Messe gemahnend — hindeutet.

In hellen Farben werden in jenen erwähnten Berichten bereits die Chaussee mit ihren glänzenden Korsofahrten an den Nachmittagen und ihrem reichen, wechselnden gesellschaftlichen Getriebe sowie der schöne, von einem Deutschen angelegte Cismegiu-Park innerhalb der Stadt geschildert. Bei dem schlechten Pflaster und der Grundlosigkeit der Wege war die große Zahl der eleganten Privat- und Mietsgefährte eine sehr angebrachte. Die Damen der vornehmen Kreise wetteiferten gegenseitig in einem übertriebenen, sich den neuesten Pariser Moden anpassenden Toilettenluxus. Die innere Einrichtung der Wohnungen in den Bojarenpalästen war oft eine verschwenderische und der Luxus ein sehr großer. Aber auch hier berührten sich auf das herbste die Gegensätze; trat man aus einem der Paläste, deren Besitzer über eine Rente von mehreren hunderttausend Francs verfügte, und bog man in eine der engen Seitenstraßen ein, deren aus Holz und Weidenruten gefertigte Hütten beim nächsten Windstoß zusammenzufallen drohten, mußte man der armen Bewohner gedenken, die auf dem nackten Boden schliefen und deren einziges Nahrungsmittel die Mamaliga war. So schreibt Gustav Rasch, der uner-



Markt in Bukarest (1866)

müdliche Wandersmann: „Eben noch schritt man über ein in Wien oder Breslau gefertigtes Parkett, jetzt stolpert man in holprigen, krummen Gassen mit Löchern und Pfützen, welche Abgründen gleichen, dann stößt man mit dem Kopf an nicht fortgeräumte Trümmer oder fällt über halbverfaulte gebrochene Pfähle, denn es ist stockdunkel, nur hie und da wirft eine erbärmliche, durch eine Oelflamme erleuchtete Laterne einige schwache Lichtreflexe über den holprigen Weg. Man biegt um eine Ecke. Plötzlich flackert der Schein einiger Feuer zwischen den Trümmern eines halb herabgestürzten Gebäudes, und sonderbare Gestalten in Lumpen schlummern, in zerrissene Decken gehüllt, neben den halbverlöschenden Bränden auf feuchtem Boden. Es sind Zigeuner, welche beim Abbruch des Gebäudes beschäftigt sind und kein Nachtquartier haben, und es sind doch nur wenige Schritte von ihrem Lagerplatz, über den der kalte Nachtwind streift, bis zu jenem prächtigen Palast, wo man Champagner trinkt, wo man lacht und scherzt, wo man am heutigen Tage tausende von Dukaten verspielt und unter seidenen Decken schläft. Ich habe alle großen Städte Europas besucht; ich habe London, Paris und Neapel gesehen, aber nirgends habe ich solche Kontraste in der Armut und dem verschwenderischen Luxus so ganz dicht nebeneinander gesehen wie in Bukarest."

Man kann sich denken, wie fremdartig das alles den an so gänzlich andere Verhältnisse gewöhnten jungen Fürsten berührte und wie sehr sich seine Gedanken damit beschäftigten, hier ersprießlichen Wandel zu schaffen. Zu all den Sorgen, die in großer Fülle Tag für Tag auf ihn einstürmten, gesellten sich noch andere. Die Kriegserklärung zwischen Preußen und Oesterreich war erfolgt, Preußen war in den schwersten Entscheidungskampf verwickelt, alles, was dem Fürsten in der bisherigen Heimat wert und teuer gewesen, war vielleicht in Frage gestellt, seine nächsten Freunde und An-

gehörigen weilten auf dem Kriegsschauplatz; sein Bruder Anton war mit dem I. Garde-Regiment zu Fuß in den Kampf gezogen.

Der Prinz, der mit zwei ihm befreundeten Offizieren eine Orientreise unternommen, hatte in Konstantinopel den schriftlichen Befehl vorgefunden, sich sofort beim Regiment einzufinden. Prinz Anton erfreute sich, wie Graf Richard von Pfeil in seinen Erinnerungen bemerkt, einer ganz besonderen Beliebtheit. „Das Offizierskorps des I. Garderegiments ist ja ziemlich daran gewöhnt, Prinzen in seinen Reihen zu sehen und macht mit ihnen nicht viele Umstände. Dieser junge Hohenzollernsproß genoß aber eine wirkliche Ausnahmestellung, die er seiner ausgesprochenen Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit verdankte. Man wird ja glücklicherweise als junger Offizier im Regiment nicht durch allzu großes Entgegenkommen der Aelteren verwöhnt; das ist eine alte erziehliche Sitte, deren gute Seiten man allerdings erst schätzen lernt, wenn man selbst älterer Offizier ist. Aber als ich dem weit älteren Prinzen vorgestellt wurde, war er zu mir, in seiner etwas süddeutschen Art, gleich so liebenswürdig kameradschaftlich und blieb dies auch, so oft er mich sah, so daß er ganz mein junges Herz gewann. Es wurde ihm angeboten, den Feldzug in einem Stabe mitzumachen, er bestand aber darauf, im Regiment zu bleiben.“ Als am 14. Juni das I. Garderegiment um die dritte Morgenstunde ausrückte, im Potsdamer Lustgarten Aufstellung nehmend, erschien trotz der frühen Zeit König Wilhelm und verabschiedete sich in ergreifenden Worten von den vor die Front getretenen Offizieren. Den Prinzen Anton von Hohenzollern, den er sehr liebte, umarmte er, küßte ihn und sagte ihm bewegt einige Worte. — Es war ein Abschied für immer.

Am 27. Juni traf in Bukarest beim Fürsten Karl die erschütternde Nachricht ein, daß der geliebte jüngere Bruder bei der Schlacht von Königgrätz eine schwere

Verwundung erlitten hatte, und am 7. August folgte die Botschaft seines Todes. Mit geschwungenem Degen war Prinz Anton an der Spitze seiner Truppen, allen voran, gegen das Dorf Roßberitz vorgestürmt, seine Mannschaft mit dem Ruf: „Hinüber, Leute, hinüber!“ zum Angriff auf einen von den Oesterreichern besetz-

Prinz Anton von Hohenzollern (1866).

ten und zäh verteidigten Graben und Verhau anfeuernd. Hier empfing er den ersten Schuß, aber mit „Vorwärts!“ stürmte er weiter, bis ihm eine zweite Kugel die Kniescheibe zerschmetterte. Ein paar Soldaten trugen ihn fort, als der Prinz noch zwei weitere Schüsse erhielt. Nach mannhaft erlittenen, qualvollen Leiden verschied der Prinz, dem König Wilhelm für seine Tapferkeit noch den höchsten preußischen Orden,

jenen Pour le mérite, hatte überbringen lassen, nachdem er noch in der Sterbestunde geäußert: „Ich preise die Vorsehung, welche wiederum den Sieg mit dem Blute eines Hohenzollern besiegelt, und mein Geschick, dem die Ehre vergönnt ist, für die Sache des Vaterlandes zu fallen."

Einige Tage später trafen dann noch nähere Mitteilungen über den Heldentod des jungen Prinzen ein. Sein Begleiter, ein Offizier, berichtete: „Ich hatte mich dem Prinzen angeschlossen, um den aber nur noch eine Schar von ungefähr 40 Mann vereinigt war. Wir 40 Mann also und eine Kompagnie des III. Garde-Regiments, die sich in dem heißumstrittenen und von einer großen Uebermacht angegriffenen Dörfchen Roßberitz gehalten hatte, wollten uns so lange verteidigen, bis Verstärkung, die unmöglich lange ausbleiben konnte, herbeikäme. Glücklicherweise hatten wir augenblicklich weniger vom Granatfeuer zu leiden, da wir den nächsten Feinden bis wohl auf 50 Schritt gegenüberlagen, also zu nahe, um von der österreichischen Batterie beschossen zu werden. Aber von den Gewehrkugeln stürzte ein Mann nach dem andern. Bald waren wir nur noch sechs Mann zusammen, beim Vorgehen wurde der Prinz ins Knie getroffen. Drei von uns sprangen hinzu, um ihm Beistand zu leisten und ihn in Sicherheit zu bringen. Kaum waren wir zehn Schritt gegangen, als der Prinz noch zwei Schuß erhielt, einer von uns dreien wurde erschossen, der zweite bekam einen Schuß ins Koppel. Auch ich war zweimal getroffen, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Die eine Kugel traf mich vor den Leib und fiel herab, die zweite durchlöcherte mein Taschentuch auf ganz tolle Weise. Eben hatten wir den Prinzen in ein Haus getragen, die Stiefel herabgeschnitten und zu verbinden angefangen, als das österreichische Signal zum Avancieren uns die Ohren zerschnitt. Ich griff nach einem Gewehr, um lieber zu sterben, als mich gefangennehmen zu lassen.

Einige freundliche Worte des Prinzen aber, der mit äußerster Ruhe und Geduld seine schweren Leiden trug, riefen mir ins Bewußtsein, wie ich durch Widerstand jetzt, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, nur das Leben des Prinzen gefährden würde.“ —

Kronprinz Friedrich Wilhelm, der entscheidend mit seiner Armee zum Siege bei Königgrätz beigetragen, bemerkte in seinem Tagebuche: „In Roßberitz, wo der Kampf furchtbar erbittert gewesen sein mußte, nach der Unmasse der Leichen und Verwundeten zu schließen, und wo noch Gehöfte brannten, fand ich Anton von Hohenzollern, der von drei Kugeln in die Beine getroffen war. Er war eigentlich strahlend und zugleich rührend naiv in der Geringschätzung seiner Wunden. Er wünschte mir Glück, sagte, er sei im tollsten Feuer mit seinem Zuge gewesen, habe Schnellfeuer geben lassen, sei dann verwundet und als solcher bereits gefangen, durch unser Vordringen aber wieder befreit worden. Er lag in einem Bauernhäuschen neben sterbenden Oesterreichern.“ — Und an den Fürsten Karl Anton telegraphierte der siegreiche König Wilhelm: „Möge Dein Sohn den herrlichen, unvergleichlichen Sieg nicht zu teuer bezahlen. Wie oft muß ich an Euch denken; in allen Gefechten hat er seinem Namen Ehre gemacht, war Liebling der Soldaten!“

An den Fürsten Karl Anton richtete Kronprinz Friedrich Wilhelm unterm 7. August ein langes, tröstendes Schreiben: „Mein lieber Freund! Diese Zeilen, die ich an Dich sowie auch an Josephine richte, beabsichtigen, Dir nicht die gewöhnlichen Teilnahmsbezeugungen zu bringen. Wenn man aus Erfahrung weiß, was ein Vaterherz leidet, wenn man sein Kind sterben sieht, so kann kein menschliches Wort etwas zur Linderung eines solchen Schmerzes beitragen. Aber das darf ich Euch sagen, daß ich Anton wie einen Bruder liebte und ihn jetzt wie einen solchen betrauere, daß ich in tiefstem Schmerz den Heimgang dieses wahrhaft edlen,

lieben jungen Mannes trage. Deine Antwort auf mein Telegramm, das ich gestern abend bereits erhielt, hat mich tief bewegt. Es spricht sich in Deinen Worten dieselbe Fassung und Seelenstärke aus, die ich an Dir bewunderte, als die unvergeßliche Stephanie Euch genommen ward. Danke Dir, daß Du die überaus mutigen Leistungen Deines Sohnes in solcher Weise mit meinem Namen zusammenfaßtest! Es wird für mich die Erinnerung an meine Erfolge in diesem denkwürdigen Kriege mit dem Andenken an Anton unzertrennlich verbunden sein. Ich sah ihn gleich nach seiner Verwundung, als er, noch selber nicht genau wissend, wie viele Wunden er erhalten, mit freudestrahlendem Antlitz in einem armseligen Raum eines Bauernstübchens aufs Strohlager gestreckt, mir zum Siege Glück wünschte! Seine Füsiliere wie auch sein Regimentskommandeur sprachen mit der wärmsten Verehrung von seinem tapferen, mutvollen Beispiel, seiner Ausdauer, seiner Fürsorge für seine Untergebenen. Wenn einer, so hat er seinem Namen Ehre gemacht und wird ihm dies zum unvergänglichen Denkmal in unserer Kriegsgeschichte gereichen. Doch was helfen all diese sonst so schönen Tatsachen neben der einen furchtbaren, daß er Euch genommen ist. Ich versetzte mich in Euren Jammer, ich sehe Eure Tränen und die alte Wunde von neuem fließen, die seit Stephanies Heimgang nie vernarbt worden. Zwei teure, hoffnungsvolle Kinder, das Ende durch gleiches Leiden herbeigeführt, beten dort oben für Euch bei Gott bis zum Tage der großen Wiedervereinigung. Wir Eure treuen Freunde und Angehörige vermögen nichts außer durch unsere Fürbitte, die aber — das wißt Ihr beide — aufs inbrünstigste zu Gott emporsteigt. Hier will ich schließen, wiewohl mein Herz so voll ist, daß ich noch viel zu sagen hätte. — Gottlob, daß wenigstens Josephine und Leopold dem Verstorbenen beistehen konnten bis ans Ende. Letzteren schloß ich seitdem noch mehr in mein

Herz als bisher, an ihn, wie auch an Marie und Fritz, besonders an den armen, fernweilenden Karl sind diese Zeilen gleichfalls gerichtet. Antoinette wird ihren eigenen früheren Verlust wieder von neuem durchleben. Lebt wohl, Gott mit Dir und Josephine! In Freud und Leid ungeändert Euer treuer Freund und Vetter Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Die Trauerbotschaft ließ Fürst Karl seine Einsamkeit noch mehr empfinden. Mit seinem wehen Schmerz blieb er allein, er wollte niemanden sehen. Erst am dritten Tage wohnte er dem Trauergottesdienst in dem katholischen Gotteshause Bukarests bei, bewegt von der allgemeinen Teilnahme, die sich ihm sichtlich zeigte und die seiner wunden Seele wohltat. Die Offiziere baten den Fürsten um eine achttägige Armeetrauer für den jungen Kriegshelden, aus dem ganzen Lande trafen mitfühlende Depeschen ein, bei dem Trauerrequiem in der Metropolie war das Gotteshaus überfüllt. Herr von Werner, der Begleiter des Fürsten Karl, schrieb dem Vater des letzteren in jenen Tagen: „Die Teilnahme des Landes an dem Verlust, der das fürstliche Haus betroffen hat, ist allgemein. Man bewundert den Mut des seligen Prinzen und überträgt diese Bewunderung auf den Fürsten Karl und die ganze Familie. — Die überraschenden Erfolge der preußischen Armee waren für die Stellung des Fürsten von höchster Wichtigkeit, sie haben seinen Wert in den Augen der Rumänen wesentlich erhöht. Auch auf die Beziehungen mit Oesterreich haben sie gewirkt, und vielleicht noch mehr auf diejenigen mit der Türkei. — Im allgemeinen hat der Fürst das Gefühl, daß die schlimmsten Zeiten vorüber sind. Daß es aber mitunter schwere Tage gegeben hat und schlaflose Nächte, darf ich jetzt wohl gestehen. Er ist gottlob immer wohl, widmet sich unverdrossen der Arbeit und sieht nun, wohl mit Recht, einer schönen und dankbaren Zukunft entgegen. — Wie willkommen muß in dem Augenblick,

in welchem die Eltern einen teuren Sohn verlieren, der Trost ihnen sein, daß sie auf den andern mit Ruhe und Befriedigung blicken dürfen!“

Wie der junge Held aus dem Hohenzollerngeschlecht nur an Pflicht und Vaterland gedacht, so auch sein älterer Bruder, Fürst Karl, dessen ganze Hingebung von nun an einzig der neuen Heimat gewidmet war. Von jenen Maitagen an hat er nur das eine Ziel vor Augen gehabt, Rumänien groß und das Volk glücklich zu machen. In ernster Schule des Lebens war der Jüngling zum Manne gereift, hatte sich sein Charakter gestählt und hatten sich jene Eigenschaften seines Wesens vertieft, die ihm im Verlauf der nächsten Jahre und Jahrzehnte so Großes leisten ließen: Adel der Gesinnung, eine ernste Beurteilung aller Dinge und ihre schnelle Erfassung für das praktische Leben, ruhiges, aber festes Urteil, treueste Pflichterfüllung, eine unbefangene, wohlwollende Erwägung der Personen und Verhältnisse, furchtlos und beständig, nie nachtragend, dafür gern seinen Feinden vergebend, von arbeitsamem Geist und unermüdlicher Tätigkeit, für die Gegenwart sorgend und stets die Zukunft bedenkend, unerschütterlich an denen festhaltend, die sich als Freunde erwiesen.

So mußte aber auch der Mann beschaffen sein, der das Steuer des schwankenden rumänischen Staatsschiffes in seine feste Hand genommen, der Mann, von dem Demeter Sturdza, der vom ersten Tage an die Bedeutung des Fürsten und seine, möchte man sagen, historische Notwendigkeit für Rumänien erkannt, und der ihm immerdar seine wertvollen Dienste geweiht, später im Senat schlicht und wahr sagte: „Durch die Uebernahme der Regierung rettete Karl I. Rumänien vom Bürgerkriege und von dem Rande des Abgrundes, an dem es fast hoffnungslos schwebte!“

ACHTER ABSCHNITT.

„Helfen wir uns selbst, Rumänen!"

Die erste Proklamation des Fürsten Karl. — „Helfen wir uns selbst, Rumänen!" — Innere und äußere Schwierigkeiten. — Das persönliche Auftreten des Fürsten. — Arbeit und Tageseinteilung. — Die Reise zum Sultan. — Aufenthalt in Konstantinopel. — Gute Ergebnisse. — Schwierigkeiten der Regierung. — Sorgenvolle Tage und Jahre. Der Fürst und die Bevölkerung. — Fortschritte in Bukarest. — Die Reorganisation der Armee. — Eisenbahnbauten. — Neue innere Hemmnisse und ausländische Verleumdungen. — Es geht langsam vorwärts. — Ein Umschwung zum Besseren. — Fürst Karl besucht Kaiser Alexander II. — Die Reise nach Deutschland.

Wenige Tage nach Uebernahme der Regierung erließ Fürst Karl eine Proklamation an das rumänische Volk nachstehenden Wortlauts: „Rumänen! Seit meiner Ankunft unter Euch sind mir aus allen Teilen meines neuen Vaterlandes Beglückwünschungs- und Willkommens-Adressen zugegangen, die mich in dem Glauben befestigen, daß der Wille, dem ich mich gefügt habe, der wahre Wille der ganzen Nation war. Eine große Anzahl derselben wurde mir zugeschickt, als ich mich noch am häuslichen Herd befand; und Ihr habt sogar meines Geburtstages gedacht und mir Eure Wünsche zugehen lassen. Ich hätte gewünscht, einem Jeden von Euch im Besonderen antworten zu können, und dann würde Euch mein Dank gezeigt haben, daß ich Euch ein Herz zum Herzen bringe; da dies jedoch nicht möglich ist, so bitte ich Euch, diese wenigen Worte als den Ausdruck meiner Gefühle für alle entgegenzunehmen. — Rumänen! Auf Eure Aufforderung habe ich mein Vaterland und meine Familie verlassen; und ich tat dies, weil ich Eure Geschichte, Eure Wünsche und Eure Leiden kenne. Ich bin gekommen, weil mir die Stimme einer Nation heilig ist. Und wenn diese Nation eine glorreiche Vergangenheit besitzt, wie

Fürst Karl auf der Fahrt von Cotroceni nach Bukarest (1866).

es die Eurige ist, eine Vergangenheit, welche ihr die Kraft verlieh, so zu kämpfen, wie Ihr gekämpft habt, um Euch eine dieser Vergangenheit würdige Zukunft zu erringen, dann ist die Stimme dieser Nation für mich eine wahre Gottesstimme. Das ist's, warum ich Alles verließ, was ich liebte. Erwidert meine Liebe und Zuneigung, denn ich verließ mein Vaterland nur, um Euch ein großes und freies zu sichern. Habe ich es denn nicht auch zur Wiege meiner Nachfolger gemacht? — Rumänen! Die Wärme, mit welcher Ihr mich unter Euch empfinget, ist mir ein Beweis, daß ich Euch in der Tat der „Willkommene" bin. Ich werde unaufhörlich bemüht sein, mir diesen Titel bei Euch zu erhalten. Stehet mir bei durch Eure Liebe und Euer Vertrauen! Nichts ohne Gott! ist die Devise meiner Familie. Gott hat gesagt: „Hilf Dir selbst, und ich werde Dir helfen." Helfen wir uns also nur s e l b s t, Rumänen, und Gott wird uns gewiß auch beistehen! Karl I."

„Helfen wir uns nur s e l b s t, Rumänen!" — Freilich, diese Worte des Fürsten enthielten die bittere Wahrheit! Rumänien war völlig auf sich allein angewiesen, auf sich und seinen jungen Fürsten, der zunächst bestrebt war, durch sein persönliches Auftreten Vertrauen zu erwecken, um dann allmählich Ordnung in die gänzlich verworrenen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu bringen.

Zunächst aber lenkten drohende äußere Verwicklungen immer wieder die Aufmerksamkeit davon ab. Die Türken hatten ihre militärischen Kräfte an der Donau verstärkt, und an schlimmen Gerüchten, die fortwährend Unruhe im Lande verbreiteten, war kein Mangel. Fürst Karl besichtigte wiederholt, ohne daß vorher eine Ankündigung ergangen war, die zwischen Bukarest und der Donau verteilten Truppen und trachtete so schnell wie möglich, allerhand Schäden zu verbessern, die sich bei diesen Inspizierungen er-

gaben. Von Giurgiu aus unternahm er auf einem kleinen Dampfschiff eine Donaufahrt und beobachtete aus der Nähe das türkische Lager bei Rustschuk, in welchem über 20 000 Mann versammelt waren; aus mancherlei Vorbereitungen konnte man auf eine Ueberbrückung des Stromes von türkischer Seite aus schließen. Die schnellen Siege Preußens auf böhmischem Boden mochten jedoch der Pforte jegliche Lust zu einem kriegerischen Vorgehen gegen das Fürstentum benehmen, da auf die erwartete Hilfe Oesterreichs und ein erhofftes militärisches Eingreifen desselben nicht zu rechnen war.

Schwand langsam diese Sorge, so stiegen im Innern des Landes allerhand dunkle Wolken auf, die mit der Beratung über die Konstitution und der Regelung der Judenfrage in engem Zusammenhang standen. Ja, es kam wegen der letzteren zu öffentlichen Ausschreitungen, die allerdings schnell gedämpft werden konnten, freilich nicht durch die Polizei, die völlig versagte, sondern durch die Nationalgarde. Letztere wollte bald darauf der Fürst auf dem Exerzierplatz von Cotroceni mustern, stieß aber auf einen hartnäckigen Widerstand, da man verbreitet hatte, daß die Soldaten entwaffnet werden sollten; sie beschlossen, vor die Kammer zu ziehen und um Schutz gegen diese Vergewaltigung zu bitten. Der Ministerpräsident Catargiu teilte dies dem Fürsten mit und bat ihn, seine Verfügung zu ändern; der Fürst ging jedoch darauf nicht ein, er ritt nach dem Exerzierplatz, auf dem er tatsächlich nur wenige hundert Mann vorfand. Sofort sandte er Offiziere ab mit dem Befehl, daß die Säumigen unverzüglich ausrücken sollten, setzte sich unterdessen an die Spitze der erschienenen Soldaten, unter schmetternden Musikklängen in die Stadt ziehend. Von allen Seiten marschierten unterdessen die Nationalgarden heran, sich auf dem Theaterplatz vereinend und den Fürsten mit brausenden Hurrarufen begrüßend.

Wie hier Fürst Karl durch sein persönliches Auftreten unerwarteten Erfolg erzielte, geschah es auch in andern Fällen, in denen die Minister verzagten und ihm rieten, einzulenken oder seine bereits gefaßten Entschlüsse aufzugeben. Das lag jedoch nicht im Wesen des Fürsten, der kein Schwanken und Zögern kannte, wenn es sich um Durchführung von Plänen handelte, deren Verwirklichung er für gut hielt zum Wohle des Staates und Volkes.

Wegen der drückenden Hitze, die sich in Bukarest besonders schwer fühlbar machte, hatte der Fürst seinen Aufenthalt in dem eine halbe Stunde entfernten, etwas hochgelegenen Kloster Cotroceni genommen, das, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gegründet, aus verschiedenen zusammenhängenden Baulichkeiten bestand, welche die efeuumrankte Kirche umgaben, und an die sich ein prächtiger, wenn auch vernachlässigter, so doch baumreicher, schattiger Park schloß mit einer Fülle alter Bäume. Wundervoll war der Ausblick von der erhöhten Lage des Klosters und dessen Fenstern auf Bukarest mit seinen zahllosen Kirchen und Kuppeln, und die tiefe Ruhe tat doppelt wohl nach dem Lärm und der Unrast der Hauptstadt. Wenige Zimmer nur hatte der fürstliche Besucher für sich einrichten lassen, aber sie genügten ihm bei seiner Anspruchslosigkeit, fand er doch bei seiner tiefen Liebe zur Natur eine reiche Entschädigung in der engen Nachbarschaft des waldähnlichen Parkes.

Jeder Tag brachte reichliche Arbeit, sie wurde jedoch bei der streng durchgeführten Einteilung pünktlich bewältigt. Auf einen zu früher Morgenstunde unternommenen Spazierritt folgte die Erledigung der Briefeingänge, worauf die Minister zum Vortrag erschienen, an den sich meist nach dem zweiten Frühstück Empfänge schlossen und die Besichtigung verschiedener staatlicher Gebäude, so der Ministerien, der Gerichtshöfe, Hospitäler, Schulen, Unterrichtsanstalten

Besuch eines Gebirgsklosters in der Moldau (1866).

und Gefängnisse. An Mängeln aller Art fehlte es hier nicht, und der Fürst war bestrebt, vielerlei Verbesserungen einzuführen, die bei der Geldnot des Landes nur langsam erfolgen konnten, die aber trotzdem einen sichtbaren Umschwung gegen früher bedeuteten. Zu dem auf sechs Uhr angesetzten Diner ergingen stets Einladungen an die Minister, Offiziere, Deputierten, wobei der politische Parteistand ausgeschlossen war, und bei welcher Gelegenheit sich der Fürst durch eingehende Unterhaltungen über vieles zu unterrichten wußte, was ihm bisher fremd geblieben. Der Abend war meist einer Fahrt nach und auf der Chaussee gewidmet, jener sich vor der Stadt erstreckenden prächtigen Promenade, dem Treffpunkt der ersten Bukarester Gesellschaftskreise. Wiederholt wurde auch das Theater besucht, das, durch Oellampen nur trübe beleuchtet, einen wenig großstädtischen Eindruck machte; der Inhalt der aufgeführten Stücke war meist der rumänischen Geschichte entlehnt mit den vaterländischen Siegen über die Türken.

Häufige zu Pferde unternommene Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung brachten den Fürsten mit allen Volksschichten zusammen. Ordonnanzoffiziere und eine Kavallerie-Eskorte begleiteten ihn stets, überliefertem Gebrauch gemäß, den allerdings der Fürst bei seiner Vorliebe für ein schlichtes Auftreten bald aus der Welt schaffte. Gern besuchte er die oft sehr malerisch gelegenen alten Klöster, dann wieder einzelne Städte und Ortschaften, und der Empfang, der ihm überall bereitet ward, bewies, daß man sich in den Erwartungen, die man mit seinem Erscheinen im Lande und seiner Regierung verknüpft, nicht getäuscht zeigte.

Das war auch bei der Mitte August trotz schwüler Sonnenhitze unternommenen Reise durch die Moldau der Fall. In zahllosen Ortschaften und Städten wurde kürzere oder längere Rast gemacht, selbst dort, wo die Cholera herrschte. Viele Stunden lang ging's oft auf

grundlosen Wegen, dann wieder durch zerrissene Flußbetten oder über weite Steppen, deren Flugsand die Wagen mit dichten Staubwolken umhüllte. Auf den Herrensitzen nahm man mit freudiger Ehrerbietung den jungen Landesfürsten auf, dem auch die dörfliche und städtische Bevölkerung überall einen frohen Empfang bereitete. Schulen, Hospitäler, Kirchen, Bergwerke, Kasernen, Gefängnisse wurden eingehenden Besichtigungen unterworfen; traurig war die Lage der Bauern, die unter der Mißernte auf das schlimmste zu leiden hatten, aber auch in den Städten fehlte es nicht an tiefer Armut und an Mißständen aller Art. Hunderte von Bittschriften drückten die Hoffnung aus, daß die Regierung des Fürsten eine Wandlung zum Bessern schaffen würde; das ging ferner aus zahllosen Beweisen des Vertrauens hervor, in aller Eile hatte man Triumphpforten errichtet, hell klang begrüßend der Schall der Glocken, und abends leuchteten auf den Bergen Freudenfeuer und wurden Illuminationen veranstaltet.

Alt und Jung und Arm und Reich beteiligten sich in herzlicher Einmütigkeit an den Empfängen, vor den Kirchen standen die Geistlichen in prunkenden Ornaten, vor den Klöstern die Mönche in langen Talaren und hohen schwarzen Mützen; mit Reisig und Blumen, mit Heiligenbildern und selbstgewebten Teppichen waren die Dorfhäuser zum Willkommen geschmückt. So anstrengend die Fahrt war, so vielgestaltig und malerisch waren auch die Eindrücke, die sie darbot. Vor allem aber machte sie den Fürsten auf das genaueste mit den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung vertraut, gab ihm wertvolle Aufschlüsse über Fühlen und Denken der verschiedensten Klassen und zeigte ihm, wie und wo der Hebel angesetzt werden mußte, um Abänderungen zu schaffen.

Schon lange bevor im grünen Rahmen die Türme und Kuppeln Jassys, der Hauptstadt der Moldau, auftauchten, kamen dem Fürsten hunderte von Reitern

Empfang des Fürsten Karl in der Moldau (1866).

und Wagen entgegen, brausender Jubel begrüßte ihn und nahm zu, je mehr sich der von Dorobanzen begleitete Zug dem alten Fürstensitze näherte, an dessen Weichbild unter einem Triumphbogen der Bürgermeister den Fürsten mit feiernden Worten bewillkommnete und tausende von Menschen in Freudenrufe ausbrachen. Unter Glockengeläut und Kanonendonner fand der Einzug statt, allgemein und aufrichtig war die Begeisterung, zahllose Ehrenpforten waren errichtet, jedes

Dorfszene.

Haus war geschmückt, wie von einem Rausch schien die gesamte Einwohnerschaft umfangen zu sein, und diese freudige Stimmung ließ auch nicht während der sieben Tage, die der Fürst in Jassy verlebte, nach. Der persönliche Eindruck, den der Fürst gemacht, sein ritterliches Wesen, sein Ernst, mit dem er alle Angelegenheiten behandelte, übten eine nachhaltige Wirkung aus und waren auch von großer politischer Bedeutung, da es gerade in Jassy nie an Versuchen einer Lostrennung von der Walachei gefehlt, jetzt aber auch die noch widerstrebenden Elemente gefühlt, daß ein ganzer Mann an der Spitze der Regierung stand und die Zügel derselben in festen Händen hielt.

Nach Bukarest zurückgekehrt, war es in erster Linie das Bestreben des Fürsten, die Stellung Rumäniens zur Türkei zu regeln. Letztere hatte Bedingungen an die Anerkennung des Fürsten geknüpft, die das Land als Vasallentum hinstellten und auf die der Fürst als solcher wie als Hohenzoller nicht eingehen

Brautzug.

konnte. Ohne diese Anerkennung aber war es nicht möglich, eine fremde Anleihe aufzunehmen, die dringend erforderlich war, konnten doch nicht einmal mehr die nötigsten Zahlungen gemacht werden.

In jenen von Spannung erfüllten Tagen schrieb der Fürst an den preußischen Kronprinzen, nachdem er ihn zu den gewaltigen Siegen auf böhmischem Boden beglückwünscht und stolz hervorgehoben, daß Preußen zu einer wahren Großmacht geworden: „Wenn ich aus diesem neuen Aufschwunge unsres Vaterlandes neue Hoffnungen auch für mich und meine Aufgabe hier schöpfe, so darf ich das Dir gegenüber wohl ohne Hehl aussprechen: Preußen hat im Orient eine große Mis-

sion zu erfüllen. Rußland, Frankreich und England dürfen nicht mehr, wie bisher, allein über die Geschicke dieses Erdteils entscheiden. — Die formelle Anerkennung meiner Regierung durch die Pforte erwarte ich in den nächsten Tagen; ich werde dann nach Konstan-

Mönche von Bistritza.

tinopel reisen, um dem Sultan einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Die Verhandlungen mit der Pforte bildeten bis zu ihrem Abschlusse eine Reihe harter Kämpfe, da ich alle pretentiösen Bedingungen, die sie mir zuerst gestellt hat, streng und beharrlich abgewiesen habe. Jetzt habe ich nur die durch Jahrhunderte alte Verträge bestehende, von den Großmächten garantierte

Suzeränität der Pforte anerkannt, mir aber im übrigen die vollste Autonomie bewahrt, und die Suzeränität bleibt so eine leere Form ohne Inhalt. — Sind die auswärtigen Angelegenheiten geordnet, dann kann ich mich dem inneren Ausbau des Staates hingeben, und mit meinem besten Streben will ich mich bemühen, das herrliche Land, das ich jetzt das meinige nenne, und die fünf Millionen Menschen, die mir ihr Wohl anvertraut haben, einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. — Sind wir doch alle, jeder nach seinem Teile, Arbeiter an dem ‚sausenden Webstuhl der Zeit', und meine Lebensaufgabe ist es jetzt, auf dem Vorposten abendländischer Kultur, auf den das Schicksal mich hier gestellt hat, mit meiner ganzen Kraft mitzuwirken an der ‚Gottheit lebendigem Kleid'!" —

Hin und her gingen die Verhandlungen, bis endlich die Pforte einwilligte, das Verlangen des Fürsten zu erfüllen, indem in den Bedingungen, welche die Stellung Rumäniens zur Türkei regelten, von den Fürstentümern als „partie intégrante" des Osmanenreiches gesprochen wurde mit dem wichtigen Zusatze „dans les limites fixées et par les capitulations et le traité de Paris." Hierdurch waren die Schwierigkeiten eines Besuches des Fürsten in Konstantinopel gehoben, und wurden die Einzelheiten der Reise vereinbart. Von dem günstigen Abschluß des Vertrages machte der Fürst dem Volke durch eine Proklamation Mitteilung, betonend, daß endlich die Wünsche der Rumänen nach einer erblichen Dynastie und konstitutionellen Verfassung seitens der Pforte erfüllt worden seien, und daß er sich der frohen Hoffnung hingebe, seine Bestrebungen für den Fortschritt und das Gedeihen des Vaterlandes würden auch fernerhin vom Himmel gesegnet werden.

Am 21. Oktober trat der Fürst in Begleitung zahlreicher Offiziere und hervorragender Politiker die Reise nach Konstantinopel an, zunächst nach Giurgiu, von dort über die Donau nach Rustschuk fahrend, wo

ein feierlicher Empfang seitens des Paschas und der türkischen Würdenträger stattfand. Die ganze Garnison war ausgerückt, die Stadt hatte reichen Flaggenschmuck angelegt und von den Befestigungen erscholl der Donner der Geschütze. Mit der Bahn wurde dann Varna erreicht und dort die vom Sultan gesandte kaiserliche Yacht „Issedin" bestiegen, auf welcher der erste Generaladjutant des Sultans im Namen des letzteren den Fürsten begrüßte, und auf der kaiserliche Seesoldaten den Ehrendienst versahen — beides eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber dem Hohenzollern. Denn wenn sonst die Hospodare mit den türkischen Behörden zusammenkamen, ließen diese sie oft ihre Abhängigkeit aufs merkbarste fühlen. Und wie war es erst, wenn einmal der Großherr, der Sultan, in höchsteigener Person sich dem Gebiete der Donaufürstentümer näherte und zu seiner Begrüßung die Fürsten der Moldau und Walachei herbeieilten! Moltke hat in seinen schon früher erwähnten „Briefen aus der Türkei" einen derartigen Empfang beschrieben, dem er am 11. Mai 1837 in Silistria beigewohnt: „Die Fürsten Ghika und Sturdza sind aus der Moldau und Walachei hier, um ihren Herrn zu bekomplimentieren. Ich war neugierig, ihren Empfang zu sehen, — er war eben nicht sehr schmeichelhaft. Wohl zwei Stunden warteten diese Halbsouveräne im Sonnenschein,*) bis der Großherr eintraf, vor seinem Zelt abstieg und Toilette machte. Der Sultan empfing die beiden Vasallen, unter einem Baldachin auf Sammetpolstern sitzend; die Fürsten, gefolgt von ihren Bojaren, schritten mit über den Leib verschränkten Armen heran, warfen sich auf beide Kniee und küßten den Zipfel des Gewandes Sr. Hoheit, der die Gnade hatte, ihnen zu gestatten, 10 000 Dukaten zu überreichen. Da-

*) Alte Gewohnheit der Sultane im Verkehr mit den Ungläubigen.

gegen erhielten sie heute ihre Ehrenpelze, Tabatièren und Shawls und haben nun noch das Vergnügen, zehn Tage eine Quarantäne (wegen der Pest) an der Grenze ihrer Fürstentümer zu machen, wenn sie zurückkehren." — —

Am nächsten Morgen erfolgte die Einfahrt in den Bosporus; bewundernd ließ Fürst Karl seine Blicke über die herrlichen Bilder schweifen, die sich vor ihm entrollten, eines lieblicher und berauschender als das andere, den Augen stets neue Schönheiten darbietend mit sanften Einschnitten, grauen Kastellen, anmutigen Tälern, friedlichen Dörfchen, mit zierlichen Minarets, hübschen Ruheorten und stolzen Palästen. Das Tiefblau des Himmels wetteiferte mit jenem der Wellen; zahllose Schiffe aller Art und Völker kreuzten den Weg des Dampfers; Delphine, deren dunkle Leiber blitzschnell aufschnellten, tummelten sich in den Wogen, und hoch in den klaren Lüften zogen Falken und Seeadler ihre weiten Kreise. An den idyllischen Buchten sah man im lauschigsten Grün reizende Badeorte mit den Sommersitzen der fremden Botschafter und Gesandten, die schmucken Villen und niedlichen Holzhäuschen umsäumt von Lorbeer- und Myrtenhecken, beschattet von Platanen und Feigenbäumen, aus dichten Gebüschen Granatblüten leuchtend in sattem Purpur und duftende Rosen in wechselndem Farbenspiel, dann wieder kleine Fischerdörfer mit gebrechlichen Baracken, die sich gegenseitig stützten, mit engen, steil ansteigenden Gassen und buntem, volkstümlichem Getriebe, dahinter Weinberge und Parkanlagen. Und nun tauchte die gewaltige Stadt auf mit den glänzenden Kuppeln der Moscheen und den schlanken, weißen Minarets, jene Stadt, welche umflochten ist von den bedeutsamsten geschichtlichen Erinnerungen und welche, in vergeblichem Ringen um die dauernde Macht, so viele Generationen kommen und schwinden sah!

Das auf asiatischer Seite gelegene Palais der

Süßen Wasser, seine aus glitzernd weißem Marmor bestehende Front dem Bosporus zukehrend, war vom Sultan dem Fürsten zur Verfügung gestellt worden, als Ehrenwache diente eine Kompagnie Jäger der kaiserlichen Garde, die den Fürsten mit rauschenden Musikklängen empfing. Am Nachmittag stattete der Fürst dem Sultan seinen ersten Besuch ab, zur Fahrt nach dem auf dem gegenüberliegenden Ufer gelegenen herrlichen Palaste Dolma-Baghtsche die Sultans-Yacht benützend, von der ihn ein mit rotem Sammet ausgeschlagener und mit zwölf Ruderern bemannter Kaïk ans Land brachte, wo auf dem wundervollen marmornen Vorplatze feierlicher Empfang stattfand.

Sultan Abdul-Asis empfing den Fürsten, der die große rumänische Generalsuniform angelegt hatte, in einem kleinen Salon, ihm bis an die Tür entgegengehend und die Hand reichend. Nahe dem Divan, auf dem sich der Padischah niederließ, war ein Sessel für den fürstlichen Gast bereitgestellt, den dieser jedoch kurzerhand beiseite schob, neben dem Sultan Platz nehmend. Damit deutete er an, daß er als Sproß eines souveränen Fürstengeschlechts auf eine andere Behandlung Anspruch erhob, wie sie ehemals den Regenten der Donaufürstentümer zuteil geworden. Der Fürst lenkte nach den ersten Begrüßungsworten das Gespräch auf die Politik, hervorhebend, daß er in der Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge eine Garantie für Rumänien erblicke und dieselben stets respektiert habe, daß er aber andererseits hoffe, der Sultan möchte eine Gewähr darin sehen, daß er, Fürst Karl, an der Spitze des rumänischen Volkes stehe, was den Sultan zu beistimmenden Worten veranlaßte.

An diesen Empfang schloß sich jener seitens der höchsten türkischen Staatsbeamten in der Hohen Pforte und am nächsten Tage ein weiterer der Mitglieder des diplomatischen Korps in dem vom Fürsten bewohnten Palais, woselbst sich auch die türkischen Großwürden-

träger einstellten und kostbare Geschenke des Sultans überreichten. Viele Stunden der folgenden Tage waren dem Besuche Konstantinopels gewidmet. Im Zivilanzug, nur von einem Adjutanten und Dragoman begleitet, durchstreifte der Fürst die Straßen der einzigen Stadt, die auf Schritt und Tritt eine Fülle der malerischsten und fesselndsten Szenen darbietet und deren einzelne Gebäude so viel zu erzählen wissen von vergangener Pracht und dem Glanz des einstigen Byzanz, Eindrücke, die das empfängliche Gemüt des Fürsten auf das nachhaltigste berührten.

Ein zweiter Besuch beim Sultan verlief in herzlicher Weise. Schon vorher hatte der Padischah dem Fürsten seine Freude ausdrücken lassen, daß er ihn als hohen und willkommenen Gast ehren könne und großen Wert auf freundschaftliche Beziehungen zu ihm lege. Das ging auch aus der auf Befehl des Sultans zu Ehren des Fürsten veranstalteten Truppenschau hervor, die ein glänzendes militärisches Schauspiel gewährte. Nach sehr warmer Verabschiedung vom Sultan trat Fürst Karl nach sechstägigem Aufenthalt die Rückfahrt an, am 20. Oktober wieder in Giurgiu eintreffend und dort die Herren seiner Begleitung zum Abschied um sich versammelnd, ihnen mitteilend, von welch günstigen Ergebnissen die Reise begleitet gewesen, sie eindringlich bittend, nun, nachdem die äußeren Schwierigkeiten Beseitigung gefunden, alle Gedanken auf das innere Gedeihen Rumäniens zu richten.

Diese Ermahnung war sehr vonnöten, denn die politische Ausgestaltung des Landes begegnete immer erneuten Schwierigkeiten. Standen sich doch zwei Parteien scharf gegenüber und kämpften um die Vorherrschaft in der Regierung: die Partei der Bojaren, der Konservativen, der, gemäß der ganzen Vergangenheit, nichts daran liegen konnte, wenn sich die konstitutionellen Verhältnisse befestigten und eine fremde

Dynastie starke Wurzeln faßte, und jene der Liberalen, die gerade in dieser Dynastie die Gewähr erblickten für eine erfolgversprechende Entwicklung des Landes. Gehörten zu ersteren die einflußreichen Mitglieder der alten Adelsfamilien, aus denen die Fürsten der Moldau und Walachei entnommen worden, so zur letzteren die jungen, strebsamen Vertreter der Intelligenz, kluge und einsichtsvolle Männer, die meist ihre Bildung im Auslande, nicht zuletzt auf deutschen Universitäten, genossen hatten und die man als die zukünftigen politischen Führer des Staates betrachtete. Es war erklärlich, daß die Mitglieder der Bojaren-Partei nicht auf die ererbten, oft angemaßten Vorteile ihrer Familien zu verzichten gedachten und immer noch in ihren Wünschen daran festhielten, daß Rumänien eigentlich ein Wahlfürstentum sei, dessen Regenten zu bestimmen ihnen überlassen bliebe. Die Liberalen dagegen sahen das einzige Heil ihres Vaterlandes in einer erblichen Monarchie und in dem fremden Fürsten, dessen Regierung schon im Anfangsjahre gute Früchte getragen und das Beste für die Zukunft verhieß; freilich kam es auch ihnen nicht darauf an, scharfe Gegnerschaft zu machen.

Diesen sich schroff gegenüberstehenden Parteizwist spiegelte das Ergebnis der im November stattgefundenen Wahlen zu den Kammern wider, deren Ausfall, — der Fürst hatte angeordnet, daß auch nicht der „Schatten einer Beeinflussung der Macht ausgeübt werden solle" — begleitet von allerlei Ausschreitungen und Beeinflussungen, eine herbe Enttäuschung der Regierung bereitete, die sich auf keine ausschlaggebende Mehrheit stützen konnte. Aber trotzdem versuchte es der Fürst, mit dieser buntgescheckten Deputierten-Versammlung zu regieren, in seiner sehr beifällig aufgenommenen Eröffnungsrede die Volksvertreter beschwörend, daß sie die Eifersüchteleien und Kämpfe für persönliche Interessen, die für das Land eine so

große Gefahr bedeuteten, vergessen und gemeinsam mit ihm die Mißbräuche ausrotten möchten, die einer gedeihlichen Entwicklung im Wege ständen. Man müsse, wie er sich wörtlich ausdrückte, die heilsamen Grundsätze der Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit annehmen, die allein die Nation zur Bildung, Reichtum und Kraft führen können.

Die traurige innere Lage gelangte durch den für das Land sehr ungünstigen Abschluß einer Anleihe in Frankreich zum Ausdruck, mußte man sich doch verpflichten, für die erhaltenen 18½ Millionen Francs innerhalb 23 Jahren 32 Millionen zurückzuzahlen; aber es blieb nichts anderes übrig, als diese schweren Bedingungen anzunehmen, um die notwendigsten Ausgaben zu decken. Ferner kam hinzu, daß seit den gewaltigen preußischen Siegen das Mißtrauen der leitenden französischen Kreise, die bisher dem Fürsten und dem Lande ihre Sympathien bewiesen, rege geworden war, aus Furcht, der preußische Einfluß könnte im Donaufürstentum überwiegen.

Ebenso wie die parlamentarischen Arbeiten nur sehr langsam und unzureichend vorwärts schritten, stand es mit vielen Verwaltungszweigen; bei seinen Besuchen der Ministerien und Gerichtshöfe fand der Fürst häufig die Beamten nicht vor, alsbald Einrichtungen treffend, daß diese Unpünktlichkeit gehoben würde. Vor allem aber galt die ganze Sorge des Fürsten der Umgestaltung der Armee, zunächst des Offizierkorps, dessen Mitglieder er mit seinem Pflichteifer und Tätigkeitsdrang zu erfüllen trachtete, vorsichtig Neuerungen einführend, wobei allerdings die schlimme Finanznot ein erhebliches Hindernis bildete. Auch manches, was der Fürst unternahm, wurde falsch ausgelegt, u. a., um ein Beispiel zu erwähnen, die Veranstaltung des ersten großen Balles in seinem Palais; die einen meinten, er hätte nicht stattfinden dürfen wegen der traurigen wirtschaftlichen Lage des Landes,

die andern aber drückten ihre Freude aus, weil gerade durch derartige Feste Geld unter die Menge komme und der Handel gehoben würde. Der Fürst verlor trotz aller Hemmnisse nicht den Mut; sein fester Wille war es, wie er dies auch am Schluß seiner Eröffnungsrede der Kammer ausgedrückt, daß er unerschütterlich seine Pflicht tun und die Aufgabe erfüllen werde, die er mit Stolz übernommen.

Wenn auch nicht so schlimm wie die Verhältnisse im Innern jene nach außen hin waren, so waren doch auch sie durchaus nicht erfreuliche, denn die Siege Preußens hatten die Eifersucht der Mächte erweckt, daß der deutsche Einfluß in Rumänien der vorherrschende werden könnte, und besonders Rußland wachte aufmerksam darüber, daß es aus seiner einstigen Vormachtstellung einen möglichst großen Nutzen zöge. Freundliche Worte richtete dagegen Napoleon an den Fürsten in einem eigenhändig geschriebenen, vom 18. Dezember datierten Briefe: „Mein lieber Fürst! Ich habe Ihnen nicht eher geschrieben, damit ich nicht dem Gerücht noch weiteren Glauben verschaffte, das sich in diesem Jahre verbreitete und besagte, daß Ihr Entschluß, sich in die Fürstentümer zu begeben, das Ergebnis eines zwischen uns verabredeten Planes war. Aber heute, wo Sie durch die Pforte anerkannt sind, bin ich erfreut, Ihnen das vollste Interesse, das ich Ihrem mutigen Unternehmen entgegenbringe, auszudrücken. Ich hoffe, es wird Ihnen gelingen, Ihr neues Land zur Blüte zu bringen, und ich werde stets glücklich sein, dazu beizutragen, soweit dies von mir abhängen kann. Empfangen Sie von neuem die Versicherung meiner aufrichtigen Freundschaft.“ — In seinem Antwortschreiben entwickelte Fürst Karl in kurzen Zügen die Lage im Orient; er machte den Kaiser auf die Bestrebungen der panslawistischen Partei aufmerksam, mit allen nur möglichen Mitteln Unruhen hervorzubringen, auch in der Moldau befän-

den sich Agenten zu diesem Zweck. Der Fürst hob hervor, wie nützlich es wäre, wenn Frankreich, England und Preußen sich über die orientalischen Fragen verständigen würden: „Ein freundschaftliches Zusammengehen dieser drei Mächte wäre die beste Gewähr für unsere nationale Unabhängigkeit."

Zum ersten Male fern von der Heimat und den Seinen verlebte der Fürst den Weihnachtsabend still in seinem Palais. Innige, ermutigende Worte drangen zu ihm aus dem Elternhause; warm klang die Zuversicht auf den Sohn und die Freude des Vaters, des Fürsten Karl Anton, der immerdar, bis zur letzten Minute, dem Sohne der treueste Freund und uneigennützigste Berater geblieben, aus den Worten des Weihnachtsbriefes: „Mir scheint auf Grund meiner politischen Erfahrungen, daß Du Dein Wagnis vollkommen gewonnen hast. Die Konstantinopler Reise ist mit vielem Geschick eingeleitet und durchgeführt worden; namentlich durch sie wurde den Mächten jeder Vorwand zu weiterer Einmischung entzogen. Ich selber bin erstaunt, daß Deine Anwesenheit solche Wirkungen hervorgebracht hat. Mit Deiner Rede zur Kammereröffnung bin ich ebenfalls einverstanden. Politische Fehler und moralische Gebrechen muß man immer bei ihrem Namen nennen. — Du scheinst ein ernstes Leben zu führen und Dich geistig sehr anzustrengen. Das ist doppelt notwendig für Dich, da Du über allen Parteien stehen mußt. — Daß Du Deinen Bruder Fritz zu sehen wünschest, beweist, daß Deine Sehnsucht so groß wie die seine ist. Ich wollte ihn aber absichtlich vor dem neuen Jahr nicht reisen lassen, weil es für Deine geliebte Mutter zu traurig gewesen wäre, plötzlich um drei Söhne ärmer unterm Christbaum zu stehen. Am Weihnachtsabend werden Deine Gedanken wohl in freudiger Erregung und tiefer Trübsal bei uns weilen. Es wird wechselseitig sein. Wie schmerzlich ist eine solche weite Trennung! — Doch Mut und Gottver-

trauen in jeder Lage des Lebens! Man kann nicht alles haben. Deine Aufgabe ist groß, schwer und lohnend; dies Bewußtsein möge Dir Ersatz geben für viele Entbehrungen, die Herz und Gemüt berühren."

Sehr wohltuend war es für den Fürsten, daß seine Bestrebungen und bisherigen Erfolge die Anerkennung in der deutschen Heimat fanden. So schrieb in einem Ende Januar eintreffenden Briefe Fürst Karl Anton: „Der König räumt jetzt mit Vergnügen ein, daß Du recht gehabt hattest, seinem Rate (die rumänische Fürstenwahl abzulehnen) nicht zu folgen. Er freut sich, daß alles so vorzüglich gegangen ist und daß Du vom Sultan viel mehr erlangt hast, als man je hätte erwarten können. Wenn es ihm auch immer noch nicht recht behagt, daß ein Hohenzoller unter des Sultans Oberhoheit steht, so verfolgt er doch alle Deine Schritte mit regstem Interesse und läßt Dich seiner vollen Teilnahme versichern." — König Wilhelm schrieb selbst kurz danach in einem Briefe, nachdem er der großen kriegerischen Ereignisse gedacht und die Hoffnung ausgesprochen, daß auf deren Folgen Segen ruhen möchte: „Den gleichen Segen wünsche ich Dir und Deinem schwierigen Unternehmen. Du erinnerst Dich gewiß aller meiner Bedenken, die ich diesem Unternehmen entgegenhielt. Indessen die Dinge haben eine so schnelle und günstige Wendung genommen, daß ich Dir nur Glück wünschen kann und Deinen Handlungen volle Anerkennung ausspreche. Ein gleiches tue ich für Deinen Brief aus Salzburg, der einen hazardierten Schritt ins richtige Geleis brachte!"

Große Freude bereitete dem Fürsten, der wiederum längere Zeit in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, residiert, nachdem er vorher in den Donaustädten Braïla und Galatz sowie in Bessarabien geweilt, der Besuch seines jüngeren Bruders, des Prinzen Friedrich, der ihm auch einen Brief des Kronprinzen überbrachte, welcher aus wahrem Freundesherzen heraus

geschrieben war: „So wie ich Deiner Teilnahme zu jeder Zeit mir bewußt bin, so hoffe ich, bist auch Du davon überzeugt, daß kein Tag vergeht, ohne daß meine Gedanken Dich aufsuchen, und ich mich gleichzeitig der Erfolge freue, die Du in Deiner schwierigen Stellung erringst! — Ich habe von Anfang an geglaubt, daß Du ein wahrer Hort für jene noch unfertigen Län-

Rumänisches Markttreiben.

der werden würdest, die nur eines ehrlichen deutschen Charakters bedürfen, um zu blühenden Provinzen umgestaltet zu werden. Und bisher rechtfertigen alle Nachrichten, die ich aus Rumänien erhalte, diese meine Erwartungen. Möge Gottes Segen Dich wie bisher auf Deiner steilen Bahn begleiten, vor allem aber äußere Gefahren von Deinen Landen fern halten, die Deinem Werke hemmend in den Weg treten könnten. Es sieht ein bißchen bunt aus um den Orient herum, und der Himmel bewahre uns vor neuen Konflikten, denn nach Krieg verlangt niemand in Deutschland.“

Nachdem der Kronprinz dann noch mit innigsten Worten des Todes des Prinzen Anton gedacht, um den er wie um einen Bruder trauere und an dessen Verlust er sich noch garnicht gewöhnen könne, fuhr er fort: „Wie Du mir fehltest, lieber Karl, während des Feldzuges, weißt Du, Leopold war mir ein teurer Ersatz und konnte die großen Züge des Krieges aus erster Hand ansehen. — Die Erfahrungen, die Du und ich 1864 gemeinschaftlich sammelten, kamen mir sehr zu statten." Der Schluß lautete dann: „Nun aber muß ich enden. Gott behüte uns vor einer orientalischen Feuersbrunst, denn ein langer Friede kann Dir und Deinem Werke nur förderlich sein, weil Du mit jedem Monat an Vertrauen und Ansehen gewinnen mußt, während jene Frage Dir mannigfache Verlegenheiten bereiten würde."

Prinz Friedrich konnte dem Bruder auch die frohe mündliche Mitteilung machen von der Verlobung der Schwester, Prinzessin Marie, mit dem Grafen von Flandern, dem Bruder des Königs von Belgien, dem bekanntlich zuerst die Krone von Rumänien angetragen worden war, und vermochte sich bei seiner Anwesenheit in Bukarest zu überzeugen, wie groß die persönliche Beliebtheit des Fürsten war, der gerade zu jener Zeit eine Reihe anregender Festlichkeiten veranstaltete, zwischendurch Besichtigungen der Truppen und militärische Uebungen vornehmend.

Die Feier des ersten Jahrestages des Einzuges des Fürsten in Bukarest, am 22. Mai, wurde von der ganzen Bevölkerung in freudiger Weise begangen, wobei es nicht an zahllosen Zeichen der Liebe und Verehrung fehlte, ebenso wie aus allen Teilen des Landes huldigende Depeschen einliefen. Nach dem Tedeum in der Metropolie fand im Thronsaal des Bukarester Palais großer Empfang statt, bei welchem der Fürst seine erste öffentliche Rede in rumänischer Sprache hielt. Durch all die bei dieser festlichen Gelegenheit gehaltenen Ansprachen und Reden mit zahllosen Lobes- und

Ausfahrt des Fürsten Karl(1867.)

Ruhmesworten ließ sich der Fürst jedoch nicht täuschen. Er selbst wußte am besten, daß nur ein schwacher Anfang gemacht worden war, gewissermaßen daß man nur ein Versprechen gegeben habe für die Zukunft. Aber dieses Versprechen zu halten, war er Tag für Tag bemüht. Unausgesetzt war es sein Bestreben, eine enge Verbindung herzustellen zwischen ihm, dem Fürsten und Vertreter der Regierungsgewalt, und zwischen allen Kreisen der Bevölkerung. Mit den Eigenarten des rumänischen Landes und Volkes hatte er sich vertraut gemacht und trug ihnen jederzeit sorgsam Rechnung. Selbst kein Freund der Etikette und starrer fürstlicher Abgeschlossenheit, leutselig gegen jedermann, wußte er doch die fürstliche Autorität zu wahren und sich Respekt zu verschaffen, was für die Durchführung seiner Pläne unumgänglich notwendig war. Stets bemühte er sich, sich persönlich von den Verhältnissen des Landes zu unterrichten, prüfte genau die an ihn gelangenden Bitten und Klagen und sorgte mit warmem Herzen für die Notleidenden und Bedrückten, weit mehr für sie spendend, als es seine eigene Kasse gestattete. Gern mischte er sich in das bunte Volksgetümmel, so beispielsweise bei dem Mitte Juni in Bukarest stattfindenden Jahrmarkte (Moschi), einem freudigen Frühlingsfeste, zu dem von nah und fern die Bevölkerung herbeiströmt, um ihre Einkäufe für das ganze Jahr zu machen und um sich den verschiedensten Belustigungen hinzugeben mit Jubel und Trubel, mit Tanz und Spiel, wofür schon die zahllosen Banden von fiedelnden Zigeunern sorgen. Daß der Fürst in so kurzer Zeit die Landessprache erlernt, kam ihm sehr zu statten, und auf den Gesichtern der Bauern malte sich helle Freude, wenn er sie ansprach und sich nach allem erkundigte, was sie interessierte.

Auch auf die sehr notwendige Umänderung vieler Zustände in Bukarest selbst war Fürst Karl sorgsam bedacht. Neue Straßen und Boulevards wurden abge-

Besuch des Gebirgsklosters St. Georg (1867).

steckt und angelegt, die Dimbovitza, jenes die Hauptstadt durchfließende träge Flüßchen, das früher in jedem Jahr die tief gelegenen Stadtteile überschwemmt hatte, allmählich reguliert, man begann mit dem Bau von Markthallen und verbesserte ferner die nach den nahen Ortschaften führenden Wege, indem man hierzu Sträflinge unter militärischer Aufsicht beorderte. Sein fortgesetztes Interesse widmete sodann der Fürst der Hebung des Schulwesens, das bisher sehr im argen gelegen. Häufig wohnte er den Prüfungen bei, gab Anregung zur Befolgung neuer Lehrmethoden und ließ auf seine Kosten — im Betrage von 300 000 Francs — in Paris einen Atlas herstellen, den ersten, der in rumänischer Sprache und für Rumänien erschienen, und der an sämtliche Schulen unentgeltlich verteilt wurde. Ferner trug er Sorge, daß dem Verfall geschichtlich denkwürdiger Bauten Einhalt getan wurde und opferte erhebliche Mittel aus seinem Privatvermögen.

Mit Freuden begrüßte er sodann die am 13. August 1867 stattgefundene Begründung der Literarischen Gesellschaft —, aus der sich später die rumänische Akademie zu ersprießvollster Tätigkeit entwickelte — deren hauptsächlichster Zweck es war, eine einheitliche rumänische Grammatik und ein rumänisches etymologisches Wörterbuch herauszugeben, um die verschiedenen rumänischen Stämme, welche in Ungarn, Siebenbürgen, der Bukowina, Bessarabien und Macedonien verteilt leben, auf geistigem Gebiete zu einen. Der Fürst versammelte die Mitglieder jener Gesellschaft, deren Ehrenpräsidium er übernommen, in Cotroceni um sich, wo er ihnen ein Diner gab, bei welchem in eingehender Weise die Aufgaben der neuen Akademie besprochen wurden.

Wenn es seine Zeit erlaubte, machte er kürzere und längere Ausflüge zu den verschiedenen Klöstern und zu sonstigen historischen Stätten, die mit der geschichtlichen Vergangenheit des Landes in naher Ver-

bindung standen, so nach Sinaia und Argesch, hierbei wildromantische Wälder und Gebirgsgegenden durchquerend, die seit langen Zeiten kein rumänischer Fürst besucht. Die Beteiligung Rumäniens an der damaligen Pariser Weltausstellung gab bereits weiteren Kreisen

Fahrt des Fürsten Karl durch das Prahovatal bei Sinaia (1867.)

die Gewähr, wie ernstlich das junge Fürstentum unter dem neuen Herrscher danach trachtete, sich auch außerhalb seiner Grenzen an den Bestrebungen der Kulturvölker zu beteiligen.

In immer stärkerem Maße widmete der Fürst seine Aufmerksamkeit der Ausbildung und Vermehrung der Armee. Mit der Bukarester Garnison veranstaltete er mehrtägige Manöver, bei denen er inmitten seiner

Truppen biwakierte und nach deren Ablauf er die Offiziere zur Kritik um sich versammelte. Offen legte er die Fehler dar, die er beobachtet und die unbedingt ausgemerzt werden müßten, wenn das Heer ein kriegstüchtiges sein sollte, aber zugleich auch entschuldigend hervorhebend, daß ja den Offizieren bisher noch nie Gelegenheit geboten worden sei, größere Gefechtsbilder vorzunehmen und sich in deren Führung zu üben. Bei Krupp waren zwei Batterien gegossener Geschütze in Auftrag gegeben worden, für die der Fürst das Geld aus seiner Privatschatulle vorgestreckt, ferner hatte man in Preußen 20 000 Zündnadelgewehre bestellt, von denen bis zur Mitte des Jahres 1866 die erste Hälfte angelangt und als vortrefflich sofort anerkannt worden war. Auch die Uniformierung der Truppen wurde geändert und erheblich vereinfacht gegen den bisherigen theatermäßigen Aufputz; ferner wurde die Bastonnade in der Armee abgeschafft und alles getan, um eine bessere Disziplin herbeizuführen.

Im Sommer 1868 ging auch das Gesetz über die Heeresorganisation durch, nach dem die bewaffnete Macht des Landes aus fünf verschiedenen Teilen bestand; erstens aus dem stehenden Heer mit seiner Reserve, zweitens der aktiven Miliz, drittens der inaktiven Miliz, viertens der Bürgerwehr, fünftens dem Landsturm. Die erste Kategorie diente drei Jahre aktiv und vier Jahre in der Reserve, von der zweiten war nur ein Drittel von der Dienstzeit unter den Waffen, während zwei Drittel beurlaubt waren, die dritte sollte bloß im Kriege einberufen werden, die vierte, ohne weitere militärische Bedeutung, rekrutierte sich nach Censusklassen und wählte sich ihre Offiziere selbst, die fünfte umfaßte jene wehrfähige Bevölkerung vom 17. bis zum 50. Lebensjahre, soweit und solange sie nicht den vier ersten Klassen angehörte. Durch diese Neuordnung gewann die rumänische Heeresmacht eine erhebliche Verstärkung, ohne daß die jährlichen Kosten,

die sich auf 16 Millionen Francs beliefen, in drückender Weise vermehrt wurden. Im Verlauf dieser Reorganisation wurden neue aktive Regimenter errichtet und weitere 33 Milizbataillone gebildet, sodann auch neuen Kasernen ernste Sorgfalt gewidmet, ferner bei den verschiedenen Truppenteilen gemeinsame Offizierstische eingerichtet, wie man schließlich der Ausbildung des Unteroffizierkorps große Aufmerksamkeit schenkte. Vor allem war es nötig, die Armee von den politischen Umtrieben zu befreien, um sie ihrem vornehmsten Zweck, der Verteidigung des Vaterlandes, zuzuführen, und auch hier brach der Fürst mit dem bestehenden System, indem er im Sommer 1868 J. Bratianu, der keinerlei Offiziersrang bekleidete, zum Kriegsminister ernannte. Hierdurch wollte man offen zeigen, daß das Heer allem Parteigetriebe entrückt werden sollte, hatte doch stets die Möglichkeit bestanden, daß in einem Lande mit parlamentarischer Regierung die Verfügung über die militärische Macht leicht in die Hände des einer bestimmten politischen Partei angehörenden Kriegsministers übergehen konnte, so daß der letztere nicht nur Chef der Armeeverwaltung, sondern der Armee selbst zu werden vermochte.

War es des Fürsten Karl Ziel, Rumänien militärisch durch ein schlagfertiges, sorgsam ausgerüstetes und ausgebildetes Heer die ihm gebührende Rolle anzuweisen, so wollte er es wirtschaftlich durch den Bau von Eisenbahnen heben. Bereits im Frühling 1867 war seitens der Kammer die Bewilligung erteilt worden für die Strecke Bukarest—Giurgiu; im Herbst desselben Jahres verhandelte man mit einem österreichischen Unternehmer wegen der Linie Suceava—Jassy—Galatz—Bukarest, die abschnittsweise gebaut werden sollte. Aber noch ehe der Vertrag vor die Kammern kam, erfuhr man aus Berlin, daß sich dort eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze die Herzöge von Ujest und Ratibor, Graf Lehndorff und Dr. Strousberg stan-

den, und die dem rumänischen Staate weit günstigere Bedingungen stellen wollte, wie dies von österreichischer Seite aus geschehen. Seltsamerweise stieß aber der Plan, Rumänien von Eisenbahnen durchziehen zu lassen, auf ernsten Widerspruch in den Vorberatungen der Kammersektionen. Man fürchtete die zu schwere Belastung des Staatsbudgets und erklärte, daß das Land, das noch nicht einmal genügend Chausseen besitze, gar nicht reif für Eisenbahnen sei. Mit vollster Hingebung jedoch trat für letztere der Fürst ein, immer wieder betonend, daß die Zukunft Rumäniens auf das engste mit dem Eisenbahnbau verbunden sei und daß in fünf Jahren das Land unbedingt mit dem Auslande durch Schienenwege verknüpft sein müsse, ganz gleich, wer jene ausführe. Die von einer englischen Gesellschaft in Bau genommene einheimische Linie von Bukarest nach Giurgiu konnte der Fürst bereits Anfang August 1868 besichtigen und Mitte Oktober auf der fertigen Teilstrecke eine kurze Probefahrt unternehmen, die erste Eisenbahnfahrt auf rumänischem Boden, nachdem er kurz zuvor Dr. Strousberg empfangen, der versprach, die Strecke Roman—Galatz—Bukarest in zwei Jahren fertigzustellen.

Leider wies die innere politische Lage immer wieder schwere Zuckungen auf; neue Ministerien wurden gebildet, oft erst nach heftigen Kämpfen, und es mußte zur Wahl neuer Kammern geschritten werden, wobei sich doch nicht die gewünschte Mehrheit ergab. Nebenbei fehlte es auch bei diesen Veranlassungen nicht an allerhand geheimen Umtrieben gegen die Regierung, die man, und zugleich mit ihr den Fürsten, für viele Unzuträglichkeiten verantwortlich machte, besonders hinsichtlich der Finanznot, da mehrfach die Kredite für die dringendsten Aufgaben fehlten und selbst die Gehälter an die Beamten und Offiziere nicht regelmäßig bezahlt werden konnten. Zudem bereitete die rechtliche Stellung der jüdischen Bevölkerung ernste Sorgen und

gab im Auslande zu heftigen Angriffen auf Rumänien Veranlassung. Dazu kamen noch sonstige Schwierigkeiten durch die Aufstandsbewegung bulgarischer Banden, die von Rumänien aus in die Türkei einfielen, wobei absichtlich falsche Gerüchte verbreitet wurden des Inhalts, daß man von rumänischer Seite die Empörungsgelüste der Bulgaren begünstige und letztere indirekt sogar unterstütze, was wiederum das Mißtrauen verschiedener Großmächte gegen Rumänien zur Folge hatte. An den schlimmsten Verdächtigungen und Verleumdungen in der europäischen Presse war kein Mangel, wurde doch sogar mitgeteilt, es seien tausende preußischer Arbeiter nach Rumänien gezogen unter dem Vorgeben, bei den Eisenbahnbauten beschäftigt zu werden, während sie in die rumänische Armee eingereiht worden seien, die auch bereits unter den Offizieren zahllose preußische Militärs aufweise. Der Staat konnte es eben keinem recht tun! Jede, auch die kleinste Aufmerksamkeit, die man Rußland erwies, wurde von Frankreich aus mit scheelen Augen betrachtet, und umgekehrt; beide Länder wiederum argwöhnten stets deutsche Beeinflussungen. An Kabalen aller Art fehlte es nie, das ganze politische Geschick des Fürsten Karl gehörte dazu, all diese Verstimmungen aufzuklären und möglichst schnell zu beseitigen.

In Preußen dagegen brachte man den ernsten Bestrebungen des Fürsten volles Verständnis entgegen und zögerte nicht, seitens der königlichen Familie sowohl wie der Regierung, dem Fürsten und seinem Lande offene Sympathien zu bezeugen. Das zeigte sich bei der warmen Aufnahme, welche die von dem Fürsten zur Vermählung seiner Schwester Marie mit dem Grafen von Flandern — am 13. April 1867 — gesandte rumänische Deputation in Berlin gefunden. König Wilhelm bemerkte, wie glücklich er sei, seinen Vetter, den Fürsten Karl, bei dieser Feierlichkeit vertreten zu sehen und dankte herzlich für die Gefühle, die seine

Abgesandten ihm in seinem Namen ausgesprochen. „Der Fürst hat eine schwere Aufgabe zu erfüllen," hob der König hervor, „aber ich bin sicher, daß er seine große Mission mit der patriotischen Unterstützung der Rumänen durchführen wird." Und in einem Briefe an seinen Sohn schrieb Fürst Karl Anton: „Bismarck ist voller Interesse und seine Bemerkung ist vollkommen richtig, daß Rumänien das süd-östliche Belgien Europas sei. Wie Belgien dürfe Rumänien keine auswärtige Politik treiben, sondern müsse mit den Nachbarn auf möglichst gutem Fuße leben; dann werde es schon von selbst an den Früchten seinen Teil haben, die vom europäischen Himmel seinerzeit herabfallen werden, nur dürfe es nicht selber pflücken wollen, zumal noch unreife."

Wie hier in Gesprächen, so drückte Graf Bismarck auch in verschiedenen Briefen an den Fürsten Karl seine verständnisvolle Zuneigung für diesen und dessen schwierige Aufgabe aus. So in einem Schreiben vom 27. Februar 1867: „Es wird mir stets eine angenehme Pflicht und das Ergebnis meiner persönlichen Anhänglichkeit sein, wenn ich Ew. Hoheit Interessen in meiner hiesigen Sphäre zu dienen vermag. Ich bin bemüht gewesen, diese meine Ergebenheit in den jüngsten Phasen der Politik zu betätigen, indem ich in London und Paris die Ueberzeugung vertreten habe, daß die Gerüchte über friedenstörende Unternehmungen auf Ew. Hoheit Gebieten böswillige Erfindungen wären. Der Ursprung dieser Bewegung scheint bei einem belgischen Konsul zu suchen zu sein, über den wir in Brüssel Beschwerde geführt haben. Daneben ist nicht zu verkennen, daß in Paris diese Gerüchte benutzt wurden, um Ew. Hoheit fühlbar zu machen, daß eine Anlehnung an Rußland den französischen Interessen nicht entspreche. Es ändert dieses nichts an der Tatsache, daß eine jede stabile Regierung Rumäniens der freundlichen Beziehungen zu Rußland ebenso und, nach der geographi-

schen Lage, in höherem Maße bedarf, als der zu den anderen europäischen Mächten."

Dem Fürsten Karl Anton schilderte Konsul Bamberg, der in persönlich-vertrautem Verhältnis zum Fürsten stand, die gelegentlich eines Bukarester Besuches im Frühling 1868 empfangenen Eindrücke: „Der Fürst hat sich sein Archiv selbst angelegt. Er weiß bei jeder Wendung des Gesprächs, wo ein Brief oder ein Aktenstück sich befindet, das darauf Bezug hat. — Der Fürst gehört zu jenen kerngesunden und tüchtigen Naturen, die in der harten Schule des Lebens sich täglich selbst erziehen. — Er hat ganz bestimmte Ueberzeugungen und Ideen; er geht mit großer Geschwindigkeit auf die ein, die man ihm entgegenstellt; aber er hat eine seltene Begabung, in feinster Weise abzuwehren und wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückzukommen. Ist diese Geistesbeschaffenheit nicht ohne Gefahr, so bildet sie doch die erste und unerläßliche Bedingung zu einer selbständigen Regentenindividualität. — Wenn ich mir hier Zustände und Menschen ansehe, diese zerfahrenen Arbeitskräfte bei feurigen und aus Trägheit doch wieder kalten Naturen, und diesen gegenüber die große Ruhe und Geduld eines Fürsten, der in die Zukunft des von der Natur gesegneten Landes die größte Hoffnung setzt, so kann ich die innere Kraft, die hierzu gehört, nur aufrichtig bewundern."

Ja, Fürst Karl hatte, wie es in dem Briefe mit Recht heißt, „eine harte Schule des Lebens" durchzumachen, denn allein, ohne fördersame Stütze, mußte er den schwierigen Weg durchmessen, den er aus eigenstem Entschluß betreten. Von seiner damaligen Gemütsstimmung klingt es gelegentlich in den Briefen an den teuern Vater durch, dem er im Februar 1868 schrieb: „Nach dem sorgenvollen Winter, den ich verbracht habe, ist es mir ein wirkliches Bedürfnis, zum Frühjahr einen der Meinigen oder einen guten alten

Freund bei mir zu haben, denn trotz der anhaltenden Arbeit und der fortwährenden geistigen Anstrengung wirkt die Einsamkeit auf mein Gemüt. Ich habe niemanden, mit dem ich mich aussprechen, der mich zerstreuen könnte. — Der Winter ist Gott sei Dank zu Ende, ich möchte keinen zweiten so erleben. Es gab Momente, in denen ich furchtbar melancholisch gestimmt war, so daß ich mich zu jeder ernstern Arbeit unfähig fühlte. Freilich gab es noch öfter Augenblicke, wo mir die Zeit zu schnell verging für die viele Beschäftigung, die ich hatte."

Im weiteren Verlaufe dieses sowie des folgenden Jahres trat erfreulicherweise eine erhebliche Verbesserung der inneren Lage ein, auch wohl dank den vorzüglichen letzten Ernten, wodurch die Steuern leichter bezahlt und die großen Rückstände beglichen werden konnten. Die Finanzkraft hob sich, so daß man die Ausgaben monatlich regelmäßig zu bestreiten und größere Summen dem Reservefonds zuzuwenden vermochte. Auch in den einzelnen Verwaltungszweigen spürte man den Hauch einer neuen Zeit; es wurde regelmäßiger und rascher gearbeitet, und wenn es auch nicht an gelegentlichen Unordnungen und Unterschleifen fehlte, so kamen doch nicht mehr jene grellen Mißstände vor, wie früher; die Ausfuhr war um das dreifache gestiegen, und mit Rußland und Oesterreich wurden wichtige Postverträge vereinbart, ferner das einheimische Postwesen besser geregelt.

Der Schluß des Jahres 1868 hatte ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Fürsten D. Ghika gebracht, dem Fürst Karl sein volles Vertrauen äußerte, die Hoffnung anknüpfend, daß es ihm gelingen möge, alle Spaltungen zu beseitigen und alle Söhne des Vaterlandes zu dessen Heil um den Thron zu scharen. Durch diesen Ministerwechsel verbesserten sich anfangs des Jahres 1869 Rumäniens Beziehungen zum Auslande bedeutend. Man vermied alle Verstimmungen, besonders

Fürst Karl in großer Uniform, im Hintergrund das Kloster von Cotroceni. (1869).

mit der Pforte, und die Mitte April stattgefundenen Wahlen ergaben für die Regierung ein gutes Ergebnis, denn unter 150 Deputierten wurden nur 10 Oppositionelle gewählt.

So konnte Fürst Karl daran denken, im Sommer 1869 einen längst gehegten Lieblingswunsch zur Ausführung zu bringen und die teuren Eltern und Geschwister in Deutschland zu besuchen, nach denen er sich auf das innigste sehnte, wie es in manchem zur Heimat geflatterten Schreiben zu lebhaftem Ausdruck gelangt war. Und auch der Wunsch nach einer Lebensgefährtin, die mit ihm die guten und bösen Tage teilen würde, kam öfter zum Durchbruch. Immer wieder erging von der deutschen Heimat aus der drängendste Ruf der Seinen, sich Ruhe zu gönnen und nach Deutschland zu kommen; im gleichen Sinne schrieb auch der preußische Kronprinz mehrfach an den Fürsten, bemerkend, daß er, wenn er einige Wochen heimatliche Luft geatmet, gestärkt und neu belebt nach Rumänien zurückkehren und dann mit frischer Kraft sein Tagewerk übernehmen könnte. Auch der Brautschau gedachte er, die der Fürst persönlich halten müßte, weil ein dritter das doch nur unvollkommenerweise auszuführen vermöchte.

Die Ueberanstrengungen und der mehrfache Aufenthalt in ungesunden Distrikten hatten dem Fürsten einen schweren Anfall von Malaria zugezogen, so daß seine sonst eiserne Gesundheit mehr geschwächt wurde, als er sich selbst eingestehen wollte. Das ewige Schwanken der inneren und äußeren Verhältnisse aber verhinderte bisher stets eine Auslandsreise; jetzt, wo ein sichtbarer Umschwung zum Bessern eingetreten, konnte er an diese lang ersehnte Fahrt nach der Heimat denken. Zuvor aber — nachdem er sich nach dem Truppenlager von Furceni begeben und einige Ausflüge in die Gebirgsgegenden der Moldau unter-

nommen — stattete er im Verlauf der zweiten Hälfte des August in Livadia einen Besuch dem russischen Kaiser Alexander II. ab.

Die Reise ging zunächst die Donau hinunter bis Sulina, von dort nach Odessa, wo eine kurze Rast gemacht wurde, die der Fürst, zu früher Morgenstunde eintreffend, sogleich benutzte, um ein russisches Lager zu besichtigen. Am Abend schiffte er sich auf der ihm von Livadia entgegengesandten kaiserlichen Yacht „Kasbek" ein, fuhr auf ihr nach Sebastopol, das noch völlig den Eindruck machte, als wäre das Kriegsunglück erst vor kurzem hereingebrochen. Begleitet von hohen Offizieren, umritt der Fürst den Hauptteil der Festung, vor der noch genau die Angriffsarbeiten und Parallelen zu erkennen waren, und das Gelände noch mit Bombensplittern wie bedeckt erschien, während das einstige Lager der Engländer tausende von Porterflaschen andeuteten. Von Sebastopol begab sich der Fürst in seinem eigenen Reisewagen nach Livadia, in dem zwei Stunden entfernten Oreander von den Abgesandten des Kaisers, den Herren des ihm beigegebenen Ehrendienstes, begrüßt. Der Empfang seitens des Kaisers war sehr herzlich; der Herrscher erwähnte, in richtiger Erkenntnis der politischen Strömungen, gleich zu Anfang der Unterhaltung: „Es genügte, daß Sie diesen Akt der Höflichkeit ausführten, ganz Europa gegen uns zu haben." Aus dem ferneren Gespräch konnte Fürst Karl entnehmen, daß sich der Kaiser für Rumänien interessierte, er ging auch des näheren auf einzelne Verhältnisse im Lande und die schwere Aufgabe des Fürsten ein. Ebenso liebenswürdig war der sich anschließende Empfang seitens der Kaiserin, die, eine Cousine der Mutter des Fürsten, letzteren auf das verwandtschaftlichste begrüßte. Drei Tage verblieb Fürst Karl in Livadia, auf das angenehmste berührt von vielen Aufmerksamkeiten des Kaiserpaares und der nächsten Umgebung desselben, so daß sich der Fürst

die befriedigendsten politischen Ergebnisse von dieser Reise versprechen konnte.

Zurückgekehrt in sein Land, wohnte Fürst Karl den Manövern bei und rüstete sich dann zur Fahrt nach Deutschland, nachdem er zuvor eine Amnestie für alle politischen und Preßvergehen erlassen hatte. Er konnte bei dieser Reise sein Wort erfüllen, daß er das Land nicht eher verlassen würde, als bis es auf einer rumänischen Eisenbahn geschehen könne. Unter dem Jubel der Bevölkerung bestieg er am 7. September in Bukarest den Zug, der ihn in zweieinhalb Stunden nach Giurgiu brachte, von wo die Weiterfahrt auf seiner Yacht „Stephan der Große" erfolgte.

NEUNTER ABSCHNITT.

Brautfahrt und Vermählung.

Die Reise nach der Heimat. — In Wien und München. — Auf der Weinburg und in Baden-Baden. — Die spanische Thronfrage. — Der Aufenthalt in Paris. — Begegnungen mit Kaiser Napoleon. — In Cöln. — Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth zu Wied. — Die Prinzessin, ihre Erziehung und ihr Charakter. — Vermählung. — Das junge Paar. — Fahrt nach Rumänien. — Eintreffen in Bukarest.

Nach mehr denn drei schweren Jahren war für den Fürsten Karl der Kurs zur Heimat gerichtet, und mit freudigsten Erwartungen trat er die Reise an, die ihn von Giurgiu die Donau aufwärts nach Basiasch führte, das er am Nachmittag des 9. September erreichte. Hier verließ er seine Yacht „Stephan der Große", die als erstes rumänisches Schiff die Strömungen des Eisernen Tores passiert. Trotzdem der Fürst inkognito reiste, ward er am Ufer auf das wärmste von den Vertretern der österreichischen Regierung und der Bevölkerung sowie auch von Abgesandten des Fürsten Milan von Serbien empfangen. In dem Jubel und Trubel gedachte er jener Maitage des Jahres 1866, in denen er hier unter den unbestimmtesten und peinigendsten Verhältnissen unerkannt geweilt, einer ungewissen und gefahrvollen Zukunft entgegengehend.

Und gleiche Empfindungen mochte er hegen bei seiner am Abend des 10. September erfolgenden Ankunft in Wien, das er bei seinem letzten Besuche aufs flüchtigste durcheilt, stets der Gefahr ausgesetzt, angehalten und verhaftet zu werden. Auf dem Bahnhofe hatten sich zahllose Rumänen und der italienische Gesandte, Graf Pepoli, eingefunden, und auch hier fehlte es nicht an herzlichen Sympathiebezeugungen. Vor seinem von zahlreichen Neugierigen umlagerten Hotel

standen Ehrenposten, und dort fanden sich alsbald Major Graf Uexküll, Adjutant des Kaisers, der dem Fürsten für die Dauer seines Wiener Aufenthaltes zuerteilt

Fürst Karl (1869).

worden war, und der preußische Gesandte, Freiherr von Werther, ein. Am nächsten Tage wurde Fürst Karl, begleitet von seinen Ministern Manu und Bocresku sowie seinem Gefolge, von Kaiser Franz Joseph, der seine Abreise nach Ischl zwei Tage verschoben, um den Fürsten zu begrüßen, auf das liebens-

würdigste empfangen. Bei dieser Gelegenheit konnte der Fürst mancherlei falsche Nachrichten, die über Rumänien in Oesterreich verbreitet gewesen und auch an offizieller Stelle Glauben gefunden hatten, zerstreuen und die Versicherung geben, daß er stets bestrebt sein würde, mit dem mächtigen Nachbarreiche die besten Beziehungen zu unterhalten. Eine Stunde darauf erwiderte der Kaiser den Besuch des Fürsten in dessen Hotel; der Herrscher hatte in Rücksicht auf die nahe Verwandtschaft des Fürsten Karl zum preußischen Königshause das Band des Schwarzen Adlerordens angelegt, zum ersten Male seit 1866.

Auch mit dem Reichskanzler und Ministerpräsidenten Grafen Beust hatte der Fürst am gleichen Tage eine Zusammenkunft. Fürst Karl wußte, daß Graf Beust, dessen wandelbarer und unzuverlässiger Charakter ihm wohlbekannt war, mit ungünstigen Blicken des Fürsten Bestrebungen, die rumänische Armee in möglichst kurzer Zeit zu vermehren und schlagkräftig zu machen, verfolgte und daraufhin zu den Delegationen geäußert hatte, ‚daß ganz Rumänien ein wahres Waffenarsenal würde'. Als nun in jener Besprechung Graf Beust den Fürsten über Rumänien befragte, berichtete ihm letzterer verschiedenes über das rumänische Heer und setzte hinzu: „Wir haben einige Arsenale . . . . aber sie sind gegenwärtig leer!" Der Kanzler, der den Hieb gemerkt, biß sich auf die Lippen und schwieg.

Am Nachmittag fand zu Ehren des Fürsten in der Burg ein großes Diner statt, zu welchem auch der preußische und italienische Gesandte Einladungen erhalten hatten. Fürst Karl saß rechts vom Kaiser, der sich mit ihm nach Tisch unter vier Augen auf das freundschaftlichste unterhielt und sich herzlichst von ihm verabschiedete, da seine Abreise zu seiner Gemahlin nach Ischl auf den gleichen Abend angesetzt war.

Der Wiener Besuch des Fürsten und sein wiederholtes Zusammensein mit dem Kaiser sowie seine mehrfachen Besprechungen hatten großes Aufsehen erregt und auch ein verschiedenartiges Echo in der Wiener Presse gefunden. Die einen Zeitungen meinten, daß der Fürst für sein souveränes Auftreten sich gewiß in Konstantinopel verantworten werden müsse, die anderen berichteten, trotzdem sie aus ihrer Abneigung gegen das selbständige Rumänien kein Hehl machten, von dem günstigen persönlichen Eindruck des Fürsten, dessen Aeußeres und Wesen überall gefallen und der sich so ungezwungen über rumänische und sonstige politische Fragen geäußert; sie hoben anerkennend hervor, daß man in ihm „weder einen Stürmer, noch einen für schöne Pferde empfänglichen Vasallen des Sultans zu erkennen vermocht."

Am Morgen des 14. September verließ Fürst Karl Wien und reiste über Salzburg nach München, wo er gleichfalls verschiedene wichtige Konferenzen, u. a. mit dem bayerischen Ministerpräsidenten, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, hatte. Da König Ludwig II. nicht in München weilte, veranstaltete auf seine Veranlassung sein Oheim, Prinz Adalbert, zu Ehren des Fürsten ein Diner in Nymphenburg, das sehr angeregt verlief.

Von München begab sich Fürst Karl nach Lindau und von dort nach Rheineck, wo ihn die geliebten Eltern und Geschwister aufs innigste willkommen hießen und nach der nahen Weinburg geleiteten, mit der ja für ihn soviele freundliche Erinnerungen aus seiner frohsinnigen Jugendzeit verknüpft waren und wo er auch diesmal im engsten Familienkreise die glücklichsten und zufriedensten Tage verlebte.

Aber auch in dieses lauschige Idyll drang mit Unruhe und Aufregung die Politik. Denn am 17. September stellte sich auf dem von den blauen Fluten des

Bodensees bespülten Schlosse der Abgesandte der spanischen Cortes, Don Eusebio di Salazar y Mazaredo, ein, dessen Besuch zwei Tage vorher der preußische Gesandte in München, Freiherr von Werthern, persönlich angekündigt hatte, gleichzeitig den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern bittend, den Spanier zu empfangen. Wie es scheint, handelte hierbei Freiherr von Werthern im Auftrage Bismarcks, obwohl dieser in seinen Erinnerungen nichts davon erwähnt. Zum näheren Verständnis der noch immer nicht ganz aufgeklärten Frage, von wem zuerst die Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern aufgeworfen wurde, mag betont werden, daß sein Name bereits im Herbst 1868 mit der Neubesetzung des spanischen Thrones in Verbindung gebracht worden war. So hatte unter dem 9. Dezember jenes Jahres Fürst Karl Anton seinem Sohne, dem Fürsten Karl, geschrieben: „Die spanische Thronkandidatur spukt bis jetzt nur in den Zeitungen; wir wissen kein Sterbenswörtchen davon, auch würde ich, wenn dieser Gedanke näher an uns herantreten sollte, niemals zur Annahme dieser zweifelhaften, in reinem Flittergold schimmernden Stellung raten können. Außerdem würde Frankreich wegen unserer Beziehungen zu Preußen niemals die Festsetzung der Hohenzollern jenseits der Pyrenäen gestatten können. Ist es ja schon von Eifersucht angeschwollen, daß ein Mitglied der Hohenzollern die untere Donau beherrscht!“

Wenn nun, bei dieser sehr richtigen Auffassung der politischen Lage, sich Fürst Karl Anton von Hohenzollern entschloß, den spanischen Abgesandten zu empfangen, so mußten wohl ganz besondere Beweggründe dafür vorhanden sein. Denn es war dem Fürsten nicht unbekannt, daß Kaiser Napoleon die Kandidatur des Prinzen von Asturien, die Kaiserin Eugenie dagegen jene des Don Carlos, und der spanische Botschafter in Paris, Olozaga, die des Herzogs von Genua

betrieb, wie auch der Fürst weiter wußte, daß ohne die Einwilligung Frankreichs jegliche Kandidatur keine günstige Aussicht zur Verwirklichung hätte.

Die Begegnung des Fürsten Karl Anton mit Salazar fand am Vormittag des 19. September auf der Rheinpromenade statt. Fürst Karl befand sich in der Begleitung seines Vaters; er erzählte von diesem so folgenschweren Zusammentreffen mehrere Jahrzehnte später dem politischen Redakteur des „Figaro“: „Im September 1869 befand ich mich mit meinen Eltern auf der Weinburg, als der spanische Sondergesandte Salazar eintraf, um meinem Bruder die spanische Königskrone anzubieten. Bismarck wünschte dringend, daß mein Bruder den Spanier empfangen sollte. Infolgedessen erklärte sich mein Vater einverstanden, aber ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß das Abenteuer uns nicht sehr reizte. Mein Vater wünschte, daß ich bei der Unterredung zugegen sein sollte. Wir gingen mit Salazar am Rheinufer spazieren; er wandte sich plötzlich an mich und fragte, ob ich nicht die Krone annehmen möchte. „Schönsten Dank,“ erwiderte ich, „Rumänien genügt mir!“ Mein Bruder hatte gleichfalls keine Lust, König dieses schwer zu regierenden Landes zu werden: er war überzeugt, daß es sich nur um ein Eintagskönigtum handeln könnte. Seine Abneigung wurde von uns allen geteilt. Mein Vater stellte sehr genaue Bedingungen, und der Spanier reiste ab. Einige Zeit darauf ereignete sich infolge eines Irrtums bei der Uebertragung einer Depesche etwas Merkwürdiges. In einem französisch abgefaßten Telegramm aus Madrid, in welchem es hieß: „Die Cortes billigen (approuvent) die Kandidatur“ war das Wort „approuvent“ in „ajournent“ (vertagen) verwandelt worden. Mein Bruder erklärte darauf, daß er von der ganzen Sache nichts mehr hören wolle und daß er sich freue, die unangenehme Geschichte losgeworden zu sein.“

Ja, Erbprinz Leopold hatte dem spanischen Abgesandten keinerlei zustimmende Antwort erteilt; er ließ die Sache in der Schwebe, indem er die Annahme der Krone davon abhängig machte, daß seine Wahl einstimmig erfolge, er keine Gegenkandidaten zu bekämpfen habe und in keine politischen Wirren verwickelt werde, die irgendwie Portugal, mit dessen Königshause er ja eng verwandt sei, benachteiligen könnten. Das war gerade kein sehr ermutigender Bescheid, mit dem Salazar nach Paris abreiste. Hier sei gleich angefügt, daß wenige Tage später Freiherr von Werthern sich nochmals beim Fürsten Karl Anton einfand und diesen bat, daß das Haus Hohenzollern die spanische Krone nicht so von der Hand weisen möchte.

Für den Fürsten Karl vergingen im Kreise der Seinen zwei erinnerungsvolle Wochen, die zu mannigfachen Ausflügen benutzt wurden und ihren Abschluß durch einen Besuch bei seiner Schwester Marie, der Gräfin von Flandern, in Brüssel fanden, wo sich der Bruder von dem innigen Eheglück seiner Schwester überzeugen konnte. Von Brüssel ging's nach Baden-Baden, um König Wilhelm und seine Gemahlin wiederzusehen. Der König hatte seinem Neffen die alte herzliche Freundschaft treu bewahrt, er schloß ihn in die Arme, ihn wiederholt küssend und sich eingehend nach all den bedeutungsvollen Ereignissen der letzten Jahre erkundigend, mit seinem weisen politischen und erfahrenen militärischen Rat nicht zurückhaltend. Auch die Königin und der anwesende Großherzog Friedrich von Baden, das glänzende Vorbild eines echten und rechten deutschen Fürsten, bewiesen dieselbe Teilnahme für alles, was den Fürsten und sein Land betraf.

Das war selbstverständlich auch beim Kronprinzen der Fall, der einen Tag später anlangte und jede freie Stunde zur vertraulichen Aussprache mit dem Vetter benutzte. Wie es schon aus manchem seiner Briefe an

den Fürsten nach Bukarest hervorgegangen, äußerte er auch mündlich die Hoffnung, daß sich der Freund bald die ihm würdige Lebensgefährtin gewinnen möchte. Er lenkte von neuem dessen Aufmerksamkeit auf die Prinzessin Elisabeth zu Wied, die er genau kenne, und deren Geist wie Herz, deren edles Streben und umfassendes Wissen, verbunden mit seltenem Liebreiz, er in hellen Farben rühmte. Er wolle, meinte er, gern eine Begegnung vermitteln, ohne daß die Prinzessin deren eigentlichen Zweck ahne, hinzusetzend, er werde dann erst beruhigt über des Freundes Schicksal sein, wenn dieser sich eine ihm völlig ebenbürtige Gattin erkoren, die ihren Beruf ebenso edel und hoch auffasse, wie Fürst Karl selbst. Letzterer, auf den die Schilderungen des Kronprinzen nicht ihre Wirkung verfehlt, gab willig seine Zustimmung zu dem Vorschlage und hoffte auf ein Zusammentreffen mit der Prinzessin nach seiner Rückkehr aus Paris, wohin er sich nach herzlicher Verabschiedung seitens der königlichen Familie und des Kronprinzen am 5. Oktober begab, dort am folgenden Tage anlangend.

Am Nachmittag bereits fand in St. Cloud die erste Begegnung mit dem Kaiser, dessen Gemahlin sich auf einer Orientreise befand, um der Eröffnung des Suez-Kanals beizuwohnen, statt. Napoleon begrüßte den Fürsten mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit, und in dem langen Gespräch wurden manche Mißverständnisse aufgeklärt, die u. a. auch mit der im Januar 1869 erfolgten Abberufung der französischen Militärmission, welche auf Veranlassung des Fürsten Kusa 1860 nach Rumänien gekommen war, zusammen hingen. Freilich nicht das Tauschgeschäft, das auf Kosten Rumäniens der Kaiser dem Kaiser Franz Joseph bei ihrer Zusammenkunft in Salzburg Anfangs September 1867 vorgeschlagen haben sollte, von dem man dem Fürsten inoffiziell Mitteilung gemacht. Dies Thema wurde wohl überhaupt nicht berührt, es hätte auch schlecht zu

den wiederholten Versicherungen des Kaisers, daß er dem Fürsten für seine Person und für Rumänien sein unverändertes und warmes Interesse bewahrt habe, gepaßt. Der Kaiser riet dem Fürsten, sich stets an die westlichen Mächte anzulehnen und Rußland, das im Orient immer selbstsüchtige Zwecke verfolgt, zu mißtrauen. Der Fürst bemerkte, daß in ganz Rumänien die wärmsten Sympathien für Frankreich beständen und man nie vergessen würde, was man dem Kaiser und seiner Regierung an vielfachen politischen Unterstützungen verdanke. Der Kaiser erkundigte sich eingehend nach den Eltern und Geschwistern des Fürsten, auch nach König Wilhelm; er schien es gern zu hören, daß derselbe unverändert frisch und tatkräftig sei und erwähnte, welch' ausgezeichneten Eindruck der König in Paris gelegentlich seines 1867 stattgefundenen Besuches hinterlassen, dazu bemerkend, daß er selbst sich noch immer angegriffen fühle.

Am nächsten Tage erwiderte der Kaiser den Besuch im Hotel des Fürsten, über eine halbe Stunde verbleibend und sehr gesprächig; aber auch hier fiel dem Fürsten das leidende Wesen des Kaisers auf, und die gleiche Empfindung hatte er bei dem zu Ehren des Fürsten am 11. Oktober in St. Cloud gegebenen Frühstück. So herzlich und unterhaltend der Kaiser auch bei der Tafel war, dem der kaiserliche Prinz und mehrere Minister beiwohnten, so konnte sich doch auch hier Fürst Karl, der rechts vom Kaiser saß, nicht des Gefühls erwehren, daß neben der Kränklichkeit des Kaisers auch noch ein anderer Druck auf ihm lastete. Dagegen machte der vierzehnjährige kaiserliche Prinz auf den Fürsten einen sehr frischen und aufgeweckten Eindruck; der Kaiser beschäftigte sich viel mit dem schönen, bescheidenen und gewinnenden Knaben, der sich für alles Militärische sehr interessierte und den Fürsten wißbegierig nach mancherlei der rumänischen Armee befragte.

Nach dem Frühstück überreichte der Kaiser dem Fürsten Karl das Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion und begab sich mit ihm auf die das Schloß umgebende Terrasse, sich über eine Stunde eingehend unterhaltend. Der Kaiser konnte sich nur schwerfällig fortbewegen, blieb häufig stehen und stützte sich auf seinen Stock. „Sie leiden wohl sehr?“ erkundigte sich besorgt sein Besucher, und der Kaiser antwortete seufzend: „Diese Krankheit wirft mich zu Boden.“ Er sprach offen über allgemeine Politik und trug dem Fürsten auf, König Wilhelm zu sagen, wie friedlich seine Gesinnung sei und wie er den aufrichtigen Wunsch habe, die besten Beziehungen zu Preußen zu unterhalten, dessen Armee 1866 so Hervorragendes geleistet. Daran anknüpfend gedachte Napoleon der Schwierigkeiten, die Völker lateinischer Rasse zu regieren; er, der Kaiser, wüßte, daß die Aufgabe des Fürsten Karl keine leichte wäre, aber er zweifle nicht daran, daß der Fürst mit seiner Willenskraft und Aufopferung die einmal übernommenen Pflichten auch erfüllen würde, zumal man annehmen könne, daß die Ruhe im Orient auf geraume Zeit hinaus keine Störungen erfahren würde. Als der Fürst dem Kaiser von seiner geplanten Reise nach Köln und deren Zweck, sich zu verloben, Mitteilung machte, zeigte sich der Kaiser ganz damit einverstanden und bemerkte: „Die deutschen Prinzessinnen sind alle so gut erzogen!“ Da der Kaiser am nächsten Tage sich nach Compiègne begeben wollte, verabschiedete sich der Fürst von ihm, was von beiden Seiten sehr herzlich geschah.

In Paris hatte Fürst Karl eine Depesche des Kronprinzen erhalten, in der dieser ihm mitteilte, daß die Fürstin zu Wied mit ihrer Tochter am 12. Oktober zu einem Konzert nach Köln fahren würde, und sich daher dort leicht und unauffällig eine Begegnung ermöglichen ließe. Froher Erwartungen voll reiste der Fürst die Nacht durch nach Köln, hier Herrn von Werner vor-

findend, seinen treuen Begleiter auf der Ausfahrt nach Rumänien, den er telegraphisch aus Düsseldorf nach der Rheinstadt berufen, damit er auch an diesem bedeutsamen Tage und Ereignisse als Freund bei ihm weile. Herr von Werner, der den Fürsten auf dem Bahnhofe empfing, teilte ihm mit, daß er zufällig der Fürstin zu Wied auf der Straße begegnet sei, welche mit ihrer Tochter am Abend einem Konzert der Frau Clara Schumann, die dem Wiedschen Fürstenhause nahestand, beiwohnen wollte.

Der Fürst stieg mit seiner Begleitung in demselben Hotel ab, in welchem auch die Fürstin zu Wied wohnte, und gedachte ihr, die er noch nicht kannte, seine Aufwartung zu machen, da er schon vor Jahren mit der Prinzessin Elisabeth am preußischen Königshofe zusammen gewesen. Die Damen waren jedoch nach der Flora gefahren, wohin sich nun auch der Fürst begab, dort durch Herrn von Werner sich vorstellen lassend. Prinzessin Elisabeth erinnerte sich sofort, daß sie mehrfach mit ihm früher am Berliner Hofe und im Berliner Heim seiner Eltern zusammengetroffen, und stellte in ihrer lebhaft-zwanglosen und angeregten Weise zahllose Fragen an ihn über sein fernes Land und über das fremdartige Volk. Der frische Liebreiz der Prinzessin, ihr ungekünsteltes und herzliches Sichgeben, ihre liebenswürdig-verständige Weise zu plaudern, die ganze warme Anmut, die bezwingend von ihr ausging, nahmen den Fürsten sogleich gefangen; noch ehe die längere Promenade, die sie durch den Park gemacht, zu Ende ging, war er fest entschlossen, Prinzessin Elisabeth für immer zu gewinnen und, falls sie einwilligte, als seine teure und treue Lebensgefährtin in sein Land zu führen. Das teilte er auf der Rückfahrt nach dem Hotel seinen Begleitern mit, die ihm rieten, sich doch noch einige Bedenkzeit zu gönnen, aber er wies das von der Hand —, der Eindruck war ein zu starker und sein Herz sprach pochend mit. Langes Zögern war

zudem nie seine Sache gewesen, und am wenigsten in diesem Falle, in welchem er mit klarem Empfinden das Glück vor sich sah. Auch auf die Prinzessin mußte der Eindruck des Fürsten ein starker gewesen sein,

Fürst Karl und Prinzessin Elisabeth als Verlobte (1869).

denn sie äußerte nach der Verabschiedung zu ihrer Mutter: „Das ist aber ein reizender Mensch, der Fürst von Rumänien! Mit dem läßt sich's sprechen!"

Im Hotel ließ der Fürst durch Herrn von Werner bei der Fürstin anfragen, ob sie ihn allein empfangen wolle, bei diesem alsbald stattfindenden Zusammentreffen unter vier Augen um die Hand der Prinzessin an-

haltend. Die Fürstin zeigte sich von dieser Eile bestürzt, aber sie bemerkte, daß sie mit ihrer Tochter sprechen wolle, ihr überließe sie die Entscheidung. Von dieser Werbung erzählte später Königin Elisabeth, die mit ihrer Mutter in das Konzert von Frau Clara Schumann fahren wollte, selbst: „Während meiner Toilette ließ sich auf einmal der Fürst von Rumänien melden und blieb und blieb und blieb! Und ich war so ungeduldig, hatte sogar die Handschuhe schon zugeknöpft, da endlich war er fort. Ich stürmte hinein: ‚Aber Mama!' Aber Mama, wollte ich sagen, Du bist ja noch garnicht angezogen! Ein sonderbarer Ausdruck in meiner Mutter Gesicht ließ das Wort auf meinen Lippen ersterben. Sie begann mit mir auf und ab zu wandeln und sagte: „Der Fürst von Rumänien ist eben hier gewesen und er hat um Deine Hand angehalten!" Ich machte ein seltsames Gesicht, daß meine Mutter schon auf das gewohnte „Nein", das ich jedem Freier entgegensetzte, gefaßt war, und ich sagte weiter nichts als: „Schon?" — Ich dachte: Mich kennt er ja gar nicht, also will er nur eine Frau, die ihm helfen kann, er hat von der guten Erziehung gehört, er weiß nichts weiter von mir, lieb hat er mich natürlich kein bißchen. Und was durchs Gehirn jagt und tobt in solch einem Augenblick. Aber da erzählte mir meine Mutter, was er gesagt, und wie er eine Gefährtin suche, die seine schwere Aufgabe mit ihm teilen könne, die ebenso gern arbeite als er, die die Hälfte der Lasten auf ihre Schultern nehmen wolle etc. So daß ich nach einer Viertelstunde sagte: „Laß ihn kommen, er ist der Rechte!" Meine Mutter schrieb zwei Worte an Frau Schumann, sie möge nicht mehr auf uns rechnen, denn ich hätte mich soeben verlobt! Ja, da war er hereingekommen, und ich wurde gerufen, einen Augenblick hielt ich mich am Türpfosten fest, um nicht hinzufallen, dann ging ich auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er küßte. Ich streifte seine Haarspitzen mit meinen

Lippen und soll gesagt haben: „Es macht mich sehr stolz und sehr demütig zugleich." Davon weiß ich natürlich nichts mehr, aber meine Mutter hatte es in ihrem Herzen bewahrt und ließ es auf mein Bild gravieren für ihn."

Nur anderthalb Stunden, die ihm gar zu schnell verflogen, konnte Fürst Karl mit seiner holden Braut zusammen sein in herzlicher Aussprache, dann mußte er Abschied nehmen, da er den Nachtzug nach Paris benutzen wollte, wo noch dringende Angelegenheiten zu erledigen waren. Während der Nacht schloß er kein Auge, sah er doch immer, wie es in seinen Denkwürdigkeiten vermerkt ist, die liebliche Prinzeß vor sich, wie sie in ihrer blauen Konzerttoilette in das Zimmer trat, in dem er ihrer harrte.

In ihr Tagebuch aber, das Prinzessin Elisabeth seit ihrer frühen Jugend geführt und in welches sie auch die verborgensten Empfindungen und Gedanken eingetragen, die sie bewegten, schrieb sie ein Gedicht „Der Opal" auf ein kleines Opalkreuz, das der Verlobte ihr zum Abschied geschenkt:

„Wie meines Liebsten Herz so rein,
So rein bist Du,
Ich drück' Dich fest an's Herze mein,
Voll Fried' und Ruh'.
Ich halt' Dich still in meiner Hand,
Du klarer Stein,
In Deine Tiefen unverwandt
Schau ich hinein.
Dich halt' ich dreist in's Sonnenlicht,
Ob's Dich verzehrt?
Dein Farbenspiel erbleichet nicht:
Du bist bewährt!"

Wie im wirklichen Leben Fürst Karl stets mit treffendem Blick das Richtige erkannt hatte, so hier auch sein Herz, denn es mochte nur wenige Menschenkinder geben, die derart füreinander geschaffen waren, trotz mancher Verschiedenheiten des Charakters, wie Prin-

zessin Elisabeth und ihr Verlobter. Gleich ihm war sie abhold jeder Ueberhebung und jedem falschen Schein, gleich ihm war sie erfüllt von dem Drang nach befriedigender Tätigkeit, nach einem Ziel, das rastloser Arbeit würdig war, und auch sie sah, wie er, das Leben nicht als eine Spielerei an, sondern als das Feld für große, von der Vorsehung gestellte Aufgaben. Beide begegneten sich in der tiefen Zuneigung zur Natur und Kunst, in dem warmen Interesse für alle wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen.

Dies war schon von früh an im Wesen der Prinzessin hervorgetreten, die, am 29. Dezember 1843 als das erste Kind des Fürsten Hermann und der Fürstin Marie zu Wied — die Wieds waren ursprünglich Dynasten des Lahngaues, von ihnen berichten Urkunden aus dem Jahre 1226 — in Neuwied geboren, trotz ihres lebhaft rheinischen Wesens zu sinnenden Träumereien neigte, sich schon in ihrer Kindheit in Gedichten, Märchen, Erzählungen und selbst Dramen versuchend. Unter dem hellen Glockengeläut hatte sie zur zwölften Mittagsstunde das Licht der Welt erblickt:

„Die Glocken klangen und schwangen
Den Mittag ein, wo der Christbaum stand.
So hab ich einst angefangen
Zu atmen, zu wandeln im Erdenland,"

sang sie später von ihrem Geburtstage. Reiche Gaben hatte ihr die Natur auf den Lebensweg mitgegeben, und ihre Eltern, beides geistig hochstehende, abgeklärte, echt deutsch empfindende Menschen, waren stets bemüht, der Tochter eine von allen überflüssigen Schlacken freie Erziehung zu geben. Den Winter verlebte die fürstliche Familie im Schlosse zu Neuwied, den Sommer in dem waldumgebenen Schlößchen Monrepos, und Wald und Heide, Friede und Einsamkeit flüsterten der regen Kindesseele des Prinzeßchens ihre trauten Geheimnisse zu. Die Fürstin — eine

geborene Prinzessin von Nassau — von liebenswürdiger Einfachheit des Wesens und schlichter Vorurteilslosigkeit, von tiefster Menschenfreundlichkeit und gründlicher Bildung, durchaus gläubig, ohne im orthodoxen Sinne fromm zu sein, war der Tochter eine ver-

Fürst Hermann zu Wied.

ständnisvolle Mutter und Freundin. Der Vater widmete sich mit Vorliebe den ernstesten philosophischen Problemen und veröffentlichte auch mehrere stark beachtete philosophische Werke, gleich seiner Gemahlin Gelehrte und Künstler gern um sich sehend und auf weiten Reisen neue Gesichtsblicke und Erfahrungen suchend.

Prinzessin Elisabeth war das älteste Kind; zwei Brüder folgten ihr, ein Jahr nach ihrer Geburt Prinz Wilhelm und sechs Jahre darauf Prinz Otto. Der letztere war von Geburt an leidend, sein Körper war gelähmt, desto erstaunlicher entwickelte sich der Geist

Fürstin Marie zu Wied.

des Knaben, der bemüht war, seine Krankheit mit unbeschreiblicher Geduld zu ertragen, immer besorgt, daß seine Eltern und Geschwister nicht darunter litten. Des kranken Kindes wegen siedelte das fürstliche Paar nach Bonn über, damit der Prinz sich unter ständiger ärztlicher Aufsicht befände, dort die an Wald und Wasser herrlich gelegene Villa ‚Vinea Domini' be-

wohnend. Auch die Fürstin war damals einem schweren Siechtum unterworfen, an einer Lähmung leidend, die fünf Jahre währte. Trotzdem aber wußte sie in ihrem künstlerisch ausgeschmückten Heim eine Reihe der hervorragendsten Männer, unter ihnen den greisen Ernst Moritz Arndt, Jacob Bernays, Clemens Perthes, zu vereinen und durch ihre Persönlichkeit den kleinen Zirkeln einen besonderen Reiz zu verleihen, eine Meisterin feinsinniger und anregender Unterhaltung. Obwohl sie meist an den Rollstuhl gefesselt war, dessen Leitung ihr Gemahl mit zärtlicher Behutsamkeit selbst übernahm, empfand sie lebhaft mit der Jugend und entzückte jeden, der des Vorzugs ihrer Bekanntschaft teilhaft wurde. Stets bestrebt, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, veranstaltete sie häufig Theatervorstellungen, an denen sich auch Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere preußische Kronprinz, der damals in Bonn studierte, beteiligte, und der hier schon Gelegenheit fand, die Prinzessin Elisabeth näher kennen zu lernen. Auch andere Fürstensöhne verkehrten mit Freuden in dem gastlichen Heim, so der Erbprinz Friedrich von Anhalt, der Erbprinz Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen, der Erbprinz Heinrich XIV. von Reuß j. L., sie alle jenen anregenden Stunden treues Gedenken bewahrend.

Von ihrer Jugend berichtete später die Königin: „Früh schon schrieb ich allerlei Sachen nieder, ohne zu ahnen, daß ich einst eine Dichterin sein würde. Ich schrieb alles heimlich und dachte, das tue jedermann, das sei gar keine Kunst, da es natürlich sei. Mein Sinn stand darauf, ein Künstler zu werden, Musiker oder Maler. Ich war nicht, was man ehrgeizig nennt, oder richtiger, mein Ehrgeiz ging nie nach äußerem Glanz, der ist mir immer hohl erschienen. Das ward mir auch schon in meiner frühen Jugend eingeprägt, denn ich und meine Geschwister, wir wurden von unse-

ren Eltern recht streng erzogen. Sie brachten uns bei, daß der Körper nebensächlich sei und keine Rolle zu spielen habe im Geistesleben, und sie gingen uns darin mit bewundernswertem Beispiel voran, indem sie ihre schwächlichen Körper mit eiserner Willenskraft meisterten und mit immer gleicher Energie arbeiteten, ob gesund oder krank, das war ganz einerlei. Die Arbeit mußte getan werden; wenn ich über ein Unbe-

Das Schloß in Neuwied.

hagen klagte, so wurde es nicht beachtet, meine Mutter sagte: ‚Das hat jedermann!‘ Es war eine harte Schule, aber in ihr lernte ich, auf den Körper nicht achtzugeben und ihn zu bezwingen. Wie oft bin ich später meiner Mutter dafür dankbar gewesen, kann man doch Kindern keinen größeren Dienst erweisen, als wie sie mir es getan. Denn man weiß ja nicht, ob die Kinder bestimmt sind, gesund oder leidend zu sein. Letzteres blieb mir nicht erspart. Aber ich hatte gelernt, das Leiden nicht zu beachten und meine Pflicht zu tun, ohne jemals meine Gesundheit als ein Hindernis in den Vordergrund zu schieben. Hatte man mir doch recht-

zeitig beigebracht, daß der Körper nicht zählt, daß er eine Nebensache ist und nicht die Beachtung verdient, die ihm die meisten Menschen widmen. Ich lernte früh, die Kraft nicht in den Muskeln zu suchen, sondern im eisernen Willen. Selbstüberwindung und Pflichttreue, das war von meinen Jugendtagen an eins meiner bedeutsamsten Leitmotive in meinem Leben. Die beiden großen Erziehungsprinzipien wußte mir meine Mutter recht praktisch beizubringen. Ich und meine

Prinzessin Elisabeth im Alter von 5 Jahren mit ihrem Bruder Wilhelm.

Geschwister waren bei der einfachsten Kost aufgewachsen und bei sehr angestrengter geistiger Tätigkeit. Im Sommer wie im Winter begannen unsere Unterrichtsstunden früh um sechs Uhr, aber das erste Frühstück erhielten wir erst drei Stunden später. Oft hatte ich vor Hunger direkte Schmerzen, aber meine Mutter hätte es als eine unerhörte und unverzeihliche Rücksichtslosigkeit gefunden, wenn wir nicht auf unseren kranken Vater mit dem Frühstück hätten warten können. Als wir zwölf Jahre alt wurden, fand unsere Mutter, daß wir nun wie Erwachsene behandelt werden müßten; bei Tisch wurden uns die Speisen, die

wir bis dahin in einfachster Zusammensetzung vorgelegt erhalten, angeboten. Aber unsere Mutter hatte uns gesagt: ‚Ihr wißt ja, was Euch am besten bekommt, und wofür Ihr zu danken habt,' d. h. was wir also nicht nehmen sollten. Das war doppelte Disziplin, immer an sich vorbeigehen zu lassen, wonach man Lust gehabt hätte. Entschlüpfte uns in diesen oder anderen Fällen eine Klage, so hieß es streng: ‚Das überwindet man!'"

In Bonn stellten sich für das Prinzeßchen bereits die ersten Beziehungen zu Rumänien her, denn in der Vinea Domini verkehrte auch, wie die Königin viele Jahre später in ihrem „Penatenwinkel" erzählte, „ein ganz junger Mensch aus fernem, unbekanntem Lande. Er sagte, seine Heimat sei an der Moldau, und seine Muttersprache sei rumänisch. Es war ein kleiner, schwarzer Mann, mit zwei noch dunkleren Brüdern, die Gymnasiasten waren. Der älteste hieß Demeter Sturdza, und der sprach mit demselben glühenden Patriotismus von seinem Lande, wie Ernst Moritz Arndt von Deutschland, nur, daß sein Land viel, viel unglücklicher war, und vielmals mehr unter allerlei Fremdherrschaft geschmachtet hatte, und zu gar keinem selbständigen Leben kommen konnte, auch in zwei Teile geteilt war, in die Moldau und Walachei". — Und des weiteren wird berichtet, daß Sturdza die heißeste Vaterlandsliebe in seinem Herzen nährte, „und die Hoffnung, sein Land in die Höhe zu bringen, und etwas aus demselben zu machen, von dem die damalige Welt noch keine Ahnung hatte. Ich hörte zu und hörte zu und grübelte". — Als eine Reihe von Jahren danach die junge Fürstin Elisabeth als Gemahlin des Fürsten Karl bei ihrer feierlichen Ankunft in Bukarest den Eisenbahnzug verließ, da begrüßte sie als erster Demeter Sturdza, der frühere Student von Bonn und spätere oftmalige Premier-Minister! — Der junge fremde Student hatte bei der jungen Prinzessin das Interesse für sein

fernes Heimatland erweckt; in den Erinnerungen heißt es: „Ich wurde auf das genaueste mit der englischen Geschichte vertraut gemacht, weil der alte Baron Stockmar wohl im Hintergrunde den Plan hatte, mich nach England zu bringen, so wie später die Großfürstin Helene mich gern in Rußland verankert hätte, aber der liebe Gott hatte anders über mich verfügt, und hatte ganz andere Arbeit für mich aufgehoben. Ich finde in meinen Notizen, als halbes Kind, die ersten Worte über

Prinz Otto zu Wied.

Rumänien, über die Erwählung des Fürsten Kusa und die Revolution. Natürlich hörte ich nicht auf, mich für Rumänien zu interessieren, weil ich ja Sturdza gekannt hatte, und eine der französischen Lehrerinnen, die meine Eltern stets für die französische Sprache kommen ließen, früher in der Moldau Erzieherin gewesen; die erzählte mir sehr viel davon."

Und auch der Bonner Zeit gedenkt liebevoll die königliche Dichterin: „Ich denke sehr gern an die Bonner Zeit zurück, sie war reich für Jung und Alt, für Kranke und Gesunde, sie enthielt sehr viel. Und ich habe so viele gekannt, die im späteren Leben eine politische Rolle gespielt haben, und die damals noch Stu-

denten waren. Die ‚Vinea Domini' ist auch diesen jungen Leuten im Gedächtnis geblieben, man war so jung und so harmlos und heiter, und dabei so geistig angeregt und wißbegierig und voller großer Ideen für die Zukunft, voller großer Pläne der Aufopferung für sein Land und für seine Ideen! Man war jung! Da wurde manch singende Rheinfahrt im Nachen unternommen, und durch manch tiefsinniges Gespräch der Liederreigen unterbrochen. Ich hörte andächtig zu und sog viele Gedanken ein für später. — Meine Mutter hatte ein Talent, Menschen sprechen zu machen, und ihre tiefsten Gedanken hervorzulocken. Sie war schön und krank und geistreich und heiter, und war dabei so furchtbar schwer geprüft. Das wußte man, obgleich sie nie davon sprach. Aber natürlich war ihre Reife sehr groß durch all das schwere Leid. Einmal hatte sich unser alter Arzt auf ihren Bettrand gesetzt und sie in die Arme genommen, weil sie so verzweifelt schluchzte, und sagte nur: „Weinen Sie, weinen Sie! Sie haben Grund zu weinen!" — Von dem allen sah man aber nichts, sondern nur ihr leuchtendes Lächeln, und vernahm den tiefen Klang ihrer Stimme, wie immer die Stimme Leidgeprüfter wird, tief und voll, aber sie war diejenige, die immer den Ton der Heiterkeit und der Lebensfreude anschlug. Es sollte niemand ihretthalben traurig sein, wenn sie auch die ganze Nacht in wahnsinnigen Schmerzen und den halben Tag in Krämpfen gelegen hatte. Nichts sah man von dem allen." —

Man kann sich denken, welch gewichtigen Einfluß diese Eltern und der von ihnen sorgsam gepflegte Verkehr geistig hochstehender Menschen auf die Prinzessin ausübte, die mit rührender Hingebung trotz ihrer zarten Jugend die Mutter und den Bruder pflegte, dem sie später ein unvergängliches Denkmal treuester Schwesternliebe in ihren Aufzeichnungen: „Es ist vollbracht! Das Leben meines Bruders, des Prinzen Nicolas

Otto zu Wied" gesetzt; während sie damals selbst krank war und nicht mehr hoffte, je die Ihren wiederzusehen, schrieb sie jene Gedenkblätter mit warmem Herzblut und tiefer, dichterischer Kraft. So hatte sie früh als Kind schon des Lebens dunkle Seiten kennen gelernt und die düstere Tragik des Todes, als der geliebte Bruder endlich die Augen schloß nach elfjähriger, hundertfachem Tode gleichender Krankheit.

Neben trefflichen Lehrern widmete sich auch der Fürst der Erziehung seiner Tochter, sie mit den Werken der Klassiker vertraut machend, und großen Einfluß gewinnend auf ihren lebhaften, allem Phantastischen zuneigenden Geist. Der Ernst, der infolge der vielen Krankheiten, denen auch ihr Vater unterworfen war, im Hause herrschte, konnte jedoch der Prinzessin frohe Lust am Fabulieren nicht eindämmen, und aus ihrem 15. und 16. Jahre stammen Gedichte von großer Reife des Inhalts und formvollem Ausdruck. Schwärmerisch der Musik ergeben, spendete sie durch vollendete Ausübung derselben den Angehörigen häufig tröstende Unterhaltung, aber am liebsten streifte sie doch durch den Wald, viele Stunden lang: „Waldröschen nannten mich meine Freundinnen, und ich wollte nichts anderes sein! Ich wäre gern, ach wie gern, ein Künstler gewesen, Musiker oder Maler, aber ich dachte, mir fehlte das Talent, und ich ahnte nicht, daß ich bereits ein Dichter sei. Denn ich schrieb heimlich und dachte, das tue jedermann, das sei gar keine Kunst, da es natürlich sei, ich hatte auch keine Ahnung von Prosodie oder Regeln, oder so etwas. Kleinpauls Poetik lernte ich erst mit dreißig Jahren in Bukarest durch eine ganz besondere Veranlassung kennen. Damals sang ich, wie der Vogel singt, im vollen Sinne des Wortes, denn jedes meiner Gedichte sang ich mir vor, den ganzen Tag sang ich, und konnte gar nicht stille sein! — Ich war nicht, was man ehrgeizig nennt, wenigstens ging mein Ehrgeiz nicht nach äußerm Glanz oder was man so nennt!

Denn äußerer Glanz ist mir immer hohl erschienen, nach der Waldpracht und der Größe der herrlichen Natur!"

Um der Tochter einige Abwechslung zu gewähren, sandten sie die Eltern im Frühling 1861 nach Berlin an den preußischen Hof, einer Einladung der Königin Augusta, die wenige Monate zuvor der Konfirmation der Prinzessin in Monrepos beigewohnt, folgend. Es war der erste Abschied vom Vaterhause, und er wurde dem Prinzeßchen sehr schwer. Ihr selbst bangte vor diesem Ausflug in die große Welt, und sie schrieb damals an ihren in der Schweiz weilenden Bruder: „Ich weiß wohl, was es heißt, in beständiger naher Gemeinschaft mit bedeutenden, geistreichen Menschen zu stehen. Ich weiß aber auch, was es heißt, in eine Stellung zu kommen, in die man eigentlich nicht gehört, und auch da den rechten Ton, die rechte Haltung zu finden! Ach, werde ich es können? Du kannst Dir denken, in welch ängstlicher Spannung ich jetzt bin, wie alle meine Gedanken auf den einen Punkt gerichtet sind, an dem ich schlucke wie eine Schlange am Rehböckchen, das ihr die Gurgel zuschnürt, das aber doch hinunter muß bis auf die Hörner!"

Dem frischen Rheinlandskind, das mit dichterischer Aufnahmefähigkeit schon so früh die Sprache der Bäume, der Blumen und Wellen verstanden, behagte zunächst gar nicht so recht der Aufenthalt in dem kühlen, kritischen, großen Berlin, trotz der mütterlichen Liebe der Königin. Mit der „Madame Etikette" hatte die Prinzessin noch keinerlei Freundschaft geschlossen, und es mag wohl zu einzelnen kleinen „Entgleisungen" gekommen sein, die manch verstohlenes Tränchen hervorgepreßt. Sie schilderte das auch dem Bruder, hinzusetzend: „Und ich hatte mir doch im Salon die größte Gewalt angetan, um in den Schranken der Etikette zu bleiben und hübsch vernünftig Konversation zu machen." Leicht waren jene sechs Wochen für das Prinzeßchen nicht immer gewesen, wiederholt sogar

recht schwer, erfüllt von tiefstem Heimweh, das sie am ärgsten überfiel, wenn sie am lustigsten war. Aber willig erkannte sie auch an, wie wichtig die gesammelten neuen Erfahrungen für sie waren, in einem Briefe an den Bruder bemerkend: „Ueber die Pflichten, die ich zu erfüllen habe, bin ich in Berlin klar geworden und komme mit dem Vorsatz zurück, sie nun zu erfüllen, ohne nachzulassen."

Mit besonderer Freude verkehrte die Prinzessin in dem behaglichen Heim des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, der als Ministerpräsident in Berlin weilte, und an dessen Gemahlin wie an seine Tochter Marie sie sich eng anschloß, mit der letzteren gemeinsame Unterrichtsstunden erhaltend. In der fürstlichen Familie hatte sie ihren späteren Gemahl, der zu jener Zeit als Leutnant im Garde-Feldartillerie-Regiment stand, kennen gelernt, aber es ist falsch, was in biographischen Schilderungen erzählt wird, daß er ihr, die, hinter der Königin herspringend, auf einer Treppenstufe ausgeglitten wäre, auf die Füße geholfen hätte. Königin Elisabeth plauderte davon später: „Ich war sofort selbst aufgesprungen, denn ich ließ mir damals von keinem jungen Herrn helfen oder mich von ihnen berühren. Ich war selbständig bis aufs äußerste und ein großer Wildfang!"

Freudig kehrte das Prinzeßchen in das Elternhaus zurück, nicht nur um den kranken Bruder treulich zu pflegen, sondern auch den Vater, der von einem Lungenleiden heimgesucht worden war. Aber gerade der Vater wünschte dem geliebten Kinde auch gesellige Freuden zu bereiten, sie 1863 nach Karlsruhe geleitend, wo sie am dortigen großherzoglichen Hof ihren ersten Ball mitmachte, mehr wohl dem Vater zuliebe, der mit strahlenden Augen sein Töchterchen verfolgte, das, in einer rosa mit Silber übersäten Toilette, aller Blicke auf sich zog. Im Herbst des gleichen Jahres begleitete die Prinzessin ihre Tante, die Großfürstin Helene von Rußland,

eine geistig hochstehende, gern fesselnde Gesellschaft um sich versammelnde Frau, nach dem Genfer See, und von dort nach St. Petersburg, wo die Prinzessin von schwerem Typhus befallen wurde. Als sie zum ersten Male das Bett wieder verließ, brachte man ihr schonend die Nachricht vom Tode des teuren Vaters bei. Nur noch inniger schloß sie sich, wenn dies überhaupt möglich gewesen, an die Mutter an, und immer mehr wurde ihr die Poesie eine vertraute Beraterin auf allen Lebenswegen. Allmählich brach auch ihre Jugendfrische wieder freudig durch, und sie selbst verteidigte in klangvollen Versen ihr lebhaftes Temperament:

„Ich kann nicht kälter sein,
Ich bin vom Rhein,
Vulkanschem Boden wie Basalt entsprungen,
Nur wenn ich felsenkletternd Bergluft greife,
Durch Waldesdämmerung streich' auf starken Schuhen,
In hörbar großer Stille schauend schweife,
Dann kann in Moosesduft ich ruhen, ruhen."

Ihre Tante, die Großfürstin Helene, nahm Prinzessin Elisabeth 1867 mit nach Paris, wo sie den kaiserlichen Hof und die Ausstellung kennen lernte, und an diesen Aufenthalt schloß sich eine mit der Mutter unternommene Reise nach Schweden, die gleichfalls reich an fesselnden Eindrücken war. Dann wieder kamen die ruhigen Zeiten in Neuwied und Monrepos voll reicher Einkehr und innerer Befriedigung: „Die Winterabende im Walde, wenn die stille Lampe brannte, und unsere Finger eifrig schöne Arbeiten machten! Dann sprachen und lasen wir ohne Ende, es war köstlich und ein Stillewerden für mich nach all den Stürmen und all den reichen Eindrücken, die ich auf den vielen Reisen gesammelt. Es war eine Einkehr, ein Ordnen der Gedanken, ein Klarwerden über sich selbst und die Welt! Herrlich! Abends spann meine Mutter, und ich machte, was man Occhi oder Frivolität nannte, große Erfindungen immer, wie ich es heute noch fortsetze, und

zur Kirchenspitze entwickelt habe. Dann wurde abwechselnd gelesen oder erzählt oder gesprochen, und die Abende flogen nur so dahin. Der Wald stand in feierlicher Stille da, uns störte kein Laut, wir konnten uns in hohe und tiefe Gedanken versenken. Oft hatte ich mehrere Stunden allein im Walde zugebracht, als einzige Begleiter meine Bernhardinerhunde, meine treuen Beschützer, dann war ich ohne Weg und Steg durch den Wald gerast, und wenn ich zurückkam, schrieb ich manches Lied, das mir die Stämme zugerauscht. Meine Freunde nannten mich Wald- oder Wildröschen! Denn meine Backen waren immer wie die Rosen, die sind nie blaß geworden, obgleich ich im Krankenzimmer und an Sterbebetten groß geworden bin. — — Ja, meine Jugend war sehr poetisch und reich und schön, dazu half die wundervolle Natur, der Rhein, der Wald, die gesangreichen Menschen unserer Gegend, alles! Ich finde, das glücklichste Los auf dieser Erde ist das der Mediatisierten. Sie sind wie kleine Könige, haben keine Regierungssorgen, alle Freiheit wie Privatleute, und doch wie ein richtiger Landesvater mit allem Freud und Leid der ganzen Gegend vertraut. Il n'a que la peine de naître, um geliebt zu sein. Vermögen genug, um leben zu können, ohne zu große Sorgen, und doch nicht reich, um den Neid der andern zu erwecken. Einen Landsitz, der alt und ehrwürdig ist und ein Stück Geschichte enthält, oft eine schöne Bibliothek oder Galerie, oder Ausgrabungen in solch einem alten Schlosse. Viele geistige Interessen, und Freiheit, wie kein anderer Mensch auf der Welt. Ich kann vergleichen, denn ich kenne bürgerliche Verhältnisse und den Thron! Die Mediatisierten haben es am besten auf der Erde, als Kunstmäcene, als Hausherren mit ausgewählten Gästen, als Nachkommen geistiger Erbschaften und Vorzüge, als Freunde von Künstlern und Gelehrten, als wirkliche „Freiherren“ auf schönen, waldreichen Gütern.“

Vorbei war's aber mit dem Sinnen und Träumen in der Waldabgeschlossenheit, als der Herbst 1869 die Entscheidung über die Zukunft der Prinzessin Elisabeth gebracht. Nach dem ersten Schwanken — denn sie hatte überhaupt nicht heiraten wollen, und ein Thron hatte sie nie gelockt — gab's für sie kein Zögern mehr, sah sie doch in dem Fürsten Karl all ihre geheim genährten Wünsche erfüllt, wollte und konnte sie doch nur einem Manne angehören, zu dem sie emporblickte und welcher den selbst errungenen Platz arbeitsam, pflichttreu und zielbewußt ausfüllte! Das ging auch aus dem ersten Briefe hervor, den sie als Verlobte an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern richtete, ihn herzlich bittend, sie freundlich in den Kreis seiner Kinder aufzunehmen, damit sie den langentbehrten teuren Vaternamen nun von neuem liebend nennen dürfe: „Die Größe der Aufgabe, die ich erfüllen soll, hat keine Schrecken für mich an der Seite eines so starken und mutvollen Mannes. Ich verlange ja nur von ihm geleitet zu werden, denn ich glaube fest, so wie er sagt, so ist es gut! Die Schwierigkeit unserer Lage und die Abgeschlossenheit, die sie mit sich führt, wird uns nur um so fester aneinander ketten, und der Friede unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen!"

Von Paris aus hatte Fürst Karl in einer Proklamation dem Ministerrat seine Verlobung mitgeteilt, als frohes Echo derselben langten alsbald in wärmstem Tone gehaltene Glückwunschdepeschen an. Am 17. Oktober war der Fürst in Monrepos bei seiner Verlobten eingetroffen, dort am selben Tage, einem Sonntage, dem protestantischen Gottesdienste beiwohnend, bei welchem seine Braut die Orgel spielte. Aus der Kirche heimgekehrt, schrieb er ihr in ihr Tagebuch: „Liebe wird durch Liebe vergolten. Komme Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegenkamst: dann wird nicht nur ein Herz

in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinen; ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst nicht mir allein, — ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird Dir Liebe durch Liebe vergelten!" —

In innigsten Worten waren die telegraphischen Glückwünsche König Wilhelms gehalten, der betonte, daß die Prinzessin alle Eigenschaften besitze, das Glück des Fürsten zu begründen und seine Zukunft mit Gottes Willen zu befestigen. Der Kronprinz telegraphierte aus Athen: „Ich umarme Dich im Geiste, bekomme soeben die Nachricht Deiner Verlobung mit Elisabeth Wied; Gott möge Euch beide segnen", und ließ dann einen auf das herzlichste gehaltenen Brief folgen, in dem es hieß: „Du wirst Dir denken können, wie mein Herz beim Empfang der Nachricht gejubelt hat, denn eine lang gehegte stille Hoffnung hat sich erfüllt, und meine Erwartung, daß Elisabeths Erscheinung ihren Eindruck auf Dich nicht verfehlen werde, ist eingetroffen. Möge Gott nun Euch in Eurer Ehe das Glück bescheiden, das Du in der meinigen oft genug zu beurteilen Gelegenheit gefunden hast; möget Ihr also reichlich für all die Entsagungen entschädigt werden, die Eure Stellung in der neuen Heimat unvermeidlich mit sich bringt! Jetzt aber umarme in meinem Namen Elisabeth, an die natürlich die obigen flüchtigen Zeilen gerade so wie an Dich gerichtet sind, und laß mich sie als Cousine aufs freundlichste in unserer Familie willkommen heißen. Sie kennt meine alte Anhänglichkeit an sie, ihre Mutter und ihren Bruder, so daß ich hier nicht erst viel Worte zu machen brauche. Wie gesagt, ich hatte mir schon längst gedacht, daß sie die richtige Frau für Dich und die rechte Landesmutter für den Staat wäre, der durch ein edles, hochherziges, aber auch tätig eingreifendes Fürstenpaar aus einer traurigen Vergangenheit zu lebensfähiger Tat-

kraft emporgehoben werden soll — und sicherlich werden wird!“ —

Nach kurzem Aufenthalt des Brautpaares auf der Weinburg im Kreise der Hohenzollernschen Familie, und nachdem Fürst Karl noch Sigmaringen sowie die neuerbaute Zollernburg und Düsseldorf besucht, fand am 15. November in Neuwied die Vermählung statt. Zu derselben waren außer den nächsten Verwandten des

Medaille zur Vermählung des Fürsten Karl mit Prinzessin Elisabeth.

fürstlichen Brautpaares die Königin Augusta — der König war leider durch dringlichste Arbeiten in Berlin zurückgehalten — und zahllose andere Fürstlichkeiten wie sonstige Gäste erschienen; zu letzteren gehörten auch General von Rauch, Kabinettsrat von Werner und Kammerherr von Mayenfisch, die bei der Wahl des Fürsten Karl und seiner Reise nach Rumänien eine Rolle gespielt. Durch Abordnungen waren der französische wie der russische Kaiser und die rumänische Regierung vertreten.

Um die vierte Nachmittagsstunde fand zunächst die katholische Trauung in einem zur Kapelle umgewandelten Saale des Schlosses statt und ihr folgte unmittelbar die protestantische, die Pfarrer Lohmann vollzog, nachdem das fürstliche Paar von den ernsten Klängen eines von den Neuwieder Seminaristen gesungenen Chorals begrüßt worden war. Der Geistliche

hatte die erhebenden Worte aus dem Buche Ruth zum Kern seiner Predigt gewählt: „Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin, wo Du bleibst, da bleibe ich auch, Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott, wo Du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein.“ Der Prediger hob zu Beginn bewegt hervor: „Was diesem Augenblick seine innerste, seine tiefinnigste Weihe gibt, das ist jenes: wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, das ist die Uebergabe des Du an das Du, das ist die Erklärung des Bräutigams: Ich bin Dein, die Erklärung der Braut: Ich bin Dein und bleibe Dein, wie auch Dein Weg Dich führt. Nur wer selbst jemals in seinem Leben einen solchen Augenblick der Wonne durchlebte, durchbebte, nur der vermag das Ueberwältigende, das Opferfreudige, das Siegesgewisse und Selige desselben mitzuempfinden!“ In dem Gelöbnis“, so fuhr der Geistliche fort, „liegt auch der feierliche Entschluß, teilzunehmen an des Mannes Beruf, an seinen Sorgen, an seiner Arbeit. Der Mann muß ja hinaus in das feindliche Leben, muß wirken und streben, muß pflanzen und schaffen; aber drinnen ist sein Asyl, seine Heimat, sein stets offener, friedlicher Hafen, und dieses häusliche Glück dem Manne zu bereiten, ist die Aufgabe des liebenden Weibes. Die Zusicherung, daß Dein Volk mein Volk ist, hat hier eine besondere Bedeutung, gilt es doch hier, daß die Deutsche eine Rumänin werde, um alle zu gewinnen.“

Die eherne Sprache der Geschütze verkündete den geschlossenen Ehebund, und Fürst Karl begab sich mit seiner jungen Gemahlin, deren feine Züge wie verklärt waren durch den Ernst und die Feierlichkeit der Stunde, in die oberen Räume des Schlosses, in denen das fürstliche Paar die Glückwünsche der geladenen Gäste entgegennahm. Bei der um 6 Uhr stattgefundenen Galatafel brachte der Fürst zu Wied den ersten Trinkspruch auf König Wilhelm und seine Gemahlin aus, alsbald er-

hob sich Königin Augusta, um in ihrem eigenen Namen und in jenem des Königs das Wohl des jungen rumänischen Fürstenpaares auszubringen, das durch enge Verwandtschafts- und Freundschaftsbande an das preußische Königshaus geknüpft sei, die wärmsten Segenswünsche für die Zukunft und Wohlfahrt Rumäniens wie des Fürsten und der Fürstin hinzufügend.

Nach Beendigung des Festes fuhr Fürst Karl mit seiner holden Gemahlin, von den Jubelrufen der nach Tausenden zählenden Menge umwogt, durch die reichgeschmückten, glänzend erleuchteten Straßen, sich nach dem hoch über dem Rhein gelegenen, waldumrauschten Schlößchen Monrepos begebend und dort einige Tage verbringend. Daran schloß sich ein Besuch der Königin Augusta in Coblenz, wo der Geburtstag der Schwester des Fürsten, der Gräfin Marie von Flandern, die sich mit ihrem Gemahl aus Neuwied eingefunden hatte, gefeiert wurde.

Am 18. November erfolgte der Abschied von Neuwied. Aus allen Ortschaften des Fürstentums war die Bevölkerung herbeigeströmt, um nochmals das scheidende, in weite Ferne ziehende Fürstenkind, das sich aller Herzen gewonnen, zu sehen und ihr die wärmsten Wünsche mit auf die Fahrt zu geben. Der Abschied war sehr bewegt, nur mit Mühe konnte die Mutter der Fürstin ihre Fassung bewahren, immer wieder und wieder das geliebte Kind in die Arme schließend.

Die Reise nach Rumänien ging über Mainz und Frankfurt a. M. nach Wien, wo in Abwesenheit des Kaisers, welcher der Eröffnung des Suez-Kanals beiwohnte, sein Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, mit seiner Gemahlin, sowie Erzherzog Albrecht, ein Onkel der Fürstin Elisabeth, das junge Paar herzlich begrüßten. In Budapest fand größerer Empfang statt und besuchte das fürstliche Paar in der Ofener Burg die dort soeben eingetroffene Kaiserin Elisabeth, welche die Neuvermählten auf das freundschaftlichste und

wärmste aufnahm. Mittelst Sonderzuges wurde die Reise nach Basiasch fortgesetzt und dort der auf das prächtigste mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Donaudampfer „Kaiser Franz Joseph" bestiegen, der alsbald die Wogen des gewaltigen Stromes durchfurchte, nach kurzem in Turnu-Severin, der ersten rumänischen Stadt, anlegend. Dichtgedrängte Menschenmassen harrten des Fürstenpaares, überall flatterten bunte Wimpel und Fahnen, ein großer Triumphbogen erhob sich am Ufer, und als unter Jubelrufen der Fürst mit seiner Gemahlin den rumänischen Boden betrat, ergoß sich ein wahrer Blumenregen über die Ankommenden und riefen ihnen die Geschütze ihren dröhnenden Willkommen zu, der hallendes Echo fand.

Hier empfing auch der Ministerpräsident D. Ghika das fürstliche Paar, es in die Kirche geleitend, in der ein Tedeum stattfand. Nach zweistündigem Aufenthalt wurde die Fahrt fortgesetzt. Alle rumänischen Ortschaften längs des Ufers waren reich geschmückt, und die Jubelrufe der Bevölkerung drangen zum Schiff hinüber, das am 24. November in Giurgiu anlangte, wo gleichfalls Alt und Jung, Arm und Reich in hellen Scharen versammelt waren und sich in der Herzlichkeit des Empfanges zu überbieten trachteten.

Fürstin Elisabeth war tief ergriffen von all dem Neuen und Fremdartigen; wie sie es später geschildert, konnten sich ihre Augen nicht satt sehen an dem Farbenreichtum unter diesem orientalischen Himmel, der während des Tages ein tiefes Türkisblau zeigte und sich abends beim Untergang der glühenden Sonne in ein funkelndes Gelb voll Goldschimmers hüllte: „In dem reinen Licht dieser Novembertage hoben sich von den noch frisch grünenden Feldern, dem unermüdlich Reichtum spendenden Erdboden, und von dem dicken weißen Staub der breiten, von den Wagengeleisen gefurchten Straße die Kostüme der zu meinem Empfange in Gruppen zusammenstehenden Landsleute in hellen

Farbentönen ab: Hemden von blendender Weiße, reich mit rot, schwarz oder Gold gestickt, wehende Schleier aus weißem, elfenbeinfarbenem oder schwefelgelbem Leinengewebe; hell- oder dunkelrote Röcke. Man sah Männer auf ihren kleinen, mageren Rennern im Galopp herbeieilen, ihre Mäntel aus Ziegenfell flatterten über den Rücken ihrer Tiere gleichsam wie deren Mähne. Ein gestickter Latz bedeckte ihre Brust, einer buntfarbenen Tätowierung gleich über dem drei Hand breiten, ein ganzes Arsenal von Pistolen und Messern enthaltenden Gürtel. Das ebenfalls gestickte Hemd fiel auf

weiße Filzhosen herab. Und ihr Haupt war mit einer großen, wie weißes Pelzwerk aussehenden Mütze geschmückt, unter welcher schwarze Haarlocken wie Rabengefieder sich bis auf die Schultern ringelten. Als ich mich diesen ma-

lerischen Gruppen näherte, gewahrte ich prächtige Gestalten mit Köpfen von eigenartiger Schönheit, deren Ernst nur selten einem feinen, perlengleiche Zähne enthüllenden Lächeln wich. Und alle diese ganz neuen Gesichter, all diese Adlernasen mit den feinen vibrierenden Nasenflügeln, strahlenden, tief in den Höhlen liegenden und von dichten, geraden Brauen überschatteten Augen, dieser goldfarbene Teint, diese sonore, zuweilen rauhe und fast in Kehllauten sich bewegende Sprache, die so weich und beredt aus dem Munde der

Männer, der Frauen und der klaräugigen Kinder erklang, erweckte in uns Bewohnern des kalten nordischen Abendlandes das unbekannte Gefühl des Ungestümen, Leidenschaftlichen. — Und dann bewunderte ich, wie das schöne Haupt meines jungen Gemahls mit dem südlichen Gepräge in so vollkommener Harmonie stand zu diesen Männern und diesem Lande, das er ganz allein sich erobert hatte.“ —

In Giurgiu hatte der Fürst für seine Gemahlin noch eine Ueberraschung: am Ufer stand ein blumenbekränzter Wagen, dessen acht Pferde von Postillonen in bunter Nationaltracht gelenkt wurden, und als sich das leichte Gefährt in schnellste Bewegung setzte, jagten neben ihm junge Bauernsöhne in reichgestickten, farbigen Gewandungen, jeder von ihnen zum Zeichen, daß ein Brautzug geleitet ward, einen mit Goldflimmer verzierten, kleinen Tannenbaum in der Hand haltend. Vom Bahnhof aus wurde auf der wenige Wochen zuvor eröffneten Eisenbahnstrecke nach anderthalbstündiger Fahrt Bukarest erreicht, 101 Kanonenschüsse verkündeten den Bewohnern der Hauptstadt die Ankunft.

Bei herrlichstem Wetter erfolgte zur Mittagsstunde unter dem Donner der Geschütze und dem Geläut aller

Kirchenglocken von dem hochgelegenen Filareter Bahnhofs aus die Einfahrt in die sonnenüberflutete, reich geschmückte Hauptstadt, die sich der jungen Fürstin in ihrem malerischsten Bilde zeigte. Langsam nur kam der Wagen vorwärts, die begeisterte Menge durchbrach das Spalier der Soldaten und umdrängte das Gefährt, es mit Blumen überschüttend. An das Tedeum in der Metropolie schloß sich die Begrüßung seitens des Bürgermeisters in einem neben der Kirche errichteten prunkvollen Zelt, in welchem das fürstliche Paar unter einem Thronhimmel Platz genommen. In seiner Erwiderung betonte der Fürst, wie glücklich er sei, aus

den Worten des Bürgermeisters und aus dem überall bereiteten freudigen Empfang zu ersehen, daß die Liebe zur Dynastie bereits Wurzeln geschlagen im rumänischen Volk, und wie sehr er hoffe, daß die Gefühle, deren man ihn heute von allen Seiten versicherte, sich auch auf seine hohe Gefährtin übertragen möchten, die ihm mutig gefolgt sei, um sich gleichfalls der großen Aufgabe zu weihen, mit der das rumänische Volk ihn betraut habe.

Nachdem noch fünfzig Brautpaare, Bauernsöhne und -töchter aus allen Teilen des Landes, die am gleichen Tage zur Feier der fürstlichen Vermählung auf Kosten des Staates getraut und beschenkt wurden, vor dem Fürsten und seiner Gemahlin vorübergezogen, begab sich der von Dorobanzen geleitete fürstliche Zug nach dem Palais, wo der Fürst seine holde Gemahlin in ihr neues Heim führte. Die Fürstin berichtete später darüber: „Hier ist das Schloß," sagte mir der Fürst. — „Wo?" fragte ich. — „Aber wir treten eben ein!" entgegnete er lächelnd. — Nun begriff ich, daß es der Souverän ist, der den Palast repräsentiert, wie ein Stein auf dem Felde zum Altar werden kann. — — Dieses Bukarester Schloß war ein in aller Eile hergerichtetes, altes Bojarenhaus. Der junge Souverän hatte keine Zeit gehabt, an seine bequeme Ausstattung zu denken; denn er verbrachte seine Nächte damit, die während des Tages sich häufende Arbeit zu sichten und vorzubereiten — und ich fand auf seinem Schreibtisch an diesem Tage der Ankunft den ersten Entwurf zum Brückenbau über die Donau, welchen man nach zwanzigjahrelangem, geduldigem Ausharren in Angriff nahm." —

In seiner Gemahlin hatte Fürst Karl die rechte Lebensgefährtin gefunden. Ihre Ansichten und Neigungen begegneten und ergänzten sich. Das tief empfindende, dabei leichtbewegte, phantasievolle Rheinlandskind brachte Sonne und Farbe in das bis dahin stille, arbeitserfüllte und an Freuden wenig reiche Dasein des Fürsten, dessen ernstes, ruhiges, nachdenkliches Wesen sich nun der treuen Gefährtin erschließen konnte, die vom ersten Augenblick an Land und Leute liebgewonnen und deren empfängliches, poetisches Gemüt sogleich erfüllt ward von all dem Neuen, das sie umgab, die aber dabei stets ihres Gelöbnisses gedachte, welches sie dem Vater ihres Gemahls gegeben: „Der Friede unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen!"

ZEHNTER ABSCHNITT.

Die Jahre der Prüfung,

Das fürstliche Paar. — Häusliches Glück. — Die Eisenbahnsorgen. — Innere Gegnerschaft und äußere Ränke. — Trübe Stunden. — Die Aufrollung der spanischen Thronfrage. — Rumänien und Frankreich. — Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. — Rumänische Hetzereien. — Die Geburt der Prinzessin Marie. — Rücktrittsgedanken des Fürsten Karl. — Der 22. März 1871 in Bukarest. — Fürst Karl will abdanken. — Pflichttreue und Vaterlandsliebe geben den Ausschlag. — Das neue Ministerium.

Im schlichten Fürstenpalais zu Bukarest begann mit dem Einzug der jungen Fürstin Elisabeth ein neues Leben, das seinen sonnigen Schein auch in die ernste und verantwortungsvolle Tätigkeit des Fürsten Karl warf. Nicht mehr allein, nicht nur in seinen Gedanken und Plänen auf sich angewiesen, fand er in seiner Lebensgefährtin neben der liebenden Gattin auch die treue Freundin, die mit reichem Verständnis und sorgender Hingebung auf alles einging, was ihn, seine Regierung und das Land betraf.

Zunächst suchte sich die Fürstin mit den Sitten und Gebräuchen ihrer neuen Heimat vertraut zu machen, war ihr doch alles fremd; aber all dies Fremde erschien ihrem empfänglichen Geist und ihrer poetischen Gestaltungskraft interessant. Freilich mögen damals auch bittere Erfahrungen nicht ausgeblieben sein, ehe sie sich völlig einleben und manche Gegensätze verstehen konnte, erzählte sie doch später selbst, daß viele stolze, verschwiegene Tränen in jenen Tagen heimlich auf ihr Kopfkissen geflossen, zumal sie kurz nach ihrem Einzug in die Hauptstadt von den Masern befallen wurde und sich nun doppelt vereinsamt vorkam, da ja die Zeit des teuren Gemahls durch die Erledigung der Regierungsgeschäfte vollauf in An-

spruch genommen war. Ihr elastischer Körper überwand jedoch schnell die Krankheit, und nun widmete sie sich mit frohem Eifer den vielen Pflichten, die ihre Stellung ihr auferlegte.

Immer wieder erfreute sie sich an dem bunten Volksleben und an den zahllosen malerischen Szenen, die sich ihr Schritt für Schritt darboten. Sie selbst

Blick auf Bukarest.

berichtet in einer später erschienenen Schilderung Bukarests davon fesselnd, daß ihre ersten Ausgänge eine fortgesetzte Reihe von Ueberraschungen bedeuteten: „Die Stadt enthielt pittoreske Straßen, in denen alle Türen mit buntfarbigen Stoffen, altem Eisenwerk, grüner und brauner Töpferware förmlich verrammelt waren. Andere Stadttheile waren ein buntes Gemisch von winzigen, unter Bäumen verborgenen Puppenhäuschen, beschattet von den armen, alljährlich ihrer Zweige beraubten Weiden oder den graziösen, im Frühling die ganze Stadt mit Wohlgeruch erfüllenden Aka-

zien. Auf der Straße standen offene Bäckerbuden, Schuster- und Schmiedewerkstätten; da gab es unzählige Schenken, in denen man Pflaumenbranntwein, Tzuica geheißen, verkaufte, dunkle Nischen, von deren sehr düsterem Hintergrund sich Gestalten von Straßenräubern mit sanftem Blick und traurigem Lächeln abhoben. Je mehr man sich dem Dimbowitza benannten Flusse näherte, desto dichter standen die Häuschen beisammen: mit ihren vorspringenden Balkons, ihren durchbrochenen, von ausgeschnittenen Kleeblattkreuzen gekrönten Säulchen gewährten sie ein fast maurisches Bild. Und dann bot die nun gefesselte, kanalisierte, von Brücken überspannte Dimbowitza, deren Ufer jetzt von Kais, Markthallen, Schlachthäusern, Schulen, Hospitälern, Kasernen, schönen Kirchen umsäumt werden, damals dem Auge so lebensvolle Szenen, daß sie Dichter und Maler in helle Begeisterung versetzen mußten. Man badete sich förmlich in dem herrlichen Straßenkot, die Kinder patschten mit fröhlichem Geschrei darin herum, die kleinen, nackten Zigeuner wälzten sich darin, die Wasserträger trieben ihre Tiere hinein, während sie selbst bis über die Knie ins Wasser stiegen, um ihre Fässer zu füllen. Und in der tiefsten Tiefe des Schlammes sah man undeutliche Gestalten sich bewegen, graue, fast kahle Körper, wie ebenso viele Nilpferdrücken, zahlreiche Köpfe mit dicken, zum Nacken hingedrehten Hörnern und schwarze, in der Sonne leuchtende Mäuler: es waren Büffel."

Auch von dem „Moschi", dem großen Jahrmarktsfest, dessen wir schon gedacht, erzählt uns die Fürstin, die mit ihrem Gemahl gern den frohen Trubel aufsuchte: „Die Tramways und Wagen sind zum Ersticken voll; alle Fenster sind mit geschmückten, oft recht hübschen Köpfen gefüllt; man bewegt sich in einem Labyrinth kleiner Krambuden, wo Terrakottagefäße, Holzkrüge und Glasketten verkauft werden. Man sieht Wagen voll

schöner Landmächen und hübscher Kinder, reich mit Einkäufen beladen, abfahren. Und mitten in dem Lärm, der Verwirrung, dem Geschrei, der Farbenpracht, unter den Bären und Riesen, in dem dichtesten in Wolken auffliegenden Staub entwickelt sich plötzlich der Tanz „Calonchars". Dies ist ein alter rumänischer Tanz, der noch von den antiken Tänzen zu Ehren Saturns herstammt, „vor welchem die Hirten den ihm geraubten Jupiter zu verbergen suchten, um Saturn zu hindern, denselben wie seine anderen Kinder zu verschlingen". Die weißgekleideten Tänzer, mit Glöckchen an den Beinen, mühen sich auf eine ganz barbarische Weise ab. Sie trainieren sich wochenlang vorher, um die Anstrengung solchen Tanzes von Ostern bis Pfingsten ertragen zu können. Sie haben einen den Reigen anführenden Geiger, und einer von ihnen kommandiert, den Finger an den Mund legend, schweigend die anderen und bedroht sie mit dem Stocke, im Falle sie sprechen: Saturn darf nicht von ihnen erfahren, wo sein Sohn wiederzufinden ist." —

Nachdem sich die Fürstin allmählich eingelebt, besuchte sie häufig die Wohltätigkeitsanstalten der Stadt und trug für Verbesserungen und Ergänzungen Sorge; gern versammelte sie die Kinder um sich, sie bewirtend und ihre Spiele leitend. Auch zu wichtigen Staatshandlungen begleitete sie ihren Gemahl, so wenige Wochen nach ihrer Ankunft zu der Eröffnungssitzung der Kammer. Bei dieser Gelegenheit machte der Fürst in klarer Darstellung eingehende Mitteilungen über die allgemeine Lage des Landes, das Verhältnis Rumäniens zu den fremden Staaten, die noch immer große Schwierigkeiten verursachende Finanzlage, die neue, bereits gute Früchte zeigende Heeresorganisation, über das einer völligen Umwandlung unterworfene Verkehrswesen und den bedeutenden Fortschritt aufweisenden Wegebau. Wie schon früher mitgeteilt, widmete der Fürst seine besondere Sorgfalt der Hebung des Unter-

richtswesens, und es war ihm eine frohe Genugtuung, mit seiner Gemahlin an der Einweihung der durch die vierte medizinische Fakultät vervollständigten Bukarester Universität, die bereits von über 400 Studenten besucht ward, teilzunehmen. Nachdem der Rektor hervorgehoben, man werde dereinst mit Recht sagen dürfen, daß unter Karl I. die rumänischen Schulen neu eröffnet wurden, betonte der Fürst in seiner Erwiderung, wie groß seine Genugtuung sei, daß seine Gemahlin gleich beim Beginn ihres rumänischen Lebens der Weihe eines der Wissenschaft geweihten Tempels beiwohnen könne; sie beide hofften, daß aus diesem Tempel ein strahlendes Licht ausgehen werde, um das ganze Land zu erleuchten. Nur das Licht der Wissenschaft lasse die Aufgaben der Gegenwart erkennen und zeige, wie aus dieser die feste Grundlage für eine hellere, glücklichere Zukunft zu gewinnen sei. Sei doch die Bedeutung eines Staates und Volkes allein nach der Höhe seiner geistigen Kultur zu ermessen und wachse die ganze Kraft eines Volkes mit seiner geistigen Entwicklung. In dieser Beziehung müsse noch viel in Rumänien getan werden, jetzt beginne eigentlich erst die Aufgabe des Lehrkörpers, und er hoffe, daß die Lehrer an dieser Hochschule wirkliche Priester der Wissenschaft sein werden, um die Seelen der jungen Generation mit Glaubensfeuer für das Ideale zu erfüllen; was er und die Fürstin hierzu beitragen könnten, würde mit freudigem Herzen geschehen; er wolle die durch den Volkswillen ihm übertragene Macht zur Verbreitung der Bildung brauchen und sie allein auf das Licht dieser Bildung stützen. —

Der Winter brachte diesmal mehr Festlichkeiten wie sonst, und mit anmutiger Würde wußte die Fürstin Elisabeth zu repräsentieren, durch ihre offene Liebenswürdigkeit sich schnell die Herzen gewinnend. Fürst Karl fand das vollste Glück in seiner Häuslichkeit, seiner Gemahlin alles Unangenehme fernhaltend und ihr

so wenig wie möglich von den Schwierigkeiten der inneren politischen Lage mitteilend, an denen es nicht fehlte.

Vor allem bereitete dem Fürsten die Eisenbahnfrage schwere und stets wachsende Sorgen. War seltsamerweise das Eisenbahnunternehmen an sich schon nicht volkstümlich im Lande und wurde von der Opposition in schlimmster Weise ausgebeutet, um gegen den Fürsten zu schüren, so fehlte es andererseits bei der Durchführung nicht an unangenehmen Begleiterscheinungen. Die Beamten Strousbergs, dem man bekanntlich den Bau der verschiedenen Linien übertragen, benahmen sich oft ungeschickt und überhebend, und die in Berlin befindliche Verwaltung erweckte in vielen Kreisen Mißstimmung und Befremden. Man hatte Strousberg als Regierungskommissar den Geheimrat Ambronn, der lange Jahre in den Diensten des Fürsten von Hohenzollern gestanden, zur Seite gestellt und ihm die Aufsicht über die Ausgabe der Obligationen übertragen; auch das wurde scharf kritisiert und gefordert, daß mit dieser Aufgabe nicht ein preußischer Beamter, sondern ein rumänischer betraut werden müßte. Nicht nur in der Kammer, selbst im Ministerrat kam es zu vielfachen und lebhaften Erörterungen. Die Minister verlangten die Dienstenthebung jenes Regierungskommissars, aber der Fürst widersprach dem, betonend, daß durch diese Maßregel das ganze Bahnunternehmen geschädigt würde, weil dann die Gerüchte über den schlechten Stand desselben neue Nahrung erhielten. Er erklärte hierbei, daß, da ihn nun einmal das ganze Land für den Eisenbahnbau verantwortlich mache, er diese Verantwortung auf sich nehme, sei er doch überzeugt, man würde ihn einst segnen, weil er darauf bestanden, daß Rumänien ein ausgedehntes Eisenbahnnetz und zugleich den Anschluß an die ganze Welt des Westens dadurch erhalten — eine Erklärung, die, falsch ausgelegt, ihm der trüben Stunden viele bringen sollte.

So verliefen die ersten Monate des Jahres 1870 in politisch recht drückender Weise; die Opposition ließ nichts unversucht, das Eisenbahnunternehmen gegen den Fürsten auszubeuten und systematisch alles, was deutsch war, zu verdächtigen, auch herrschte Uneinigkeit im Ministerium und trat mehrfacher Wechsel der verantwortlichen Staatsbeamten ein. Schroff standen sich die einzelnen Parteien gegenüber, durch ihre unfruchtbaren Streitigkeiten Unordnung in die verschiedensten Verwaltungszweige tragend: die persönlichen Interessen überwogen das Interesse für den Staat. Von den verschiedensten Seiten wurde jede Veranlassung herbeigezogen und ausgenutzt, dem Fürsten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Es fehlte nicht an antidynastischen Strömungen, die sich auch darin zeigten, daß man den verjagten Fürsten Kusa zum Deputierten wählte. Die Sprache der oppositionellen Blätter wurde stets gehässiger und leidenschaftlicher; wiederholt bat die Regierung den Fürsten, ihr die Genehmigung zur gerichtlichen Verfolgung zu geben, aber der Fürst verweigerte sie immer wieder, da er allen Preßprozessen abgeneigt war. Dazu gesellten sich noch panslawistische Ränke, die sich gleichfalls gegen den Fürsten und damit gegen die Festigung normaler Verhältnisse richteten.

Wohl erklärlich war es da, daß es nicht an Augenblicken fehlte, in denen Fürst Karl recht mutlos in die Zukunft sah und sich befragte, ob sein Verbleiben noch länger möglich wäre, da alles, was er aus treuester Pflichterfüllung tat, gehässigen Beurteilungen und schlimmsten Verleumdungen seiner Person und seines Wirkens ausgesetzt war. Von wohlmeinender Seite wurde ihm wiederholt nahegelegt, eine Aenderung der gar zu demokratischen Verfassung herbeizuführen, aber stets wies er dies auf das energischste zurück; er wollte seinem Schwur treu bleiben, den er auf die Verfassung abgelegt. Auch die Schutzmächte taten nichts,

die Stellung des Fürsten zu kräftigen, der vergeblich von ihnen die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und die Errichtung offizieller Vertretungen Rumäniens an den Höfen verlangt hatte, ebenso wie man ihm das Recht verweigerte, Handelsverträge abzuschließen, überhaupt sich einzumischen trachtete, wenn die Regierung selbständig vorgehen wollte, beispielsweise in der Münzfrage und selbst in dem rein formellen Zugeständnis des Namens „Rumänien".

Zu all dem kam noch die Aufrollung der spanischen Thronfrage. Die Vertreter der spanischen Regierung hatten an ihrem Plan festgehalten, die Königskrone dem Erbprinzen Leopold zu übertragen, und nach langen Weigerungen hatte sich dieser zu ihrer Annahme bereit erklärt. In Paris vermutete man, daß Fürst Karl hierbei eine Rolle gespielt, und hielt deshalb nicht mit schweren Vorwürfen zurück, drohend, daß er die Sympathien des Kaisers, welcher der Wahl des Prinzen Leopold zum spanischen König schroff gegenüberstand, und jene des französischen Volkes verlieren würde, was selbstverständlich bei den engen Beziehungen Frankreichs zum Orient und zu Rumänien die Stellung des Fürsten auf das schlimmste erschüttert, wenn nicht völlig unmöglich gemacht hätte. Vergeblich suchte der Vertreter Rumäniens in Paris den Herzog von Gramont, der das Ministerium des Aeußern leitete, von der Unwahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen, bis er endlich in der Lage war, dies durch offizielle, ihm gern von preußischer Seite zur Verfügung gestellte Dokumente nachzuweisen.

Unterdessen nahmen die mit der Thronfrage zusammenhängenden Ereignisse in Deutschland ihren schnellen Fortgang und führten zur Kriegserklärung. In Rumänien tat man mit leidenschaftlicher Absichtlichkeit alles, um Frankreich seine Freundschaft zu bezeigen. War doch schon, noch ehe der Bruch erfolgte, in der Kammer eine Interpellation eingebracht worden,

ob das Kabinett entschlossen sei, im Falle eines Zusammenstoßes zwischen Frankreich und Preußen seine Pflicht zu tun, und zwar die einzig politisch zu befolgende, die auf Rassensympathie beruhe, oder ob die Regierung sich von persönlichen und egoistischen Rücksichten und Interessen leiten lassen werde. Jetzt, nachdem der Krieg ausgebrochen und man seine wuchtigen Einwirkungen auf den Orient befürchtete, verloren die hitzigen rumänischen Politiker völlig ihre Besinnung, mit einem Weltbrand und seinem tiefen Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse sowie dem Siege Frankreichs rechnend, während der Fürst von Anfang an die Ueberzeugung hegte und sie zu seinen Ministern äußerte, daß der Krieg lokalisiert bleiben und Deutschland siegreich hervorgehen werde, wörtlich bemerkend: „In zwei Monaten ist Napoleon besiegt und seine Macht gebrochen!"

In der Kammer ging es stürmisch zu. Man forderte das Ministerium auf, zu den Begebnissen im Westen Stellung zu nehmen, und einer der Minister rief in taktloser Weise aus: „Wo Frankreichs Fahnen wehn, da sind unsre Interessen und Sympathien!" An öffentlichen Kundgebungen für Frankreich fehlte es nicht. Die Opposition verlangte die Mobilmachung des rumänischen Heeres in der sinnlosen Voraussetzung, daß vielleicht Rußland für Deutschland Partei ergreifen würde und Rumänien dann die Verpflichtung hätte, dagegen mit den Waffen in der Hand aufzutreten. Auch in Paris teilte man diese Ansicht und verlangte die Unterzeichnung eines Vertrages für den Fall einer orientalischen Verwicklung, die durch Rußlands Haltung herbeigeführt werden könnte.

In dem Wirrwarr dieser erregten Meinungen, falschen Auffassungen und absichtlichen Entstellungen blieb Fürst Karl ruhig und gelassen, so sehr auch sein Inneres bewegt wurde durch die kriegerischen Vorgänge in der Heimat und durch die Sorge um seine und

der Fürstin Brüder, Verwandten und Freunde, die ins Feld gezogen. Sein Handeln war ihm vorgezeichnet; er hatte geschworen, Rumäne zu sein, und wollte dieser Verpflichtung jederzeit treu bleiben. Daß sein Herz leidenschaftlich bewegt für Preußen und seinen König schlug, konnte ihm keiner verwehren. Dies kam auch in seinem tiefgefühlten, an König Wilhelm gerichteten Brief zum Ausdruck, in dem er hervorhob, wie sehr es ihn dränge, fern von der alten, teuren Heimat auf einem schwierigen Posten, wo jede Gefühlsäußerung untersagt sei, dem König zu versichern, daß er sich mit Herz und Gemüt den Getreuen anschließe, denen es das Geschick vergönnte, ihrem teuren königlichen Führer auf ruhmvollem Pfade zu folgen; wenn er auch gezwungen sei, einem lateinischen Volke gegenüber, dessen Sympathien leicht zu den Stammverwandten hinneigen, sich strengste Zurückhaltung aufzuerlegen, so seien seine Gefühle stets da, wo das schwarz-weiße Banner wehe: „Gott stärke das tapfere Heer! Gott stärke Eure Majestät, die es schon oft zu Ruhm und Ehre geführt hat!“

Die einfältigsten Gerüchte über ungeheure französische Erfolge, unter anderm, daß Kaiser Wilhelm bald mit 20 000, bald mit 60 000 Mann seiner Truppen gefangen genommen, fanden in Bukarest willig Glauben und wurden immer wieder von den oppositionellen Blättern ausposaunt und zu hetzerischen Angriffen gegen den Fürsten benutzt. In Plojeschti kam es sogar zu einem törichten Putsch, indem „Revolutionäre“ eine Kaserne, in der sich nur wenige Rekruten befanden, in Besitz nahmen, den Fürsten für abgesetzt und General Golesku als Statthalter erklärten, während ein Deputierter, der sich zugleich als neuer Präfekt des Distriktes aufspielte, Befehle ergehen ließ zum Zusammenziehen von Truppen. Letztere jedoch erwiesen sich bei dieser Gelegenheit als treu und ebenso die Beamten des Telegraphenamtes, die der bewußte falsche

Präfekt mit seinem Revolver zwingen wollte, Depeschen über die Absetzung des Fürsten nach allen Weltteilen hin zu telegraphieren. Auch das Ministerium traf sofort alle Anordnungen zur Verhaftung der Schuldigen und zur Verhütung einer Wiederholung derartiger Vorgänge.

Taufe der Prinzessin Marie in der Kirche zu Cotroceni (September 1870.

In diese unruhvolle Zeit fiel für das fürstliche Paar der sonnigste Glücksschimmer durch die in Cotroceni am Morgen des 8. September erfolgte Geburt eines Töchterchens, das in der in feierlichster Weise nach griechisch-ortodoxem Ritus am 13. Oktober 1870 in der Kirche von Cotroceni vollzogenen Taufe den Vornamen Marie erhielt. „Für eine glückliche Vorbedeutung sehe ich es an", schrieb der Fürst an König Wilhelm, „daß mein erstes Kind das Licht der Welt in dem

Moment erblickt hat, wo sich das Hohenzollernbanner über einem einigen Deutschland entfaltete, und es ist mein einziger Wunsch, daß dieses Kind sich seines Namens würdig zeige". Auch Fürstin Elisabeth ging völlig auf in ihrem Glück, war doch ihr und ihres Gemahls sehnlichster Wunsch erfüllt. Von ihrer gehobenen Stimmung liefert ein inniges kleines Lied, mit dem sie ihren Gemahl am ersten Jahrestage der Hochzeit überraschte, Beweis:

„In unsren stillen, heilgen Stunden,
Da wächst mir meine Kraft,
Ein Glück, wie ich's noch nie empfunden,
Hast Du in mir geschafft.

Ein Jubellied aus frohem Munde
Schwingt sich zum Himmelszelt,
Und trägt wie Lerchensang die Kunde:
Wie schön ist doch die Welt!"

Daß Fürst Karl in seiner Häuslichkeit das reinste und froheste Glück fand, war in diesen schweren Tagen und Wochen der einzige helle Schein. Immer dunkler wurden die Wolken, die sich über ihm und dem Lande auftürmten, und aufs neue beschäftigte ihn der Gedanke eines Rücktritts, der noch ernsthafter genährt wurde dadurch, daß das Schwurgericht die Anführer von Plojeschti frei sprach, was seitens der oppositionellen Parteien und Blätter jubelnd als eine „patriotische Tat" begrüßt wurde. Ehe er jedoch seine Absicht auszuführen gedachte, wollte er zunächst die Schutzmächte von den Schwierigkeiten in Kenntnis setzen, die sich der Wiedergeburt Rumäniens in den Weg stellten, mit dem Wunsche, seinem Nachfolger in dem verhängnisvollen Amt die Möglichkeit zu geben, dem Lande besser zu helfen, als es ihm vergönnt gewesen, der, durch die Konstitution überall behindert,

nie recht persönlich einzugreifen vermochte, um die unklaren, vielfach unreifen inneren politischen Verhältnisse zu ändern. Das sah Fürst Karl ein, daß unter diesen Umständen nie Rumänien das von ihm erhoffte Ziel erreichen werde. Aber Land und Volk waren ihm doch so teuer geworden, daß er alles tun wollte, damit sein Rücktritt nicht von folgenschweren Verwicklungen für den Staat begleitet sein würde.

Voll ruhigen Gewissens durfte sich Fürst Karl das Zeugnis selbst ausstellen, daß er mit redlichstem Willen stets auf das redlichste gehandelt hatte, daß er nur an Rumäniens Wohl gedacht und immerdar bestrebt gewesen, dem Lande eine aussichtsvolle Zukunft zu bereiten. Und wie tief mußte er verletzt, wie tief verbittert worden sein, daß er, der Geduldige und Feste, nicht mehr auszuharren gedachte auf dem Platz, den er sich selbst angewiesen. Bei seinem Vater, dem er all seine Sorgen und Befürchtungen mitgeteilt, fand er das vollste Verständnis für die Schwierigkeiten seiner Lage und die Billigung seines Entschlusses: „Es ist Pflicht gegen Dich selbst," schrieb ihm dieser, „und vor allem gegen einen Namen, der mit Deutschlands Ruhm, Macht und Größe so eng verflochten ist, daß man entweder einer Stellung entsagt, die man zu bemeistern und zu beherrschen nicht imstande ist, oder die Weiterführung der Aufgabe an Bedingungen knüpft, die in kürzester Zeit ihre Verwirklichung finden. In erster Linie Revision der Verfassung, ist diese nicht erreichbar, nun, so ist der Entsagungs- und Rücktrittsentschluß ebenso motiviert wie vor vier Jahren die Annahme! Die politische Welt wird hierin keine Schwäche und keinen Kleinmut finden können, im Gegenteil, sie wird ihre Achtung einem Manne nicht vorenthalten können, der offen und rückhaltlos erklärt, daß er die Bedingungen einer gesunden Regierung in Rumänien nicht zu erreichen vermochte — — länger kann und darf es nicht so bleiben, wie es jetzt in Ru-

mänien zugeht! Deine und Deines Namens Ehre verbietet Dir, der Spielball zwischen den sich anfeindenden Parteien zu sein."

Und an einer andern Stelle schrieb der treue Vater, der zugleich der sorgendste Freund war: „Daß aber auch das Ausland eine recht perfide Rolle spielt, ist mir durch mitgeteilte Dokumente erwiesen. — Eine Stellung ferner einzunehmen, der jede einzelne Macht feindlich gesinnt ist, die aber zerstören zu lassen jeder einzelnen aus Mißgunst gegen die Mitmächte wiederum nicht opportun erscheint, — eine solche Stellung ist ganz unerträglich! — Deinem persönlichen Ansehen kann es niemals schaden, wenn Du einer unerfüllbaren Aufgabe entsagst. Du hast der ganzen Welt Deinen guten Willen und Deine Befähigung zur Regierung Rumäniens gezeigt, Du hast Dich nicht aufgedrängt, sondern bist erwählt und berufen worden; Du hast großartige Schöpfungen gegründet, Armee und Verkehrswesen regeneriert, den Segen der Eisenbahnen verbreitet, unzählige Wohltaten an Kirche und Arme gespendet, Künste und Wissenschaften protegiert, durch häusliches Glück die Heiligkeit der Ehe gezeigt, durch Freigebigkeit aller Arten Deine Mittel flüssig gemacht — alles dieses sichert Dir, wenn auch nicht jetzt, doch später ein gesegnetes Andenken und beweist, im Falle der Entsagung, der Mitwelt, daß es nicht der imaginäre Glanz einer wahren Dornenkrone gewesen sei, der Dich geblendet und später enttäuscht habe, sondern daß es der Schiffbruch Deiner redlichen Absicht und Deines Dranges nach nutzbringendem Schaffen ist, der Deinen Entschluß gereift hatte und zur Tat werden ließ." —

In eingehenden Berichten an die Herrscher der Garantiemächte schilderte Fürst Karl den Stand der Dinge in Rumänien und seine Besorgnis, daß er den immer weiter um sich greifenden Parteileidenschaften nicht mehr gewachsen sei, den Vorschlag anknüpfend, die Zukunft Rumäniens möge auf dem in Aussicht

Fürst Karl in der Uniform der Kalareschen (1870).

stehenden Kongreß geregelt werden: nur ein starkes Regiment könne heilsam auf die inneren und äußeren Schäden des Landes einwirken, das sich jetzt trotz seiner reichen Hilfsmittel in traurigster Verfassung befände.

All seine Sorgen und Bedenken legte der Fürst in einem Brief nieder, den er seinem Vater zur Veröffentlichung in einer deutschen Zeitung Ende Dezember 1870 übermittelte; er führte darin aus, mit welch unendlichen Schwierigkeiten die Regierung des rumänischen Landes verbunden sei, und erörterte die Fragen, woran dies liegen könnte, zur Antwort kommend, daß weder er noch das Volk eine Schuld treffe, wenn sich nicht in den Jahren seiner Herrschaft ein besserer Umschwung vollzogen habe, sondern daß diejenigen dafür verantwortlich zu machen seien, die sich im Lande selbst, das sie geboren hat, zu seinen Leitern aufgeworfen haben. „Diese Leute nämlich, die sich meistens ihre ganze soziale und politische Bildung im Auslande geholt, die heimatlichen Zustände dabei allzusehr vergessen haben, trachten bloß danach, die dort geltenden, von ihnen eingesogenen Begriffe, in utopische Formen eingezwängt, ohne Prüfung auf ihr Vaterland zu übertragen. So ist das unglückliche Land, das sich stets unter dem härtesten Druck befunden hat, ohne Uebergang aus seinem despotischen Regiment auf einmal zu einer so liberalen Verfassung geraten, wie sie kein anderes Volk in Europa besitzt.“ In dem Brief wurde des ferneren noch gesagt, daß der gute Wille des Fürsten stets verkannt und all sein Tun und Handeln mit Undank belohnt worden sei, dann der Kammeradresse gedacht, die als „ein Meisterstück phanariotischer Perfidie“ gekennzeichnet wurde, und zum Schluß betont: wie im gewöhnlichen Leben die Mißbilligung einer Handlung stets nur den Urheber derselben treffen könne, so fiele auch in diesem Falle die ganze Verantwortung auf denjenigen zurück, der nicht verstehe,

seinen frei erwählten Fürsten zu ehren, „man entehrt sich selber, wenn man nicht zu respektieren weiß, was man selber geschaffen hat.“ — Dieser durch alle Zeitungen gehende Brief machte natürlich in Rumänien das größte Aufsehen, und die oppositionellen Parteien benutzten ihn zu der Lüge, der Fürst gedenke einen Verfassungsbruch herbeizuführen. Auch in der Kammer fehlte es nicht an den gleichen Anschuldigungen, und über all dem Gezänk untereinander und den Angriffen gegen den Fürsten vergaß man die Erledigung der dringlichsten Aufgaben.

Da traf den Fürsten noch der härteste Schlag: die Nachricht, daß Strousberg den am 1. Januar fälligen Kupon der Eisenbahnobligationen weder bezahlen könne noch wolle, behauptend, — was selbstverständlich eine böswillige Erfindung war —, daß der rumänische Staat zur Zinszahlung verpflichtet sei. Die unheilvollen Folgen dieser unvermuteten Zahlungseinstellung sah der Fürst voraus: man würde ihn in der deutschen Heimat, wo Tausende auf seinen Namen hin ihre Ersparnisse in rumänischen Eisenbahnpapieren angelegt — im Gesamtbetrage von 250 Millionen Francs — verantwortlich für die Krisis machen, und in Rumänien selbst würde man neue Angriffe daraus auf ihn schmieden, ihm vorwerfen, daß er dem deutschen Unternehmer zuviel Vertrauen geschenkt. Das war für den Fürsten jetzt selbstverständlich, daß er nun auf seinem Posten ausharren müsse, so lange, bis dieser neue schwere Schlag überwunden, und bis die Eisenbahnfrage völlig geregelt worden sei. Tief entmutigt, erfüllt von bangen Befürchtungen, öffnete er seinem Vater sein bedrücktes Herz: „Habe ich aber einmal diese ungeheure Schwierigkeit hinter mir, darf ich erst sagen, daß ich die Feuerprobe bestanden habe, dann ist es genug des grausamen Spiels, dann hoffe ich, daß Du mir ein Plätzchen finden wirst, wo ich mein müdes Haupt niederlegen kann! Aber jedenfalls eine stille, ab-

gelegene Ecke, wo man sich für eine Zeit ganz vergessen machen kann."

Unter derartig trüben Aussichten brach das Jahr 1871 an, zugleich wiederum mit heftigsten Stürmen in der Kammer und im Senat, in deren Sitzungen man die Gerüchte über die Abdankung des Fürsten offen behandelte, seitens der oppositionellen Parteien in der gehässigsten und verletzendsten Art. Wohl versicherte man offiziell dem Fürsten seine Anhänglichkeit, dieser jedoch wußte am besten, wie es mit der Stimmung der leitenden Schichten beschaffen war und mit welch unverhohlenem Neid man die deutschen Siege über Frankreich verfolgte, hatte man in den ersten Bukarester Kreisen doch ganz offen erklärt: „Wir können zwar nicht nach Frankreich gehen und dort die Deutschen bekämpfen, aber wir werden es hier tun!"

Immer drückender wurde auch die Finanzlage. In den letzten 13 Jahren hatten, wie es Finanzminister Sturdza der Kammer dargelegt, sich die Ausgaben des Staates verdreifacht, nicht aber die Einnahmen: „Der Staat befindet sich an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit; von den 84 Millionen Francs des Einnahmebudgets werden 34 Millionen für die Verzinsung der Staatsgelder weggenommen; es bleiben also nur 50 Millionen Francs für administrative Zwecke." Natürlich wurde in den Kammern eingehend stets aufs neue das unglückliche Strousbergsche Eisenbahn-Unternehmen behandelt, wobei man gern den Fürsten als Zielpunkt der Angriffe nahm, ihm alle Schuld aufbürdend und ihm vorwerfend, daß der Regierungsrat Ambronn, der auf Strousbergs Bitte zum Kommissar der rumänischen Regierung bei der Baugesellschaft ernannt worden war, sich des Vertrauens des Fürsten von Hohenzollern erfreut hätte; ein Vertrauen, das er allerdings in der erwähnten Stellung nicht bewährt, da er es zugelassen hatte, daß das Depot, über das er wachen sollte, angegriffen und mit wertlosen Hypo-

theken gefüllt worden war. Stets leidenschaftlicher wurden diese Erörterungen; plante man doch sogar, alle Minister, die mit Strousberg verhandelt, in Anklagezustand zu setzen und sich an ihrem Privatvermögen für den entstandenen Verlust schadlos zu halten. Dazu kam, daß Preußen energisch auf Bezahlung des fälligen Kupons seitens des rumänischen Staates bestand, was schon insofern unmöglich war bei der Leere der Staatskasse sowie bei der Aussichtslosigkeit einer neuen ausländischen Anleihe, ferner bei der feindlichen Haltung der Kammern, die den Antrag annahmen, die Strousbergsche Angelegenheit einem Schiedsgericht zu überweisen.

Von außen war jedoch keine Hilfe zu erhoffen, wie dies Graf Bismarck in einem aus Versailles unter dem 10. Januar gerichteten Briefe ausdrücklich betonte; er hob das Mißtrauen der Pforte hervor und daß das persönliche Wohlwollen des Kaisers von Rußland gegen den Fürsten durch die traditionelle Auffassung der russischen Politik, die der Vereinigung der beiden Fürstentümer entgegen sei, überwogen würde.

„Es ist ja nur natürlich," fuhr Bismarck fort, „wenn Eure Hoheit zunächst auf den hohen Chef Ihres Hauses, auf Preußen und Deutschland, blicken. Eure Hoheit wissen, wie Seine Majestät der König für Höchstdieselben gesinnt ist, aber Eure Hoheit wissen auch, daß die jetzige Kriegslage es für Deutschland unmöglich macht, in die Verhältnisse im Osten unter den oben angeführten Umständen wirksam einzugreifen. — Wenn ich das Fazit aus allen diesen Erwägungen ziehe, so kann ich nur zu dem Schlusse kommen, daß Eure Hoheit von außen k e i n e Hilfe, sondern eher Uebelwollen erwarten dürfen und daher Ihre Entschlüsse nur durch Beurteilung der Ihnen im eigenen Lande noch zu Gebote stehenden Hilfsmittel fassen müssen. Wenn Sie eine Krise erwarten, zu deren Ueberwindung Sie die besseren Elemente im Lande nicht ausreichend er-

achten, so scheint es eine vor allem nur durch die Rücksichten auf sich und Ihr Haus gebotene Aufgabe zu sein, daß jeder Entschluß, den Sie fassen, auch wirklich als ein selbständiger und freiwilliger, nicht durch äußere Gewalt aufgezwungener erscheine, und daß die reinen und edlen Motive, welche Eure Hoheit dabei leiten würden, klar hervortreten. — Es ist mir schmerzlich, Eurer Hoheit keinen andern Rat und keine besseren Hoffnungen geben zu können. Ich weiß aber, daß die patriotische Teilnahme und herzliche Freude an den Erfolgen unsrer deutschen Armee und an dem Glanze, der das verehrte Haupt unsres Königs umgibt, selbst durch diese schmerzlichen persönlichen Erfahrungen bei Eurer Hoheit nicht getrübt werden, und schließe mit der Hoffnung, daß Ihre Wünsche für einen baldigen ehrenvollen und gesicherten Frieden in Erfüllung gehen mögen."

Auch Kaiser Wilhelm schrieb in liebevollster Weise an den Fürsten, mit vollem Verständnis für die Schwierigkeiten, die sich einer ersprießlichen Regierung im fernen Lande entgegenstellten; aber auch er betonte, daß nach seinen Erkundigungen keine der beteiligten Mächte bereit sei, „ihr Gewicht für die Verbesserung oder auch nur die Erhaltung der bestehenden Zustände Rumäniens einzusetzen."

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf die Nachricht von der Proklamation des deutschen Kaiserreiches ein, und aus tiefstem, an dem gewaltigen Ereignisse jubelnden Anteil nehmendem Herzen heraus richtete Fürst Karl nachstehende Zeilen an Kaiser Wilhelm: „Mit unaussprechlich tiefer Freude richte ich an Eure Majestät heute einige Worte, die den aufrichtigsten Glückwunsch enthalten sollen zur Vollendung des Riesenwerkes! Der brennende Wunsch eines großen Volkes, der jahrhundertelang unerreichbar schien, und so überaus schön, daß man ihn kaum mehr zu erhoffen wagte, — heute ist er erfüllt, und jedes treue Herz darf Eure

Majestät glücklich preisen, den der Himmel auserlesen hat zu solcher Tat! — Deutschland ist geeint, das ist der Jubelruf, mit dem wir das neue Jahr beginnen, trotz aller schmerzenden Wunden, trotz Leiden und Tod — oder vielmehr, aus diesen geht hervor Deutschlands Auferstehungsmorgen und beleuchtet das Reichsbanner, das Eurer Majestät starker Arm dem Vaterlande voranträgt: die Verheißung eines ruhmvollen Feiertages nach heißem Kampfe! Welch herrliches Gut errungen ist, wird allen erst dann recht zum Bewußtsein kommen, wenn der Frieden dem alten jungen Deutschland gestatten wird, sich in nie gekannter Kraft und Einheit zu entfalten, und wenn Künste und Wissenschaften, Handel und Ackerbau einen neuen Aufschwung nehmen durch das weite Feld, das ihnen aufgetan worden! — Gestatten mir Eure Majestät, an dieser Stelle meinen gerührtesten Dank für das gnädige Antwortschreiben auszusprechen, in dem ich von neuem das väterliche Interesse erkannt habe, das Allerhöchstdieselben mir stets zugewendet haben! Ich stehe hier allein, auf weithinausgeschobenem Vorposten, als Grenzwacht gegen den Orient, und muß geduldig harren, bis es dem Himmel gefallen wird, mich abzulösen. Doch bin ich nicht so fern und nicht so müde, daß ich nicht aus voller Brust in den jauchzenden Ruf mit einstimmen könnte: Es lebe der deutsche Kaiser!"

Und an den Grafen Bismarck schrieb der Fürst: „In dieser ernsten, für Eure Exzellenz so bewegten Zeit würde ich Sie nicht schon wieder mit einigen Zeilen belästigen, wenn nicht der herzliche, teilnehmende Ton Ihres Briefes, aus dem hervorgeht, daß Sie in der schwierigen Lage hier nur meine Person im Auge haben, mich zu Worten des Dankes drängte. Gleichzeitig möchte ich Ihnen von ganzem Herzen Glück wünschen zu der glänzenden Krönung Ihres großen Werkes. — Wohl haben Sie recht, anzunehmen, daß meine schmerzlichen persönlichen Erfahrungen ganz

verschwinden neben der Freude am Emporblühen meines teuren Heimatlandes, neben dem herzerfreuenden Anblick der Strahlenkrone, die das ehrwürdige Haupt unsres vielgeliebten Königs umgibt! — Wenn ich auch hier habe lernen müssen, schweigend Freud und Leid zu durchleben, so ist meine Stimme in den verrosteten Zuständen hier noch nicht so klanglos geworden, daß ich nicht dem deutschen Kaiser zujubeln könnte! — Die Verhältnisse hier sind ernst; das wüste Parteigetriebe kann ich fürs erste noch dazu benutzen, mich so lange zu halten, wie es mir entsprechend und geraten scheint. Wie der Kapitän auf stürmischer See Tag und Nacht auf seinem Posten verharren muß, so auch ich. — Die Grundwellen jagen mein Schiff bald hoch, bald tief, aber so wahr mir Gotte helfe, ich werde es nicht scheitern lassen! — Heute möchte die Mannschaft mich gern über Bord werfen, ein Teil derselben hat aber noch Einsicht genug, um zu wissen, daß nur ich sie in sicheren Hafen leiten kann. — Zwei Punkte verliere ich nicht aus dem Auge: ich will meinen Namen rein und makellos aus diesem Chaos herausziehen, aber ich will auch nicht herz- und gewissenlos le déluge après moi lassen! Das bezieht sich vor allem auf die Finanzlage hier, deren Folgen für das In- und Ausland verhängnisvoll werden könnten."

Da trat wenige Wochen später ein Ereignis ein, das den Fürsten veranlaßte, seinem Entschlusse, abzudanken, rascher näher zu treten, wie er es sich vorgenommen. Die deutsche Kolonie in Bukarest wollte, wie alljährlich, den Geburtstag Kaiser Wilhelms am 22. März durch ein Festbankett feiern; vorsichtigerweise hatte man sich erkundigt, ob der Abhaltung bei der augenblicklichen deutsch-feindlichen Strömung nichts entgegenstände, aber der Polizeipräfekt und der Ministerpräsident hatten dies verneint und sich für die Aufrechterhaltung der Ruhe verbürgt. Als sich um die achte Abendstunde des genannten Tages die deutschen

Teilnehmer des Festes in einem nahe dem Theaterplatz gelegenen Saal vereint hatten, zog eine große Volksmenge vor das betreffende Haus, zertrümmerte mit Steinwürfen die Fenster und suchte in den im ersten Stock gelegenen Saal einzudringen. Ueber zwei Stunden dauerten die Unruhen. Durch die Steinwürfe wurden mehrere Mitglieder der Kolonie verletzt, und nur der Besonnenheit des Generalkonsuls von Radowitz — des späteren Botschafters — war es zu danken, daß es nicht zum Blutvergießen kam. Die Tumultanten, unter denen sich auch Deputierte befanden, lärmten in der tollsten Weise; Rufe wie: „Es lebe die Republik!" und „Auf zum Palais!" wurden laut, die Straßenlaternen wurden ausgelöscht und die Glocken der nahen Kirchen geläutet.

Der Fürst, dem sogleich Mitteilung gemacht worden, schickte unverzüglich seinen Adjutanten zum Ministerpräsidenten Joan Ghika und zum Polizeipräfekten, aber beide Herren waren nicht aufzufinden! Endlich ließ General Salomon, der Divisionskommandant von Bukarest, Truppen ausrücken, und nun erschien auch der Ministerpräsident, der den General verhindern wollte, das Militär einschreiten zu lassen, aber von diesem eine energische und unzweideutige Antwort erhielt. Ueberhaupt traf der General in umsichtiger Weise alle Vorkehrungen, indem er sämtliche zum Palais führende Straßen und ersteres selbst militärisch besetzen ließ, und auch seine wiederholten Mahnungen an die von Parteiführern aufgestachelte Menge, sich zu zerstreuen, hatten schließlich Erfolg.

Fürst Karl war auf das tiefste empört über das Vorgefallene. Vergeblich sandte er mehrfach nach dem Ministerpräsidenten, dagegen stellten sich einige andere Minister ein, denen der Fürst seine vollste Entrüstung ausdrückte; dann ließ er den Fürsten D. Ghika holen, ihn auffordernd, unverzüglich ein neues Ministerium zu bilden. In der Nacht noch meldete sich der Gene-

ralkonsul von Radowitz beim Fürsten, diesem mitteilend, wie sehr er sich und in sich das Deutsche Reich, das er vertrete, verletzt fühle, und wie er die Polizei und das Ministerium für Mitschuldige halte; er dürfe wohl als Genugtuung die Entlassung des Ministerpräsidenten erwarten. Der Fürst drückte ihm sein aufrichtiges Bedauern aus und bemerkte, daß er bereits das Erforderliche getan habe, um ein neues Ministerium zu bilden. Kurz danach erschien auch Joan Ghika im Palais; der Fürst empfing ihn kalt, entnahm aber aus seiner Rechtfertigung, daß jener doch nicht zu den Mitschuldigen gehöre, sondern sich den Vorgängen gegenüber nicht gewachsen gezeigt habe, daß dagegen volle Verantwortung den Polizeipräfekten treffe; der Fürst teilte Ghika mit, daß er seine Entlassung erwarte und daß er für den nächsten Morgen die Mitglieder der früheren Regentschaft berufen werde, um ihnen die Regierung zu übertragen.

Das äußerte am nächsten Morgen Fürst Karl auch D. Sturdza gegenüber, den er zu sich gebeten, der ihn aber ebenso wie die beiden Mitglieder der einstigen Regentschaft, L. Catargiu und N. Golesku, — das dritte Mitglied, Oberst Haralambi, war nicht in Bukarest anwesend, — beschwor, von seinem Beschlusse abzusehen, der für das Land das verhängnisvollste Unglück bedeuten würde, denn der Staatsbankerott und die allgemeine Anarchie würden die unmittelbaren Folgen sein. Der Fürst setzte ihnen auseinander, wie er trotz seines unermüdlichen Willens und Handelns kein Mittel mehr sehe, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die trüben Verhältnisse des Staates zu bessern. Aber immer aufs neue bestürmten ihn die Herren, seinen Plan nicht auszuführen, und nach langem Erwägen erklärte der Fürst, wenn auch sehr widerstrebend, daß er noch einmal mit sich zu Rate gehen wolle und vielleicht von seiner Absicht zurückstehen würde, falls ein starkes Ministerium zustande komme, das in der Kammer die

Genehmigung des Budgets und der Finanzgesetze durchzusetzen imstande sei; gehe die Kammer auf diese Forderung nicht ein, so werde er sogleich das Land verlassen.

In der Stadt herrschte ungeheure Aufregung. Die wildesten Gerüchte wurden verbreitet, die Opposition hetzte weiter, die Möglichkeit eines ernsten Zusammenstoßes der Parteien, war zu befürchten, die Truppen waren in den Kasernen zusammengezogen und die Umgebung des Palais militärisch besetzt. In der Kammer, deren Mitglieder am Mittag des 23. März zusammengetreten waren, teilte Ministerpräsident Ghika die Einreichung seines Entlassungsgesuches mit, dann vereinten sich die Abgeordneten zu einer geheimen Sitzung, in der Lascar Catargiu von den Verhandlungen mit dem Fürsten Mitteilung machte. Die Erörterungen darüber in der sich anschließenden öffentlichen Sitzung gestalteten sich sehr erregt und waren erfüllt mit allen nur denkbaren Angriffen auf den Fürsten und die Dynastie. Die vom Fürsten abgesandten Herren benachrichtigten ihn alsbald, daß die Kammer von ihm die Einberufung eines Ministeriums erwarte, und der Fürst beauftragte sogleich mit der Zusammensetzung L. Catargiu, ihn auffordernd, nur energische Männer zu wählen, ohne Rücksicht auf irgend welche Parteiverhältnisse. Der Polizeipräfekt, der im Palais erschienen, gab auf die Vorwürfe des Fürsten seine Entlassung; das Militär aber blieb unter den Waffen, denn man hörte gerüchtweise, daß das Volk aufgehetzt werden sollte, zum Palais zu ziehen.

Am Abend stellten sich dort die Vertreter der Garantiemächte ein, um in dieser gefährlichen Lage in der Nähe des Fürsten zu weilen, der ihnen eröffnete, er sei gesonnen, auf seinem Posten auszuharren, was von allen Seiten mit freudiger Genugtuung begrüßt wurde. Um Mitternacht meldete L. Catargiu dem Fürsten, er habe ein Ministerium zustande gebracht, dessen Prä-

sidium er übernehmen wolle, und am nächsten Vormittag konnte der Fürst diese neuen Ratgeber bereits vereidigen, ihnen die Hoffnung ausdrückend, daß er mit ihrer Hilfe der schwierigen Lage Herr zu werden gedenke.

In der Kammer ging es in den nächsten Tagen noch erregt zu, auch in der Hauptstadt zeigten sich allerhand Nachwirkungen der Hetzereien, aber bei einer Spazierfahrt durch die dicht mit Menschen gefüllten Straßen wurde das fürstliche Paar überall ehrfurchtsvoll begrüßt, ebenso der Fürst bei einem langen ausgedehnten Spazierritt durch die belebtesten Gegenden.

Das entschiedene Auftreten des Fürsten Karl in dieser verhängnisvollen Zeit hatte überall einen außerordentlich günstigen Eindruck hervorgerufen, ebenso, daß das Ministerium die feste Absicht zeigte, unter allen Umständen die Ruhe in der Hauptstadt und im Lande, — wo übrigens die Bukarester Ereignisse keinerlei Echo gefunden hatten — aufrecht zu erhalten. Wenn auf der einen Seite Fürst Bismarck den Generalkonsul von Radowitz aufforderte, von der rumänischen Regierung die entsprechende Genugtuung zu verlangen, so ließ er andrerseits dem Fürsten mitteilen, er sei durchaus befriedigt von der neuen Lage der Dinge und von der Zusammensetzung des kraftvollen Ministeriums, zugleich ihm dringend ratend, auf seinem Posten auszuharren.

Wie es zu erwarten war, hatte das Ministerium sofort dem deutschen Konsul das tiefste Bedauern über die beklagenswerten Vorgänge ausgedrückt und jede Garantie für den Schutz der Deutschen übernommen. Auch die übrigen Behörden, selbst die kirchlichen, wetteiferten jetzt in dem Bestreben, die Deutschen jene Ereignisse vergessen zu machen.

An König Wilhelm richtete Fürst Karl ein längeres Schreiben, in dem er betonte, wie sehr er es beklage,

daß gerad' jener 22. März, mit dem für ihn so viele teure Erinnerungen verbunden seien, auf schmähliche Weise getrübt worden sei: „Tiefer und schwerer konnte man mich nicht treffen, als indem gerade diese Gelegenheit ergriffen wurde, um die lange waltenden Umtriebe zum Ausbruch zu bringen! Angesichts der schwierigen Lage, insbesondere der großen Finanzkalamität, mußte ich es auf das äußerste ankommen lassen, um die besseren Elemente aus ihrer Apathie aufzurütteln. Ich berief daher die Statthalterschaft, aus deren Händen ich im Jahre 1866 die Zügel der Regierung übernommen habe, um sie ihr wieder zurückzugeben. Durch diese drohende Gefahr erschreckt, vereinigten sich alle konservativen Fraktionen und bildeten das neue Ministerium. Heute ist es Ehrensache für mich, die Männer, die entschlossen sind, das Land vor ernsten Verwicklungen zu bewahren, mit allen Kräften zu stützen und gemeinsam mit ihnen die notwendigen Reformen durchzuführen. Sollten die letzteren auch mit diesen Männern nicht zu erreichen sein, dann ist das Land unwiederbringlich verloren! Man darf sich nicht verhehlen, daß die Situation sehr ernst und die Herbeiführung besserer Zustände mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist. Die Zukunft liegt undurchdringlich vor mir. Doch je größer die Gefahr, desto weniger darf man den Mut sinken lassen!"

Der Brief spiegelt so recht das innerlich gefestete Wesen des Fürsten wider, der in jenen gefahrvollen Stunden seine volle Kaltblütigkeit wie ruhige Ueberlegung bewahrte und sich nicht zu einem schnellen Schritt hinreißen ließ, der das gesamte Land in die unberechenbarsten Wirren gebracht hätte. Nach dem kurzen Augenblick des Schwankens wollte er nun fest und beständig auf seinem Posten ausharren, der wahrlich zunächst wenig Befriedigung gewährte, um so weniger, da natürlich auch die Fürstin auf das tiefste bewegt worden war durch jene Straßenkundgebungen.

Aber was sich Fürst Karl entschlossen vorgenommen, führte er auch mit Entschlossenheit aus: treu und stetig, klug und beharrlich, gerecht und vorurteilsfrei lenkte er des ferneren das Staatsschiff, nicht jene es büßen lassend, die ihn so tief gekränkt, im Gegenteil, als kluger Staatsmann verschiedene von ihnen in seine Nähe ziehend und sie zu seinen hingebendsten Paladinen machend.

ELFTER ABSCHNITT.

Rumäniens innere Entwicklung.

Der Umschwung zum Besseren. — Reise des Fürstenpaares nach der Moldau. — Guter Ausfall der Wahlen. — Sommeraufenthalt in Sinaia. — Idyllische Wochen. — Das Eisenbahn-Gesetz. — Die nächsten Jahre. — Ruhige Entwicklung. — Wieder in Sinaia. — Bestimmung des Schloßbaues. — Hinscheiden der Prinzessin Marie. — Tiefe und allgemeine Trauer. — Fortschritte in Bukarest und im Lande. — Grundsteinlegung des Castel Pelesch. — Fürstin Elisabeth.

Wie nach schwülen Tagen ein Gewitter die Luft reinigt, so hatten die geschilderten ernsten Vorkommnisse wesentlich zur Klärung der innerpolitischen Lage des Landes beigetragen, und im weiteren Verlaufe des Frühlings trat eine sichtliche Verbesserung der bisher so gespannt gewesenen Zustände ein. Die nationalen Parteien hatten die ganze verantwortliche Bedeutung der letzten Wochen erkannt. Das Staatsschiff war nahe am Zerschellen gewesen, und nur die energische Hand des Fürsten Karl, der trotz all des Vorgefallenen nicht vom Steuer gewichen, hatte es vor dem Schiffbruch bewahrt: wäre doch, wenn er in seinem Schmerz über die ihm zugefügten Beleidigungen das Land verlassen hätte, was ihm niemand hätte verdenken können, höchstwahrscheinlich sogleich eine Besetzung von türkischer und vielleicht auch von russischer Seite erfolgt, und die so lang ersehnte und hart erkämpfte Selbständigkeit des jungen rumänischen Staatengebildes wäre wiederum in Frage gestellt worden. Das ganze Auftreten des Fürsten hatte seines nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlt. Mit neuem Vertrauen sah man auf ihn und mit der Zuversicht, daß er allein dem Land und Volk die erforderliche Beständigkeit verbürge, die unbedingt nötig war, wollte man

Fürst Karl (1871).

die erhofften Fortschritte machen und nicht ein Einschreiten der Garantiemächte, deren Mißtrauen gegen Rumänien und die Unsicherheit der dortigen Verhältnisse nie aufgehört und durch die jüngsten Vorkommnisse neue Nahrung erhalten, erzwingen.

Dieser Umschwung zum Besseren zeigte sich am deutlichsten bei der in der zweiten Aprilhälfte 1871 unternommenen, seit langem geplant gewesenen Reise des Fürstenpaares nach der Moldau, welche die Fürstin ja noch nicht kannte. Der erste Teil der Fahrt wurde mit der

Bahn zurückgelegt, dann wieder weite Strecken in dem mit acht mutigen Rossen bespannten offenen Gefährt, in welchem es wie der Wind über die endlosen Felder ging, von Dorf zu Dorf, wo überall die Bevölkerung in den malerischen Trachten der fürstlichen Reisenden harrte und sie jubelnd empfing, bei längerer Rast Hora tanzend, während zahllose berittene Bauern den Zug stets bis zur nächsten Ortschaft begleiteten. Ueber Braïla und Galatz fuhr man nach Jassy, dessen Einwohnerschaft dem Fürsten und seiner Gemahlin gleichfalls den begeistertsten Empfang bereitete. Hier in der Hauptstadt der Moldau wurde ein

zehntägiger Aufenthalt genommen, reich an Festen aller Art, die mit Besichtigungen der staatlichen und militärischen Einrichtungen seitens des Fürsten, der Schulen und wohltätigen Anstalten seitens der Fürstin wechselten. Was wohltuend berührte, war die aufrichtige Herzlichkeit und innige Wärme, die man allerseits dem Fürstenpaare entgegenbrachte; das war um so höher zu veranschlagen, als ja auf moldauischem Boden die separatistischen Bewegungen nie aufgehört hatten. Beim Abschied von Jassy hob denn auch der

Fürst in seiner Rede hervor, wie sehr ihn und die Fürstin diese innige Aufnahme erfreut hätte; sie habe ihn überzeugt, daß die Zusammensetzung der letzten Kammer nicht der richtige Ausdruck der Volksstimmung gewesen und habe ihn mit neuem Mut erfüllt, sich mit vollster Hingebung der Aufgabe zu widmen, die ihm die Nation anvertraut, die Hoffnung hinzufügend, daß alle Rumänen, die ihr Vaterland liebten, sich um den Thron scharen und gemeinsam mit ihm für das Glück und die Wohlfahrt des Landes wirken möchten. Aehnlich drückte sich der Fürst auch den Ministern gegenüber bei seiner Rückkehr nach Bukarest aus, wo

ihn gleichfalls freudiger Jubel begrüßte, und wo die Eltern glücklich waren, ihr Kind wieder in die Arme schließen zu können.

Der unerwartete Erfolg dieser Reise verfehlte im ganzen Lande nicht seine Wirkung und kräftigte erheblich die Stellung des Fürsten und der Regierung, ebenso wie sich das Ausland überzeugen konnte, daß die Gerüchte von einer Zersprengung der Union der ehe-

Zigeuner.

maligen beiden Fürstentümer und von dem neuen Aufflackern ehrgeiziger Bestrebungen seitens der Moldauer Parteien falsch gewesen.

Ergaben die Anfang Mai veranstalteten Wahlen für die Bukarester Stadtvertretung schon ein vorzügliches Resultat, indem kein einziger oppositioneller Kandidat gewählt wurde, so auch jene für die Kammern, die ein sehr zufriedenstellendes Ergebnis hatten

und viel ruhiger verliefen, als es sonst der Fall gewesen. Seiner Befriedigung darüber gab der Fürst bei der Eröffnung der außerordentlichen Kammersession am 4. Juni in der mit lautem Beifall aufgenommenen Thronrede Ausdruck. Er bat die Volksvertreter dringend, die Regierung in der Erfüllung ihrer schweren Pflichten zu unterstützen und gelobte, daß er auch fernerhin unermüdlich darauf hinstreben wolle, um seiner hehren Mission gerecht zu werden, die ernste

Bauern und Bäuerinnen Hora tanzend.

Mahnung anknüpfend, daß wahre Freiheit nichts mit Zügellosigkeit und Anarchie zu schaffen habe, denn ohne Pflicht kein Recht und ohne Ordnung keine Freiheit! Aehnlich drückte er sich auch bei der Entgegennahme der Adresse der Kammer auf die Thronrede aus, mit besonderer Wärme hervorhebend, daß er sich im letzten Winter nicht der Ansicht verschließen gekonnt, wie sehr man seine Absichten mißverstanden, und daß er, da er nie willens gewesen, sich dem Lande aufzudrängen, einen Augenblick daran gedacht habe, seinen Posten zu verlassen. Heute aber, wo ihm die Nation so viele Beweise ihres festen Vertrauens ge-

geben, hege er aufs neue die Hoffnung, es werde ihm gelingen, seine Aufgabe zu erfüllen, gestützt auf den Patriotismus aller Bevölkerungsschichten.

Die Kammer beschäftigte sich alsbald mit den Verhandlungen über die Eisenbahnfrage und nahm ein Gesetz an zur Regelung derselben, das aber erst nach langem Zögern die Zustimmung des Fürsten fand, da er es als unvollkommen und zunächst nur als Grundlage für eine gerechte und würdige Lösung der gründlich verfahrenen Angelegenheit betrachtete. Von großer Bedeutung war der vorzügliche Ausfall der

Ernte des Sommers und nicht minder wichtig, daß der Staat eine neue Anleihe von 75 Millionen Francs im eigenen Lande unterzubringen vermochte, was am besten für die reichen Hilfsquellen und für die Zuversicht der wohlhabenden Kreise, die nicht mehr eine Störung der öffentlichen Ordnung befürchteten, sprach.

Der Fürst war so angestrengt in Anspruch genommen, daß er sich den Seinen nur wenig widmen konnte. Er selbst schrieb: „Ich möchte die Tage aufhalten können, denn bei meiner anhaltenden Beschäftigung reichen sie niemals. Was in anderen Ländern

Bureauchefs stillschweigend besorgen, das wird hier alles mir vorgetragen; es wird keine Entschließung gefaßt, ohne mich zu befragen. Jeder will vom Fürsten empfangen werden, um ihm sein Leid zu klagen! Je mehr Arbeit ich aber habe, desto lieber ist es mir, und ich beklage mich keineswegs.“ Arbeit, Unruhen und Sorgen der letzten Monate hatten jedoch seine sonst so kräftige Gesundheit erschüttert; er erkrankte an heftigem Fieber und mußte das Bett hüten. Auch der Fürstin war der sommerliche Aufenthalt in den dumpfen Räumen des Cotroceni-Klosters, dessen Inneres man wohnlicher gestaltet, dessen Umgebung aber sumpfig war, nicht gut bekommen.

So führte denn das fürstliche Paar eine längst geplante Absicht aus, mit seinem Töchterchen Anfang August nach Sinaia überzusiedeln. Bis nach Plojeschti konnte man die fertige Bahnstrecke benutzen, dann wieder im offenen Wagen fahrend. Die Fürstin äußerte stets aufs neue ihre helle Freude über die wechselnden Eindrücke, die sich ihr in so reicher Fülle darboten. Ueberall strömte die Bevölkerung herbei, Knaben und Mädchen in bunten Trachten brachten in den Dörfern Blumensträuße und Früchte dar, zerlumpte Zigeunerkinder eilten heran mit Jubel und Trubel, und zottige Bärentreiber ließen den brummenden Meister Petz allerhand Kunststücke ausüben. Immer mehr ging der Weg bergan; bald rechts, bald links von ihm rauschte die Prahova in breitem Felsenbett dahin, das im Frühling von tosenden Fluten ausgefüllt ist. Romantische Täler öffneten sich mit lieblichen Ausblicken, dann

schoben sich die Felsen enger zusammen, ungebärdig, mit keckem Trotz ob der Hindernisse, drängte sich gurgelnd und sprudelnd der Fluß hindurch, nicht achtend der entwurzelten Baumstämme und massigen Steinblöcke, die seinen Weg zu hemmen suchten, den hier und da kleinere Trupps großgehörnter Büffel kreuzten. Nun reckten sich die dunklen Massen des

Das Prahovatal (1872).

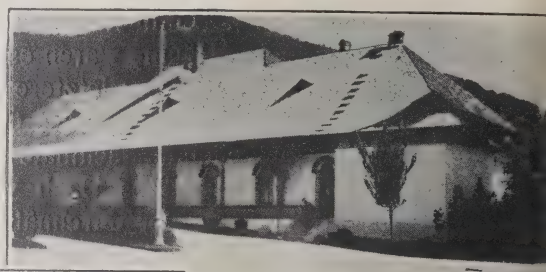
herrlichsten Hochwaldes auf, überragt in majestätischer Wucht von den blauschimmernden, zackigen, mit gleißendem Schnee gekrönten Felsengründen des Bucegi, des herrschenden Oberhauptes dieser Alpen, ernst und hoheitsvoll herabgrüßend auch auf das auf breitem Vorsprunge liegende Kloster Sinaia, das mit seinen niedrigen Gebäuden, den weißen Galerien, seinen dunklen Bedachungen und der Kirche malerisch

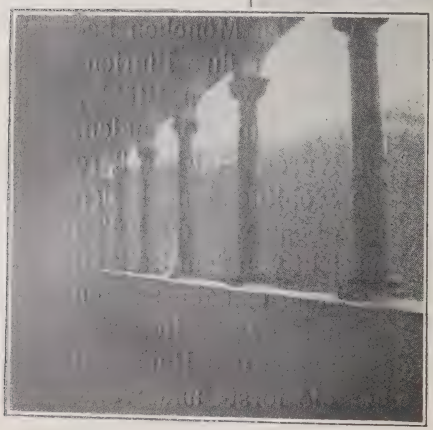
herniederschaut auf die schweigsamen Talbuchten und die rauschende Prahova, in die grade unterhalb der Bergkuppe sich der Pelesch mit eifrigem Geplauder ergießt.

Um 5 Uhr nachmittags erfolgte die Ankunft im Kloster, vor welchem die Mönche in feierlicher Weise die fürstlichen Gäste begrüßten und sie nach kurzem, in der Klosterkirche veranstalteten Gottesdienst in die für sie hergerichteten Zimmer geleiteten. Kleine, niedrige, weißgetünchte Räume waren es, die untereinander keine Verbindung hatten; letztere wurde hergestellt durch eine an der Innenseite des Gebäudes nach dem Klosterhofe zu gehende, schmale Holzveranda, deren mit Schindeln bedecktes Dach verhütete, daß man bei regnerischem Wetter durchnäßt ward, wenn man von Zimmer zu Zimmer gelangen wollte. So einfach wie die noch vor kurzem von den Mönchen bewohnt gewesenen Gemächer selbst war ihre Einrichtung; aus Holz schlicht gezimmert waren Stühle, Tische, Schränke, falls letztere überhaupt vorhanden, mit Teppichen und Vorhängen wurde eine größere Wohnlichkeit erzielt. Aber wie wohltuend nach den drückenden Sommertagen in der Ebene war die Kühle hier oben und wie herlich die Aussicht von dem Balkon, auf dem das fürstliche Paar das Mahl einnahm: unten das schmale Waldtal des Pelesch und das breitere der Prahova, aus denen heraus das Raunen und Rauschen der Gewässer drang, gegenüber die forst- und waldreichen Höhenzüge des Piscu Cainelui, über denen Adler und Falken ihre Kreise zogen, im Norden die Dorfhäuschen von Poiana, Tatului und Busteni und südlich jene Sinaias, unter denen man bereits ein hübsches Hotel im Schweizer Stil erblickte. Das Fürstenpaar konnte sich gar nicht trennen von dem idyllischen Fleckchen und verließ es auch nicht, als am späten Abend ein heftiges Gewitter ausbrach und die das Dunkel durchzuckenden Blitze auf Sekunden mit grel-

lem Schein die großartige Gebirgsnatur beleuchteten, sie mit eindringlichster Gewalt wirken lassend.

Am folgenden Tage durchstreifte das Fürstenpaar die nähere Umgebung des Klosters, wobei die Fürstin ob der schier märchenhaften Unberührtheit der herrlichen Waldungen ihr inniges Entzücken äußerte. Das bestärkte den Fürsten in seinem schon vorher ganz im stillen erwogenen Entschluß, sich hier ein Landhaus zu bauen, und er suchte





Die erste Wohnung des Fürstenpaares in Kloster Sinaia.

für dasselbe gleich an diesem ersten Tage im Walde mit Geheimrat Abegg, dem Verwalter seiner Privatschatulle, einen geeigneten Platz aus, den er zu kaufen gedachte. Sein Begleiter, der vorher in den Diensten des Fürsten von Hohenzollern gestanden und seit Beginn des Jahres 1870 in Rumänien weilte, bat den Fürsten, nicht, wie dieser es geplant, ein kleineres Grundstück zu erwerben, sondern gleich ein größeres, denn wenn das Landhaus auch nur von bescheidenem Umfange sein sollte, so müßte desto ausgedehnter der Umkreis sein, ein Vorschlag, dem der Fürst gern zustimmte.

Mit heller Freude begrüßte die Fürstin diesen Plan, fühlte sie doch von Tag zu Tag, wie wohltuend für die Gesundheit, besonders für die von Fieber geschwächte des teuren Gemahls, der Aufenthalt hier in den Bergen war, und wie gut er dem Töchterchen bekam. Täglich auch entdeckte die Fürstin neue landschaftliche Schönheiten in diesem reizvollen Erdenwinkel, der sie vielfach an ihre rheinische Heimat mit deren dichten Waldungen gemahnte, nur daß hier noch das Ursprüngliche und Fremdartige überwog. Mit ihren Hofdamen, jun-

Im Dorfe Sinaia (1872).

gen, hübschen, lebensfrohen Fräulein aus den ersten rumänischen Familien, unternahm sie weite Ausflüge, den Lauf des Pelesch bergan verfolgend, hineindringend in verschwiegene Felstäler mit riesigen Farnen und bunten Gebirgsblumen, dem Murmeln verborgener Quellen, auch die Berggipfel erkletternd und freudige Umschau haltend über das wogende, grüne Blättermeer, aus dem es geheimnisvoll heraufrauschte, über die tief unten liegenden Almen mit ihren freundlichen

Hütten, über die silbern schimmernde Prahova, die sich mit keckem Ungestüm ihren Durchgang dort unterhalb Sinaias erzwang. Häufig wurden auch zottige Pferdchen bestiegen, die junge, sonnengebräunte Burschen in weißer Leinwandkleidung mit Lodenjacke darüber und der Lammfellmütze auf dem buschigen Haupt am Zügel hielten, und mit frohem Halloh ging's die schmalen Gebirgspfade empor, immer höher und höher, hinauf zu den sagenumwobenen Bergen, der Furnica — Ameise — und den Jepii, zwei starren Felskuppen,

zwischen denen sich ein schäumender Wassersturz in die dampfende Tiefe ergießt, oder auf den Virfur en Dor, den am leichtesten erreichbaren Gipfel des Bucegi-Massivs, von dem man ein weites Stück der walachischen Tiefebene übersehen kann. Besonders gern aber weilte das fürstliche Paar an jenem Platz, auf welchem das Landhaus erstehen sollte; vom Kloster durch das schmale Peleschtal getrennt, gewährte er einen prächtigen Blick auf die baumumrahmte Lichtung und hinüber zu den steilen Felswänden des Bucegi.

Diese Ferienwochen waren so recht nach dem Herzen der Fürstin, die nie viel übrig gehabt für die engumzirkelten Vorschriften der gestrengen Dame Etikette. Zwanglos, ohne daß je die Form verletzt wurde,

ging es hier zu. Während in Bukarest das Fürstenpaar meist allein oder doch nur mit der nächsten Umgebung die Mahlzeiten einnahm, belief sich hier die Zahl der Teilnehmer oft bis auf zwanzig; Gäste stellten sich häufig ein, als willkommenster die Mutter der Fürstin, die in den ersten Septembertagen von Siebenbürgen her, und an der rumänischen Grenze seitens des Fürstenpaares freudig erwartet, hier eintraf. Nun konnte sich ganz direkt die Fürstin-Mutter, eine kluge, hochgebildete Frau, die viel Leid in ihrem Leben erfahren, von dem sonnigen Glück ihrer Tochter überzeugen, auch von ihrem und des Kindleins Wohlbefinden, von der harmonischen Eintracht der Ehe und von dem arbeitsamen Ernst, mit welchem der Fürst sich auch hier seinen Pflichten widmete. In der Begleitung der Fürstin zu Wied befanden sich Fräulein Lavater, die einstige Erzieherin der Fürstin und besorgte Hüterin der Jugendzeit der Prinzessin Elisabeth, und Professor Robert Springer, bei dem Fürst Karl in Bonn als junger Prinz Kunstgeschichte gehört und mit dem er auch die Baudenkmäler in den Rheinlanden besucht. Da gab es vielerlei Erinnerungen auszutauschen und den treuen Freunden all das Neue des Sommeraufenthalts zu zeigen. Aber letzterer neigte sich mählich seinem Ende zu. Nachdem noch am 9. September der erste Jahrestag der Geburt des Prinzeßchens festlich begangen und am Abend mit Feuerwerk, Musik und Tanz gefeiert worden, ging es ans Abschiednehmen, das in ein hoffnungsfrohes „Auf Wiedersehen!“ ausklang.

Der Winter brachte abermals vielerlei gesellschaftliche Zerstreuungen, die aber nicht die Fürstin Elisabeth hinderten, ihren Wirkungskreis stets zu vergrößern, indem sie den Unterricht in den Schulen besuchte und mancherlei Anregungen und Verbesserungen gab, im Verein mit ihren jungen Hofdamen verschiedene deutsche Kinderbücher ins Rumänische übersetzend und wöchentlich einmal dem Armenverein prä-

sidierend, der unter ihrer Leitung eine segensreiche Wirkung entfaltete.

Die innere Beruhigung im Lande hielt an, so daß mit zufriedenen Worten der Fürst darüber seinem Vater berichten konnte. Nur die Sorgen um die Eisenbahnangelegenheit ließen sich nicht verbannen und gaben der Opposition stets erwünschte Gelegenheit, gegen die Regierung vorzugehen, doch war diesen Bestrebungen der Nährboden entzogen. Endlich, Anfang Januar 1872, ward das neue Eisenbahngesetz von den Kammern angenommen, das, wenn auch verschiedene Einzelheiten wohl auf Widerspruch stießen, doch im ganzen als eine Lösung im Sinne von Recht und Gerechtigkeit begrüßt werden konnte, bis im Laufe des Jahres eine weitere zufriedenstellende Regelung erfolgte durch ein Uebereinkommen mit dem Bleichröderschen Bankhause und der Diskonto-Gesellschaft in Berlin, wodurch der Weiterausbau der rumänischen Eisenbahnen gesichert wurde.

Fürstin Elisabeth und Prinzeßchen Marie.

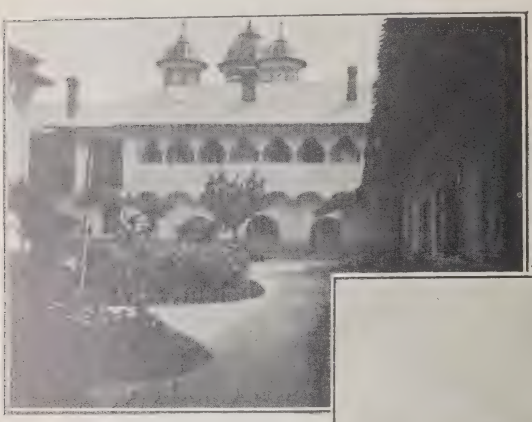
Mit Genugtuung durfte Fürst Karl im Frühling 1872

an Fürst Bismarck berichten, daß die Zustände des jungen Fürstentums allmählich in ein gutes Geleise gebracht worden: „Es bedurfte großer Anstrengungen, gegen so viele subversive Elemente anzukämpfen; ich verlor aber den Mut nicht und setzte alles ein, um der außerordentlich schweren Situation Herr zu werden. Meine Ausdauer ist wenigstens zum Teil belohnt worden, im vorigen Jahr ein schwaches Ministerium und eine revolutionäre Kammer, die Finanzen zerrüttet und die unangenehme Eisenbahnfrage ungelöst; in diesem Jahr Ministerium stark und einig, die Ordnung in den Finanzen angebahnt, die Anleihe von 75 Millionen im Lande gedeckt, die Verwaltung wiederbelebt, der Eisenbahnstreit beigelegt."

Leider erfuhr gerade zu dieser Zeit das glückliche Familienleben des fürstlichen Paares eine herbe Störung, indem die Fürstin seit Monaten von einem argen Sumpffieber befallen worden war, von dem sie sich nicht erholen konnte. Die Aerzte hatten eine Luftveränderung vorgeschlagen, und schweren Herzens machte sich der Fürst mit dem Gedanken an eine Trennung von der geliebten Gemahlin vertraut. Am 12. März trat Fürstin Elisabeth ihre sechswöchentliche Reise nach Italien an, von der sie Mitte Mai wohlbehalten und neu gekräftigt heimkehrte, von ihrem Gemahl bereits in Orsova empfangen und jubelnd begrüßt von der Bevölkerung in Turnu-Severin und in Bukarest.

Bereits Ende Mai siedelte in diesem Jahre das Fürstenpaar mit dem Prinzeßchen und dem Gefolge nach Sinaia über, denn auch der Fürst war der Erholung dringend bedürftig; schon wenige Wochen später konnte er seinem Vater schreiben: „Ich glaube, daß meine Erkrankung eine Folge der bedeutenden Anstrengungen in der furchtbaren Sommerhitze gewesen ist, denen ich bei meinen Inspektionen ausgesetzt war, die täglich oft sechs bis acht Stunden in Anspruch nahmen. In der herrlichen Luft von Sinaia habe ich mich wieder

ganz erholt, der Aufenthalt hier tut uns dreien sehr gut und bestärkt uns immer mehr in dem Vorsatz, möglichst bald den Bau unseres Sommersitzes zu beginnen."



Dieser Plan begann immer greifbarere Gestalt anzunehmen, als auf Wunsch des Fürsten hin Ende August der bekannte

Kloster Sinaia.

Wiener Architekt Professor Doderer einige Tage in Sinaia weilte, um den Bauplatz zu besichtigen und das zunächst Erforderliche zu besprechen. Die Aufgabe bot zu ihrer befriedigenden Lösung viele Schwierigkeiten, denn der Pelesch gebärdete sich damals als ein weit wilderer Geselle wie heute, sein Tal war bei Regengüssen oft grundlos und schwer zu

durchqueren, das oberhalb des Baches gelegene, zum Bau bestimmte Gelände entbehrte jeglicher Zufuhrstraße und konnte bei stürmendem Unwetter argem Schaden durch die von den Bergen herabstürzenden Wassermassen ausgesetzt sein. Aber der Platz war doch so idyllisch und schön gelegen, daß man von ihm nicht abgehen wollte ungeachtet der technischen Hemmnisse.

Größer noch, wie im vergangenen Jahre, war diesmal der Kreis, der sich um das Fürstenpaar geschart. Wiederum hatte die Fürstin eine Zahl junger Damen in ihrer Gesellschaft, deren anregenden Mittelpunkt sie bildete. Häufig wurden kürzere und längere Ausflüge unternommen, und wenn der Fürst früh zur Jagd aufbrach, kam die Fürstin zur Mittagsstunde mit ihren Damen zu dem verabredeten Zusammenkunftsort, um den ausgehungerten Jägern Speise und Trank zu bieten. Einmal machte auch ein Bär einen Abstecher bis in die Nähe des Klosters und erschreckte ein junges Hoffräulein, das dort spazieren ging und dann aufgeregt von seinem Abenteuer berichtete.

Sogar Fürst Karl konnte und wollte sich nicht dem frohsinnigen Getriebe entziehen, das er seinem Vater in einem Briefe vom 31. August schilderte: „Der Aufenthalt in Sinaia, den wir, wenn das Wetter gut bleibt, noch um vier Wochen verlängern werden, bekommt uns allen vortrefflich. Das Leben ist hier angenehm und ungezwungen, jeden Tag haben wir Gäste. Eine Schar junger Mädchen bringt viel Munterkeit in unsern Kreis; neulich hatten wir sieben junge Damen bei Tisch, mit denen am Abend getanzt und kleine Gesellschaftsspiele gemacht wurden. Selbst der Unsinn erfrischt den Geist, und es war für uns alle eine wahre Wohltat, recht ausgelassen zu sein. Costa-Foru mußte tanzen, und D. Ghika mit uns spielen. Dies ist doch einmal ein anderes Bild, als fortwährend bis über die Ohren in Geschäften zu stecken! Bis heute konnte man mich noch nicht beschuldigen, mit meinen früheren und

jetzigen Ministern gespielt zu haben. Es gereicht mir aber zu einer wirklichen Genugtuung, auch dieses in Sinaia erreicht zu haben. Ueberhaupt ist der hiesige

„Wir drei!" (Sinaia 1872)

Aufenthalt in mancher Beziehung von großem Nutzen: er bringt uns die Leute viel näher, als dies in der Stadt, wo alles offiziell ist, möglich wäre; auch haben wir

erreicht, daß trotz der Schwierigkeit der Verbindung jedermann mit großem Vergnügen hierher kommt; selbst aus der Moldau haben wir zahlreiche Besucher gehabt. Die Staatsgeschäfte besorge ich mit Leichtigkeit von hier aus; bei wichtigen Fragen kommt immer ein Minister zum Vortrag, so daß schon alle Minister der Reihe nach hier gewesen sind. Die Reise dauert zirka sieben Stunden: zwei Stunden Bahn, fünf Stunden Wagen."

Mit inniger Freude kam der Fürst immer wieder auf sein Töchterchen zurück: „Am 8. September n. St. wird unser Mariechen schon zwei Jahre alt, es könnte aber schon Anrecht auf drei haben, denn seine geistige und körperliche Entwicklung ist bei weitem reifer als die eines zweijährigen Kindes. Jetzt wäre der Augenblick, wo Ihr, teure Eltern, mein Töchterchen sehen solltet! Ihr würdet gewiß eine ebenso große Freude an ihr haben, wie wir selber. Es spricht schon in drei Sprachen, Rumänisch, Deutsch, besonders aber Englisch, fühlt sich sehr selbständig, läuft allein herum, ruft jedermann bei seinem Namen und geht jeden Sonntag in die Klosterkirche, wo es sich während des Gottesdienstes sehr ruhig verhält. Ihr Charakter ist liebevoll und sanft, sie gehorcht aufs Wort und gibt alles freudig hin, was sie hat."

Jener zweite Geburtstag des Prinzeßchens wurde wiederum festlich mit Musik, Gesang und Feuerwerk gefeiert; der Prior des Klosters zerbrach über ihrem blonden Köpfchen eine Torte, wie es altrumänischer Brauch vorschreibt, „die Kleine nahm die Huldigungen mit kindlicher Grazie und reizendem Frohsinn entgegen." Als einige Wochen später der Fürst von den Manövern, denen er beigewohnt, nach Sinaia zurückkehrte, überraschte ihn aufs freudigste die Fürstin mit einem während seiner Abwesenheit von dem zum Besuch eingetroffenen amerikanischen Maler Healy gefertigten Gemälde, das die glückliche Mutter mit dem

Kindchen, beide in rumänischer Tracht auf einem Felsblocke des Peleschtales sitzend, darstellt. Der Künstler, den die Fürstin im vergangenen Winter in Rom kennen gelernt, malte noch mehrere Bilder von der fürstlichen Familie, unter andern auch den Fürsten in der Kalaraschen-Uniform.

Als sich der Aufenthalt seinem Ende näherte, schrieb, in inniger Befriedigung der in Sinaia verlebten Monde, der Fürst an seinen vertrauten Freund, den deutschen Kronprinzen: „Auch wir haben nach vielen Stürmen einen ruhigen und heiteren Sommer verbringen dürfen, in Natur und Kunst schwärmend, von Menschen aller Art und aller Länder aufgesucht, heiter und wechselvoll, trotz des stillen Klosters inmitten der imposanten Bergriesen. Es waren auch endlich einmal einige Engländer hier, was mir um so erwünschter war, als man nun hoffen darf, daß dieselben gesündere Ideen über die orientalischen Länder unter ihren Landsleuten verbreiten werden. Leider lebt der Schatten Palmerstons unter den diplomatischen Vertretern Englands hier noch fort, und die Bewohner Albions sind türkischer als die Türken selber, was Du, da Du die Türkenwirtschaft kennst, richtig zu würdigen wissen wirst. — Ich habe dies allen, die kamen, gesagt, und ich hoffe, daß man doch einmal eine gerechtere Beurteilung, namentlich der Donauländer, im Foreign Office erreichen wird.“ —

An den Aufenthalt in Sinaia schloß sich die Abhaltung der großen Herbstmanöver, an denen diesmal eine bedeutende Zahl von Milizbataillonen und die neu organisierte Nationalgarde teilnahmen. Die ausgedehnten Uebungen stellten große Anforderungen an die Truppen, mit deren Haltung und Leistung der Fürst, der wiederholt in ihrer Mitte biwakiert hatte, sehr zufrieden war. Hier zeigten sich die Früchte der Sorgfalt, die er unausgesetzt, trotz aller inneren Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, seinem Heer gewidmet

Die rumänische Armee 1872.
Fürst Karl

hatte; das Heeresgesetz war erweitert worden, persönlich hatte Fürst Karl stets die wichtigsten Besichtigungen vorgenommen, nicht nur in Bukarest, sondern auch in anderen größeren Städten; die Bewaffnung machte wesentliche Fortschritte, Militärschulen waren errichtet und neue Kasernen erbaut worden, mehrere rumänische Offiziere konnten mit Genehmigung des deutschen Kaisers den deutschen Manövern beiwohnen, von diesen mancherlei Anregungen heimbringend.

Während des folgenden Jahres, 1873, hielt die ruhige innere politische Entwicklung Rumäniens an und machte das Land große kulturelle Fortschritte. Der Unterricht in den Schulen war erheblich vertieft worden, die richterlichen Urteilssprüche litten nicht mehr unter Ungerechtigkeiten aller Art, der Ausbau der Eisenbahnen schritt fort, sowohl nach der russischen wie nach der österreichischen Grenze hin, die Einrichtungen der Gefängnisse waren wesentlich verbessert, einige Gesetze waren durch die Kammer genehmigt, die der Ordnung und Sicherheit einen Halt gaben, eins der erheblichsten unter ihnen war das über die Wahl der Metropoliten und Bischöfe und über die Einsetzung der Synode nach kanonischen Regeln, wodurch der Anarchie im Klerus ein Damm gesetzt ward. Auch die Städte selbst, voran Bukarest, entwickelten sich mehr und mehr; so hatte die Residenz endlich Gasbeleuchtung erhalten, die Hauptstraßen gewannen ein anderes Aussehen, der Handel hob sich in merklichster Weise. Ebenso war eine erfreuliche Blüte der Hafenstädte an der Donau zu bemerken, in Giurgiu, Galatz und Braïla wurden große Kaianlagen ausgeführt, so daß die Schiffe bequemer löschen und laden konnten.

Beruhigt vermochte daher das fürstliche Paar im Sommer 1873 eine längere Auslandsreise anzutreten, die den Fürsten — die Fürstin war mit der kleinen Prinzessin schon vorher nach Neuwied zu ihrer Mutter gefahren — zunächst als Gast des österreichischen

Kaisers nach Wien zum Besuch der Weltausstellung, an der sich auch Rumänien hervorragend beteiligt hatte, führte, und dann nach Ems, woselbst er mit dem

Investitur der Erzbischöfe im Palais zu Bukarest (1873).
(Nach einem Aquarell von Szatmari.)

Kaiser Alexander von Rußland eine sehr herzliche Begegnung hatte, ebenso mit dem deutschen Kaiser, der ihm hier seine innige Genugtuung ausdrückte, mit

welchem Takt und welcher Einsicht Fürst Karl seine dornenvolle Regentenaufgabe durchführe, hinzusetzend, daß er daran nie gezweifelt. Nach einem Aufenthalt

Fürstin Elisabeth mit Prinzeßchen Marie (1873).

bei den Eltern und einer Kur im idyllischen Imnau erfolgte die gemeinsame Rückkehr nach Rumänien, und zwar direkt über Kronstadt nach Sinaia. Schon in Wien hatte das Prinzeßchen den auf dem Bahnhofe anwesen-

den Rumänen freudig zugerufen: „Ich fahre jetzt nach Hause, mit dem Postillon und acht Pferden!“ —

Und das geschah auch; denn in Kronstadt, wo dem Fürstenpaar ein ganz unerwarteter, glänzender Empfang zuteil geworden, harrte die mit acht Pferden bespannte, von dem buntgekleideten Postillon geleitete fürstliche Post der Heimkehrenden, denen überall ein jubelnder Empfang bereitet wurde. Bei Predeal, an der Grenze, war ein Triumphbogen errichtet, ließen Dorobanzen und Kalaraschen schmetternde Militärweisen ertönen, begrüßten im Auftrage des Ministerrates mehrere Minister und der Generalrat des Distrikts Prahova die fürstlichen Reisenden, deren der gleiche herzliche Willkommen in Sinaia harrte. Alle Wege und Straßen wie die Hügel nahe dem Kloster waren von Bauern und Bäuerinnen in ihren malerischen Trachten belebt, die Glocken ertönten, die Böller donnerten, eine Regimentsmusik spielte die Nationalhymne, aus Bukarest waren zur Begrüßung der Primar und mehrere Mitglieder des Staatsrates, dann Deputierte, Senatoren, höhere Militärs erschienen, abends knatterten Feuerwerkskörper in die Luft und warfen Freudenfeuer ihren lodernden Schein auf Täler und Höhen — das Fürstenpaar fühlte, wie sehr man es vermißt, wie groß, aufrichtig und allgemein die Freude über seine Rückkehr war.

Wieder quartierte man sich in den einstigen Klosterzellen ein, die nach dem Prahovatale zu eine hölzerne Galerie erhalten hatten, welche einen noch häufigeren Aufenthalt in freier Luft gestattete, stets mit dem bezaubernden Blick auf die wunderbare Waldlandschaft.

Mit Wehmut spricht heute noch oft die Königin von jenen ungetrübt glücklichen Zeiten, in denen die fürstliche Familie zuerst nicht einmal über ein Eßzimmer verfügte, sondern im Gange essen mußte, bis die Mönche das Refektorium abtraten, und jener Gang war so dunkel, daß man die Tür ins Freie aufmachen mußte, um es hell zu haben, da die Fenster fehlten. Das Mo-

biliar setzte sich aus einem Tannentisch und Holzstühlen zusammen, die Wände waren weißgetüncht, und abends bestand die Beleuchtung aus zwei Windlichtern, die in einer Laterne hingen.

Das ruhige, heitere Leben wurde jäh unterbrochen

Prinzeßchen Marie (1874).

durch einen Diphtheritisanfall des Prinzeßchens Marie, welcher die Eltern mit tiefster Sorge erfüllte. „Unsere Angst war unbeschreiblich," schrieb der Fürst unterm 12. Oktober dem deutschen Kronprinzen, „glücklicherweise aber wurde binnen vierundzwanzig Stunden durch energisches Eingreifen das Uebel zum Stillstand

gebracht, und heute ist die letzte Spur von Schwäche und Mattigkeit verschwunden."

Wenige Tage später schon konnte das Töchterchen die Eltern nach dem vom Fürsten neugewählten Bauplatze begleiten, der, höher wie der frühere, auf einer Anhöhe am Waldesrande lag, oberhalb des Peleschtales, mit dem Blick auf das Kloster. An der Hand der von Professor Doderer eingeschickten Pläne, die schon auf der Wiener Weltausstellung vielfaches Aufsehen erregt, konnte man die Entfernungen abmessen und bereits Einzelheiten besprechen. Der Fürst beabsichtigte auch den Bau eines etwas talaufwärts gelegenen Jagdhauses, das der fürstlichen Familie während der auf mehrere Jahre berechneten Bauzeit des größeren Sommersitzes zum Aufenthalt dienen sollte, und beschloß, damit schon im nächsten Frühling zu beginnen. Seinem Vater schrieb der Fürst: „Es ist ein großes Glück, daß wir den ganzen Herbst hier in der vortrefflichen Luft verbringen können! Das Wetter ist einzig schön und warm, wie selten um diese Zeit im Hochgebirge, der Himmel wolkenlos; bei Tage sucht man den Schatten auf, und selbst abends kann man im Freien sitzen. Mit Wohlbehagen atme ich diese herrliche Luft und sammle Kräfte für den Winter, der hier in jeder Beziehung ein gestrenger Herr ist. Die politischen Stürme sind in Rumänien seltener geworden; wenn sie aber losbrechen, geschieht es immer gleichzeitig mit dem Eis und Schnee."

Die Stürme blieben aus, das Jahr 1873 war für Rumänien, das sich auch auf der bereits erwähnten Wiener Weltausstellung eindrucksvoll behauptet, in jeder Beziehung ersprießlich verlaufen; der Fürst konnte mit Befriedigung auf das Erreichte zurückblicken. Nur aus der Fürstin Herz wollten nicht bange Sorgen schwinden, zur Jahreswende vertraute sie ihrem Tagebuche an:

„Leb' wohl, du altes Jahr!
Du brachtest Sonn' und Glück.
Drum ist mein Scheideblick
Heut' tränenfeucht fürwahr.

Ich war durch Liebe reich,
Drum klingt mir dein Lebwohl,
So innig, liebevoll,
Wie Freundesstimme weich.

Noch einmal deine Hand!
Dank dir, du alter Freund —
Da hat es still geweint
Und schnell sich weggewandt." —

Die Ruhe im Lande dauerte auch im neuen Jahre 1874 an. Die Kammern erledigten in fortgesetzter Arbeit die ihnen gestellten Aufgaben, und das Ministerium war bestrebt, verschiedene wichtige Verbesserungen in den Verwaltungszweigen einzuführen. Der Winter verlief gesellschaftlich sehr lebhaft, da eine Reihe größerer Festlichkeiten stattfand, denen das Fürstenpaar gern beiwohnte, dessen innigste Freude die kleine Jtty war, wie Prinzeßchen Marie zärtlich genannt wurde.

Das reine Glück, welches das letzte Jahr den fürstlichen Eltern gebracht, es sollte jäh gestört werden. Denn als der Frühling kam, mit Blütenduft und Lerchensang, da wurde ihnen ihr heller Sonnenschein genommen und ihnen damit der härteste Schlag zugefügt, den ein unerbittliches Geschick auszuüben vermochte. Gerade am Ostersonntag erkrankte die kleine Prinzessin, die wenige Tage vorher mit ihrer Erzieherin, wie häufig, das Helenenasyl bei Cotroceni besucht hatte, ein großes Waisenhaus, in welchem das Prinzeßchen gern mit den Kindern spielte. Dort mußte sie sich das Scharlachfieber geholt haben, das sie mit großer Heftigkeit befiel, und zu welchem sich Diphtheritis gesellte. In heißem Fieber, während die Mutter vor ihr kniete und ihre Händchen hielt, rief sie in der Nacht zum

Gründonnerstag, 9. April, mehrmals aus: „Ich will nach Sinaia fahren und von dem Wasser des Pelesch trinken.“ Um die fünfte Morgenstunde schlummerte das liebliche Kind, das alle Qualen der Krankheit still ergeben erduldet, zum ewigen Schlaf hinüber; die Mutter, die noch kaum das ganze Weh fassen konnte, drückte ihm die lieben blauen Augen zu. Zur Mittagsstunde des 10. April bettete man Prinzeßchen Marie im Garten des Helenenasyls, nahe dem Cotroceni-Kloster, zur letzten Ruhe unter der innigsten Beteiligung aller Bevölkerungsschichten.

In tief empfundenen Worten dankte Fürst Karl seinem Volke für die seinen Schmerz stillende allgemeine Trauer: „Die süßeste Erinnerung, die unsere verewigte Tochter uns als kostbaren Schatz hinterlassen hat, ist ihre unbegrenzte Liebe zu dem Land, in welchem sie geboren ward; eine Liebe, die so lebendig war, daß die Verklärte ungeachtet ihres zarten Alters bei ihrem ersten Aufenthalt im Auslande von Heimweh ergriffen wurde. Die Religion unseres Kindes, die Sprache, die sie sprach, hat für uns eine neue Weihe erhalten, denn jedes rumänische Wort wird uns von nun an einen Widerhall jener Stimme bringen, die wir auf dieser Erde nimmermehr hören werden. Im Kreise unserer engsten Familie ist zwar das innigste Band gerissen, aber ein stärkeres Band vereint uns jetzt mit unserer großen Familie, dem rumänischen Volke, das mit uns gemeinsam unser Kind und das seine beweint.“ In heißen Worten strömte der Fürst seinen Schmerz aus in Briefen an seinen treuen Freund, den deutschen Kronprinzen, und an seine Eltern, diesen schreibend: „Euch darf ich meinen tiefen Schmerz klagen, denn niemand besser als Ihr könnt ihn in seinem ganzen Umfange fassen und verstehen. Ja, teuerste Eltern, Ihr wißt es, daß es kein größeres Weh auf dieser Erde gibt, als sein eigen Kind ins Grab zu legen. Nur der Glaube, das Vertrauen auf Gott können in solchen

Augenblicken Kraft verleihen, um eine so herbe Prüfung mit christlicher Ergebung zu ertragen. Tief ist die Wunde, die uns geschlagen ward, und niemals wird sie ganz heilen, denn sein Leben lang beweint man sein Kind, mit dem man die schönsten Hoffnungen begraben hat. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kam dieser furchtbare Schlag, der unser schönes Familienglück zerstört hat; da, wo uns Freude und Sonnenschein entgegenleuchtete, ist Kummer und Schmerz eingezogen; wir können es noch nicht fassen, daß wir für immer Abschied genommen haben von unserem lieblichen Kinde! — Täglich besuchen wir das teure Grab, das ein freundlicher Blumengarten ist, und benetzen es mit unseren Tränen. Mit uns weinen Tausende, das ganze Land teilt unseren Schmerz. — Wir sagen Euch, teuerste Eltern, tausend innigen Dank für die Trostesworte, die Ihr uns gesandt habt; wir wissen, daß Ihr mit uns wie um Euer eigen Kind weint! Elisabeth ist bewunderungswürdig, sie erträgt den furchtbaren Schlag, der ihr Mutterherz ganz zerrissen hat, mit großer Fassung und sucht Halt und Trost in der Religion und in dem Gedanken, daß unser verklärtes Töchterchen heute glücklicher ist, als es je auf Erden hätte werden können." Und die Fürstin schrieb ihrer Mutter: „Ja, Gott hat mir viel, viel gegeben! Solch einen Vater, solch eine Mutter, solch einen Bruder — solch einen Mann und solch ein Kind! Ja, zu viel! Und wenn er es auch meinen Augen entrückt, nehmen kann er mir nichts mehr von all seinen himmlischen Gaben, denn er gab mir dazu ein gutes, treues Gedächtnis! Ich fühle, daß ich nicht das Recht habe, zu klagen nach so großen Segnungen, und darum ist auch heute die Freude stark in mir, und der Schmerz kann mich nicht erdrücken."

Dem deutschen Kaiser dankte Fürst Karl tiefbewegt für die liebevolle Teilnahme, die dieser ihm in einem Briefe zum Ausdruck gebracht: „Daß es schwer

ist, im Unglück tapfer zu bleiben, das weiß jeder, der einmal gelitten hat; daß es aber auch ein unerschütterliches Gottvertrauen gibt, welches hinausträgt über alle Erdennot, das erfahren auch wir. — Wenn es einen Trost gibt in solchen Schmerzen, so ist es der, daß ein ganzes Volk heiße Tränen über dem geliebten Grabe weint: von solcher Teilnahme, wie wir sie in dieser Zeit erfahren haben, kann man sich nur schwer einen Begriff machen, es gab weder Parteien noch Feindschaften mehr, alle Leidenschaften waren zum Schweigen gebracht; denn unser Kind mit seinen sonnigen Augen und seiner Glockenstimme hatte alle bezaubert."

Fürstin Elisabeth klagte in schmerzdurchwehten Gedichten um den ihr so jäh genommenen Liebling:

Mein Sonnenkind.

Zur Sonne bist du geflogen,
Mein kleines Kind,
Von mir zum Lichte gezogen,
Wo die Engel sind.

O laß mich, laß mich es schauen,
Du Sonnenschein,
In deinen goldenen Auen
Den Engel mein!

Hier wohnt nur Grabesstille,
Hier ist's so kalt!
Der lieblichen Töne Fülle —
Sie ist verhallt!

Und einsam das Herze mein —
Ich rufe dich! — — —
Ein Sonnenstrahl schwebte herein
Und küßte mich. —

Sobald es nur die Witterung ermöglichte, siedelte das fürstliche Paar nach Cotroceni über, wohin es sie unwiderstehlich zog; war doch alles hier umweht von den weihevollen Erinnerungen an das geliebte Kind, dessen blumenbedeckte Grabstätte mit der verheißen-

den Inschrift: „Sie ist nicht tot — sie schläft!“ unter den rauschenden Bäumen des Parkes lag. Tiefe Sorge bereitete dem Fürsten die Stimmung seiner Gemahlin, wie es aus einem Briefe an seinen Vater hervorging: „Elisabeths Nerven sind so angegriffen, daß sie großer Schonung bedarf. Ich gestehe Dir, daß ich mich oft ängstige und durch Schmerz, Kummer und Sorge recht

Grabmal der Prinzessin Marie in Cotroceni.

bedrückt bin. Infolgedessen schlafe ich des Nachts nur wenig und habe meine arme Elisabeth wiederholt im Traume rufen hören: tot, tot! Dieser schmerzliche Ausruf ist mir jedesmal wie ein Stich in mein wundes Herz.“ —

In dem furchtbaren Leid wurde der Fürstin Elisabeth die Poesie eine keusche Trösterin. Ihr tiefes Weh klang in manch traurigem Lied wieder, das sie in ihr Tagebuch schrieb, dessen Inhalt zunächst nur für sie und den Gemahl bestimmt war. Da war es der rumänische Dichter V. Alexandri, der sie anregte, eine Reihe rumänischer Legenden und Märchen, die er in klangvolle Reime gebracht, ins Deutsche zu übertragen. Und mit jenem Eifer, der die Fürstin bei der Verwirklichung all dessen, was sie interessiert, beseelte, ging sie darauf ein, gleichzeitig planend, auch die schönsten Perlen deutscher Dichtkunst in das Rumänische zu übersetzen, ihrer Mutter hiervon folgende Mitteilung machend: „Ist es nicht merkwürdig, wenn der Himmel mir mit einer Hand meine Lieben nimmt, schüttelt er mit der andern mir die reinsten, edelsten Blüten in den Schoß; in welcher liebreichen und anziehenderen Weise könnte ich wohl meinem Lande dienen, als indem ich ihm jetzt auch die Geistesschätze meines deutschen Vaterlandes in die rumänische Sprache übersetze."

Ende Juni siedelte das fürstliche Paar wieder nach Sinaia über, begleitet vom Bruder des Fürsten, dem Erbprinzen Leopold, der, da die Eltern des Fürsten eine so weite Reise nicht unternehmen konnten, dem Fürstenpaar in den trübsten Stunden zur Seite stehen wollte. All die teuren Erinnerungen stürmten auf die ihres Lieblings beraubten Eltern ein, und es bedurfte großer Willenskraft, um sich nicht von ihnen überwältigen zu lassen. Erwünschte Ablenkung gewährte dem Fürsten und seiner Gemahlin der tägliche Besuch des für den künftigen Sommersitz bestimmten Bauplatzes, auf welchem man bereits mit den ersten Vorarbeiten begonnen. Der Fürst hatte angeordnet, daß, soweit es nur möglich, die Baumaterialien, wie Steine, Ton und Holz, in der Nähe beschafft und bearbeitet, ebenso wie beim Bau selbst hauptsächlich Rumänen beschäftigt werden sollten. Im Frühling hatte Pro-

fessor Doderer in Begleitung des Privatsekretärs des Fürsten, L. Basset, der noch heute mit treuester Pflichterfüllung seinen verantwortlichen Posten versieht, und des Holzbildhauers Martin Stöhr, den der Fürst kurz nach seinem Regierungsantritt in seine Dienste genommen und den er nicht nur wegen seiner künstlerischen Befähigung, sondern auch wegen seines selbstlosen Charakters schätzte, an Ort und Stelle nachgeforscht, ob dem Wunsche des Fürsten entsprochen werden konnte, und man hatte günstige Ergebnisse gefunden. So entstand denn in dem bisher so stillen Erdenwinkel alsbald betriebsames Leben. Wege wurden gebahnt und teils neu angelegt, um die Materialien heranzuschaffen: gewaltige Steinblöcke, die man an den Abhängen des Buceci gebrochen, Bretter und Balken, die in den Sägemühlen an der Prahova zugeschnitten wurden, schwere Ziegellasten aus den neuentstandenen Ziegeleien; dann wurden Baracken aufgeführt, um die Arbeiter zu beherbergen, es mußten Brunnen gebohrt, Lehm- und Mörtelgruben gegraben werden, man mußte sich nach Proviantquellen für die zu beschäftigenden Handwerker und Arbeiter umsehen, um für alles gerüstet zu sein.

Der Fürst kümmerte sich um alles, selbst um geringfügige Kleinigkeiten, und wußte auch das Interesse der Fürstin zu erwecken, um sie von ihren trüben Gedanken abzulenken. Beide bestimmten den Umfang des Parkes, die Plätze der Neubauten, ordneten an, welche Bäume auszuroden waren, halfen bei der Festsetzung und Anlegung der Wege, entwarfen und schafften mit zur Verwirklichung der Pläne. Kaum drei Wochen währte der diesmalige Aufenthalt des Fürstenpaares, dann trat es seine Reise nach dem Ausland an, um zunächst in Franzensbad eine vierwöchige Kur zu erledigen, die verschönt ward durch die Anwesenheit der Mutter des Fürsten, und an die sich dann eine gemeinsame Reise nach England schloß. Nach einem mehrtägigen Auf-

Die rumänischen Herbstmanöver bei Buzen (1874).
Fürst Karl

enthalt in der heimatlichen Weinburg bei den Eltern des Fürsten erfolgte die Rückkehr nach Rumänien, wo alsbald neue Pflichten jede Stunde ausfüllten, ein kleines Heilmittel in der Fülle trauriger Erinnerungen, die das Betreten jener Stätten mit sich brachte, die so eng verknüpft waren mit dem dahingeschiedenen Prinzeßchen.

Den Herbstmanövern wohnte der Fürst mit vielen auswärtigen hohen Offizieren, darunter deutschen, französischen, englischen, russischen, österreichischen

Fürst Karl auf der Jagd bei Clejan (1874).

und türkischen, bei. Die Haltung der Truppen gegen früher hatte sich wesentlich gehoben, und ebenso war die Disziplin eine weit straffere geworden. Unter großer Feierlichkeit fand in Gegenwart des fürstlichen Paares im Thronsaale des Bukarester Palais am 26. Oktober die Weihe von 32 Fahnen statt, die der Fürst, nachdem die Heeresorganisation nun vollendet worden, den Regimentern verliehen. An die um ihn versammelten Regimentskommandeure richtete der Fürst mahnende Worte: „Ich habe Euch diese Fahnen verliehen, in der stolzen Zuversicht, daß Ihr sie als ein heiliges Pfand

in jeder Gefahr zu verteidigen und ihre Ehre fleckenlos zu erhalten wissen werdet! Ich zweifle keinen Augenblick, daß jeder von Euch, wenn die Stunde Euch ruft, seine Pflicht mit Liebe und Hingabe erfüllen und der Devise eingedenk sein wird, die auf Euren Fahnen steht: „Für Ehre und Vaterland!“ — Und diese Mahnung wiederholte er bei der wenige Wochen später stattfindenden Enthüllungsfeier des vor der Universität errichteten großen Reiterdenkmals Michaels des Tapferen, der am Ausgang des 16. Jahrhunderts ruhmvolle Siege über die Türken davongetragen, des ersten rumänischen, einem Nationalhelden gewidmeten Monuments. Nachdem der Fürst betont, daß Michael der Tapfere den soldatischen Geist begründet, der heute das rumänische Heer beseelt und dessen Wehen im ganzen Volk zu spüren sei, fuhr er fort: „Ich bin überzeugt, daß die Zeit der Mannhaftigkeit nicht vorüber ist, sondern daß Rumänien, im Augenblick der Gefahr sich wie ein Mann erheben wird, um seine Pflicht zu tun, und ich hoffe, daß Gott mir vergönnen wird, in jenem Augenblick den Erwartungen des Landes zu entsprechen, damit wir in die Seelen der künftigen Generation neue Dankbarkeit gegen die Verteidiger des rumänischen Grund und Bodens eingraben können!“

Mehr und mehr wurde jenseits der rumänischen Grenzen die wichtige, tief einschneidende Kulturarbeit des Fürsten anerkannt, wie dies aus einem Briefe hervorgeht, den Max Müller, der große Sprachforscher, an den Fürsten, mit dem er wie mit der Fürstin auf englischem Boden zusammengetroffen, aus Oxford gerichtet. Nachdem er zunächst seine Freude ausgedrückt, daß es ihm vergönnt gewesen, zwei so wahre, so edle Menschen kennen zu lernen, wie den Fürsten und die Fürstin, und betont, wie sehr er an dem Fürsten besonders die seltene — wegen unsrer verfälschten, verkünstelten sozialen Zustände seltene — Eigenschaft, daß er den Mut habe, ganz so zu sein.

wie er ist, schätze, fuhr er fort: „Die Größe des Werkes, das Eure Hoheit unternommen haben, wird mir jetzt erst klar. Es ist ein Werk, zu dem der höchste Heroismus, der Heroismus der Geduld, gehört! — Zu säen ohne Hoffnung, die Ernte zu genießen, dazu gehört Glaube, wie er jetzt selten ist. Wäre ich jünger, so könnte ich mit Begeisterung meine Dienste dem Markgrafen europäischer Kultur an der Donau anbieten und würde ihm keine Ruhe lassen, bis die Schulen und Universitäten der Stolz seines Volkes und das Vorbild der ganzen Welt geworden wären! — Kanonen sind nötig, Eisenbahnen sind nötig, aber nötiger als alles sind Schulen, sie sind die heiligste Pflicht! Unsre Nächsten zu lieben oder zu bessern, ist oft schwer, aber unsere nächstkommenden Geschlechter zu lieben und zu bessern, das können wir alle. Wenn das Budget der Liebe (der Erziehung) so hoch ist, als das Budget des Hasses (des Krieges), dann wird die östliche Mark auch ohne Verträge unter dem Schutze Europas stehen."

Das Jahr 1875 stand gleichfalls für Rumänien unter dem erfreulichen Zeichen einer ruhigen und gesunden Weiterentwicklung, die in jeder Beziehung eine völlig zufriedenstellende gewesen, wenn nicht immer von neuem die Eisenbahnfrage aufgetaucht wäre, in welcher Angelegenheit Fürst Karl durchaus den rumänischen Standpunkt vertrat. Aber trotz der von deutscher Seite gemachten Schwierigkeiten fuhr man fort, das Schienennetz zu vergrößern und einen schnellen Anschluß an die Nachbarstaaten zu gewinnen, was durch die gute Finanzlage ermöglicht wurde. Hatte doch in diesem Jahre das Budget des Staates die Höhe von 100 Millionen erreicht, also fast das Doppelte jenes von 1866. Und die wirtschaftliche Lage des Landes sollte eine fernere Verbesserung erfahren durch eine Reihe von Handelsverträgen, die man allmählich mit den wichtigsten Staaten, zunächst mit Oesterreich-Un-

garn, abschloß, ohne daß man sich, wie in sonstigen bedeutsamen Fragen, um den Einspruch und die Einwilligung der Pforte kümmerte — Entschlüsse von großer Tragweite, die den Keim der Unabhängigkeit Rumäniens in sich bargen. Auch in anderer Hinsicht waren mancherlei Fortschritte zu bemerken, vor allem in Bukarest selbst, in welchem viele der niedrigen Gebäude stattlichen Häusern Platz gemacht, und wo man auch fernerhin fortfuhr, die Hauptstadt würdig des Ranges einer solchen mehr und mehr umzugestalten.

Auf seinen vielfachen Reisen durch das Land widmete Fürst Karl den erhalten gebliebenen Baudenkmälern, die meist stark unter der früheren Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit gelitten, besondere Sorgfalt, so die Wiederherstellung der mit vielen geschichtlichen Erinnerungen verknüpften Kirche von Argesch anregend und sie einem mit der Entwicklung der byzantinisch-orientalischen Baukunst vertrauten tüchtigen französischen Architekten, A. Lecomte, übertragend. Bei der Rückkehr von einer dieser Reisen entrann der Fürst durch eine glückliche Fügung einem schweren Eisenbahnunglück, von dem am 14. Juni, dem Pfingstsonntag, nahe Bukarest sein Zug betroffen wurde, sich eine Verletzung unterhalb der Kniescheibe zuziehend, die jedoch nach wenigen Tagen heilte. Allgemein war die Teilnahme des Landes, die sich auch hier wieder zeigte, und die am besten bewies, wie tief eingewurzelt die Liebe zu dem Fürsten war.

Während des in Bukarest verbrachten Winters beschäftigte sich das fürstliche Paar viel mit den Plänen des Schloßbaues, die Professor Doderer umgearbeitet, und die dem Fürsten sehr gefallen, ihm jedoch für seine Zwecke zu großartig erschienen, schließlich aber seine Billigung fanden. So schwer es ihm gerade in diesem Falle wurde, mußte er den Ausgaben seiner Privatschatulle, an die sowieso in diesen Jahren die erheblichsten Anforderungen für kulturelle, wissenschaft-

liche und wohltätige Zwecke gestellt worden waren, bestimmte Grenzen ziehen. Wohl teilte er mit Friedrich dem Großen, der einst an d'Alembert geschrieben: „Ich liebe es, zu bauen und zu schmücken, aber nur von meinen Ersparnissen, der Staat leidet nicht darunter", auch diese Vorliebe; aber gleich dem Großen König war auch er darauf bedacht, all diese Ausgaben aus seinen eigenen Mitteln zu bezahlen. „Die Pläne von Doderer sind schön," bemerkte der Fürst in einem Brief an seinen Vater, „mir wird aber Angst vor der bedeutenden Ausgabe; in diesem Jahre hoffen wir in den Grenzen des Budgets zu bleiben."

Am 19. Mai konnte der Fürst in seinem Tagebuche verzeichnen: „Der Schloßbau in Sinaia ist begonnen worden!"

Es war erklärlich, daß der Fürst in diesem Sommer möglichst früh mit seiner Gemahlin nach Sinaia übersiedeln wollte, um die ersten und wichtigsten Arbeiten zu überwachen, aber, durch andere Aufgaben und mancherlei Reisen im Lande in Anspruch genommen, konnte die Uebersiedlung erst am 20. Juli erfolgen. Wenige Tage danach schrieb die Fürstin an ihre Mutter: „Wie habe ich mich nach dem Walde gesehnt! Das habe ich gestern dem Pelesch erzählt, und der hat gerauscht und gebraust in stürzenden, schäumenden Wasserfällen, und die Buchenblättchen haben gezittert und geflüstert, und die Sonnenstäubchen flogen mir zu. Alle versprachen mir neue Lieder und meinten, wenn sie ewig und unerschöpflich seien, so müßten es die Lieder auch sein."

Für den Schloßbau aber hatte der Pelesch zuviel gerauscht und gebraust. Unaufhörliche Regengüsse hatten ihn hoch anschwellen und schwere Verwüstungen anrichten lassen, so daß Wege und Stege zerstört und grundlos wurden. Zu dem kam, daß bei dem an sich schon schwierigen Bau der Fundamente in dem felsigen Untergrunde des steilen Bergabhanges zahl-

reiche starke Quellen hervorbrachen, die große Erdschichten zum Abgleiten brachten. Diese Quellen mußten nun erst gefaßt, in einem tiefen Kanal fortgeleitet und der ganze Baugrund durch mächtige Futtermauern gesichert werden.

Mit der tiefen Ruhe war's im Peleschtal vorbei, eine luftige Budenstadt von Baracken und Bauhütten war entstanden, um die zirka 400 Arbeiter mit ihren Familien zu beherbergen. Die verschiedensten Sprachen schwirrten durcheinander, an wilden und verwegenen Gestalten fehlte es nicht, ebensowenig an malerischen Szenen voll fremdartigen Reizes. Uebrigens wurde die Ordnung nicht gestört. All diese den mannigfachsten Völkerschaften angehörenden Maurer, Zimmerer, Erdarbeiter, Steinmetzen standen unter dem festen Willen eines, des Fürsten, der jegliches selbst anordnete, gerecht Lob und Tadel verteilend. Mehrfach, da sich die alten Schwierigkeiten wiederholten und sich zu ihnen neue gesellten, suchte man ihn zu bestimmen, den Bau überhaupt ganz einzustellen oder einen anderen Bauplatz zu wählen; aber der Fürst ließ sich nicht beirren. Mit gelassener Ruhe ordnete er die Fortsetzung der Arbeiten an, gab eingehende Ratschläge, um die Hemmnisse zu besiegen, ermutigte die Verzagten, spornte die Saumseligen an, belohnte die Fleißigen, nichts durch Hast und Unrast verderbend, sondern mit ruhiger Entschlossenheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte und den gewünschten Zweck erfüllte.

So konnte denn die Grundsteinlegung auf den 22. August angesetzt werden und wurde in feierlicher Weise vollzogen. Die Fürstin berichtete darüber: „Die Militärmusik blies in den Wald hinein, die Chorknaben sangen so laut, die Geistlichen beteten und besprengten die Fundamente mit Weihwasser, damit Hexen und Nixen und Quellen und Bergmännlein ihnen nichts mehr anhaben könnten. Und Offiziere waren ge-

kommen und Bauern und vornehme Leute in Festkleidern und wir in der Tracht des Landes, mit den schönen Schleiern und den gestickten Hemden. Mir hatten sie einen prachtvollen Blumenstrauß gemacht. Ich aber stand und weinte und vergrub mein Gesicht in die Blumen und sagte: „Ich will kein leeres Schloß ohne Kinder! Ich will kein leeres Schloß!" Da vernahm ich ein leises Flüstern ganz nahe an meinen Ohren, so deutlich, daß ich es verstand trotz der Militärmusik und dem Chorgesang: ‚Sei still und wein' nicht so! Du sollst viele Menschen froh und glücklich machen in deinem Hause! Wir, wir wollen dir auch ganz heimlichen Besuch schicken. Wir sagen dir noch gar nicht, welchen, denn das gibt eine Ueberraschung!" —

Auf dem Bauplatze war ein mit Fahnen, Teppichen und Blumen prächtig geschmücktes Zelt errichtet, vor dem eine Infanteriekompagnie mit Musik Aufstellung genommen, und in das sich nach dem im Kloster stattgefundenen Gottesdienst das Fürstenpaar mit zahlreichen Gästen, an der Spitze die Geistlichkeit, die Hofstaaten und Würdenträger, um die zehnte Vormittagsstunde begab, bewillkommnet von frohem Jubel. Denn außer den hunderten von Arbeitern hatte sich die Bevölkerung Sinaias und der umliegenden Dörfer in großer Zahl eingefunden, ihre bunten Trachten hoben sich lebhaft von dem Waldesgrün ab und fügten sich wirksam in das so mannigfaltige Bild ein, auf das verwundert das majestätische Haupt des Bucegi herabblickte.

Nachdem der Prior des Klosters die Grundmauern gesegnet und die üblichen Gebete gesprochen hatte, las Prinz Demeter Ghika die Bauurkunde vor, die wichtige Mitteilungen über Einzelheiten des Baues enthielt und nebst einem Gedicht der Fürstin und verschiedenen Münzen in den Grundstein eingemauert wurde. Die Münzen waren insofern von symbolischer Bedeutung, da sie, nur in kleiner Zahl geprägt und heute von

großer Seltenheit, das Bildnis des Fürsten trugen — ein Ausdruck des festen Willens des Fürsten und seiner Regierung, Rumäniens Abhängigkeit von der Türkei, die dem Fürstentum nicht die Herstellung von Münzen mit dem Porträt des Fürsten gestatten wollte, so bald wie möglich endgültig abzuschütteln.

Ueber den geschlossenen Grundstein strichen der Fürst und die Fürstin den Mörtel. Der Fürst ergriff dann den Hammer und sprach während der drei Schläge mit erhobener Stimme: „Möge dieses Schloß sich aus dem Grunde erheben und glücklich vollendet werden, um dereinst die Wiege Meiner und des Landes Dynastie zu sein!“ — Auch die Fürstin ließ den Hammer dreimal niederfallen.

Die Truppen präsentierten, die Musik spielte die Nationalhymne, die Volksmenge brach in begeisterte Jubelrufe aus, die Eingeladenen aber brachten dem Fürstenpaare, das von der Bedeutung der Feierlichkeit tief erfüllt war, ihre innigsten Glückwünsche dar. Diese gelangten auch bei dem vom Fürsten veranstalteten Frühstück zu lebhaftem Ausdruck, denn allgemein war das Gefühl, daß der ereignisvolle Tag ein neues Band zwischen dem Herrscherpaare und dem Lande geschlungen, in welchem der Fürst eigener Grundherr geworden und in absehbarer Zeit Schloßherr sein würde! An seinen Vater aber schrieb der Fürst: „Die Großartigkeit des Baues macht im ganzen Lande einen vortrefflichen Eindruck, und jeder freut sich darüber, weil er darin eine Garantie für die Stetigkeit des Regimes sieht. Jetzt schon nennt man es das „Königsschloß“, was es auch eines Tages werden kann. Möge es vor allem die Wiege unserer Dynastie werden, denn ohne diese ist die Zukunft des Landes nicht gesichert! Doch die Erfüllung dieses Wunsches liegt in der Hand Gottes, wir vertrauen auf ihn, er wird noch alles zum Besten lenken!“

Leider wurde die Fürstin von schwerem Siechtum befallen, indem sie gelähmt ward, ein Leiden nervöser Natur, das die Aerzte in kurzer Zeit zu heilen hofften. Wochenlang jedoch mußte sie ruhend verbringen, sie, die unermüdlich Lebhafte, die so gern in der freien, schönen Natur umherstreifte, deren Geheimnisse sich ihr viel tiefer erschlossen, als anderen Menschenkindern. In jenen Leidenstagen quoll reich der Born ihrer Phantasien, und aus der Fürstin, die bisher bescheiden nur für sich geträumt, gedichtet, geschrieben, ward die innige und sinnige Dichterin, — es war die „Ueberraschung", von der ihr der Pelesch zugeflüstert!

ZWÖLFTER ABSCHNITT.

Carmen Sylva und der Pelesch.

Wer hatte je etwas früher vom Pelesch gehört? Sein Name war nicht über das enge Gebiet Sinaias hinausgedrungen, selbst den Rumänen war er nicht vertraut. Da kam eine Dichterin, ihn leichten Schrittes aufsuchend in seinem wildüberwucherten, grünen Gespinst. Schnell schlossen sie Freundschaft, das Waldkind und der Waldgesell, die sich vom ersten Augenblick an so gut verstanden in geheimnisvoller Sprache. Oft streckte sich die Dichterin, die des Landes Fürstenkrone trug, auf moosigem Grunde aus und erzählte dem raunenden Quell von der fernen Heimat am burgengekrönten Rhein, und er plauderte ihr dafür buntschillernde Märchen wie dunkle Sagen vor, die er tief im Bergesinnern erlauscht, mit dem neuen Vaterlande des fremden Fürstenkindes eng zusammenhängend und es diesem noch lieber machend, wie es schon der Fall. Und als die Dichterin von tiefstem Weh befallen war, das sie vor den Menschen zu verbergen trachtete, da klagte sie dem Pelesch ihr Leid, der der Vereinsamten innigen Trost spendete: „Du bist doch eine Dichterin, viel ward dir genommen, aber auch viel ward dir gegeben, daß du durch dein Wort und dein Lied, die von deinem reichen Innern künden, anderen Freude bereitest, die Entmutigten aufrichtest, die Sorgenden mit neuem Hoffen erfüllst, den Kranken ihr Siechtum linderst! O, wie kannst du Glück und Segen spenden, wenn du nicht mehr so sehr deinem eignen Leid nachhängst, sondern all das, was sich in dir wider-

spiegelt, der Welt mitteilst, der großen, schönen Welt — denn du bist doch eine Dichterin!“

Fürstin Elisabeth (1875).

Da fühlte die Dichterin die große und heilige Kraft in sich emporquellen, ihr bedrücktes Herz, ihr bedrängtes Gemüt wurden mählich von der schweren Last befreit, die Augen leuchteten wieder, und die Seele weitete sich in dem Bewußtsein, daß ihr viel gegeben

worden durch die wundersame Gabe der Poesie. Sie folgte der Mahnung des Pelesch und fand bald, wie gut er ihr geraten. Als Dank aber wand sie dem Pelesch manch lieblichen Sangeskranz, der seinem Namen hallenden Ruhm verschaffte, im eignen Lande und weit, weit über dessen Grenzen hinaus, daß man selbst jenseits gewaltiger Alpen und unendlich flutender Meere auflauscht, wenn von ihm gesprochen wird, von ihm und seiner Dichterin. Die aber nennt sich Carmen Sylva. — — — — — — — — — —

Wie die Fürstin zu ihrem Dichternamen gekommen, hat sie uns später selbst erzählt, in den „Märchen einer Königin", berichtend, daß der Name, den sie in Rumänien gefunden, vom Rhein stamme: „Den hat mir der Wiedbach zugerauscht! Sogar mein Name, Wied, soll vom Altdeutschen herkommen und heißt Holz. Also bin ich des Holzes, des Waldes Kind, wenn es je eines gegeben hat!" Sie erzählt dann von ihrer Kindheit, von der Talgkerzenbeleuchtung, den Reisen im Postwagen und von ihrer Liebe zum heimatlichen Walde: „Wieviel hat mir der Wald erzählt, besonders auf meinen einsamen Spaziergängen. Ich hatte den Sturm so gern. Wenn die Eichen und Buchen krachten, und die Aeste sägten und herabfielen, dann warf ich das Käppchen auf mein braunes Haar und sauste durch den Wald, immer ohne Weg und Steg, mit meinen beiden Bernhardiner Hunden, und dann hörte ich zu. Denn der Wald erzählte. Der Wald sang mir die Lieder, die ich nachher aufschrieb, wenn ich nach Hause kam, die ich aber gar niemandem zeigte. Das war unser Geheimnis, dem Wald seins und meines, wir vertrauten das keinem Menschen an, was wir da gesungen, wir wußten, daß es die andern doch nicht so gut verstehen würden als wir, der Wald und ich. Es sollte niemand in unser Geheimnis eindringen. Aber damals flogen die Lieder mir aus der Feder, und wenn ich jetzt an den Wald denke, so kommen sie gleich wie ein ferner Gruß aus der

Jugendzeit. Manchmal habe ich meine Arme um die Bäume geworfen und sie stürmisch umarmt und ihre Rinde geküßt, denn die Menschen fanden mich immer zu wild und zu stürmisch, der Wald nie. Der hat sich nie beschwert, wenn meine jungen Arme ihn umfingen, der fand nie, daß ich zu laut sei, wenn ich mit voller Kehle sang. Denn ich habe mir nie meine Lieder ungesungen denken können. Ich sang sie hundertmal mit immer neuen Melodien. Als ich heiratete, da hatte ich schon einen ganzen Band Gedichte geschrieben und allerlei versucht, Drama und Novelle, die erste mit elf Jahren und das erste Drama mit vierzehn. Ich wußte aber wohl, daß das alles schlechtes Zeug sei. Erst als ich fünfunddreißig Jahre alt war, habe ich das Erste drucken lassen, und zwar, weil die Leute sich ganz lange Sachen von mir abschrieben, da wollte ich ihnen die Mühe ersparen und das vereinfachen. Da fing ich an, nach einem Namen zu suchen, hinter dem ich mich so gut verbergen könnte, daß man gar nie merken würde, wer ich sei. Ich sagte zum Doktor eines Morgens: „Ich möchte einen schönen Dichternamen haben; da ich aber nun in Rumänien bin, also einem lateinischen Volke angehöre, so muß ich einen lateinischen Namen haben. Der soll aber daran erinnern, wo ich herkomme. Wie heißt denn Wald auf lateinisch?' ‚Wald heißt Sylvae! Einige schreiben es auch Silvae.' ‚Das ist wunderschön. Wie heißt denn Vogel?' ‚Avis' ... ‚Das gefällt mir nicht, das klingt nicht schön. Wie heißt denn Lied oder Gesang auf lateinisch?' ‚Lied oder Gesang heißt Carmen.' Ich klatschte in die Hände: ‚Mein Name ist gefunden! Auf deutsch heiße ich Waldgesang und auf lateinisch Carmen Sylvae, aber Sylvae klingt nicht wie ein wirklicher Name, so muß ein kleiner Fehler durchhelfen, und ich will Carmen Sylva heißen!"

An einer anderen Stelle erzählt uns die Dichterin, wie früh sie schon den Bund mit der Poesie geschlossen: „Als Kind habe ich immer gemeint, ich sei nicht so

artig wie die anderen, und man habe mich nicht so lieb gehabt, weil ich weniger liebenswert sei, und da bat ich den lieben Gott so sehr, er möge mich besser machen und liebenswert und mir auch die Gabe schen-

Im Peleschtale.

ken, ihn auf irgendeine Art zu loben und zu preisen, weil ich ihm immer so dankbar war, daß die Welt so schön und meine Kraft so groß. Und siehe, da hat er mir ganz leise und still, da es niemand sah und wußte, die Lieder in die Brust gelegt. Denn ich fing schon mit acht Jahren an zu dichten, aber ich wußte nicht, daß

mir der liebe Gott da ein wunderschönes Geschenk gemacht. Ich achtete es gar nicht, ich meinte, das habe jedermann, diese Gabe, wenn er nur wollte. Als ich größer wurde, da sah ich wohl, daß es eine Himmelsgabe sei, und da wagte ich erst recht nicht, davon zu sprechen, ja, ich erlernte nicht einmal die Dichtkunst, weil ich meinte, das sei unbescheiden von mir, ich wagte nicht einmal, Fehler zu verbessern, weil ich dachte, das sei schon eine Lüge." —

Als das liebe Stimmchen Prinzeßchens Marie für immer verstummt, da sang die Mutter, ganz still für sich allein, manch schmerzdurchwehtes Lied. In jener Zeit war sie häufiger mit dem rumänischen Dichter V. Alexandri zusammen, dessen Dichtungen, wie schon erwähnt, sie begonnen hatte, in das Deutsche zu übertragen. Ihm vertraute sie damals mit zagender Stimme errötend an: „Ich mache auch Gedichte!" ein Geheimnis, das sie bis dahin selbst vor ihren nächsten Verwandten und Vertrauten streng gehütet. Auf die Bitte Alexandris teilte sie ihm eine Reihe ihrer Dichtungen mit und fand dafür feinsinniges Verständnis. Der Dichter sandte ihr nach Franzensbad, wo sich die Fürstin mit ihrem Gemahl im Sommer 1875 aufhielt, im Manuskript eine Reihe seiner rumänischen Gedichte und Sagen, an deren Uebersetzung sich die Fürstin sofort machte, „denn", wie sie schrieb, „waren nach dem furchtbaren Schmerz des Frühjahrs 1874 die Lieder kein Ventil mehr. Nur anstrengende und angestrengte Arbeit konnte betäuben. Und so griff ich zum Uebersetzen. — Da sah ich aber plötzlich, daß ich das Abc der Dichtkunst gar nicht kannte. Auf einmal mußte ich mich auf Wortfall und Reime besinnen. Das war mir noch nie passiert, und meine Arbeit wurde kläglich. Bei jedem Wort hätte ich hundert Fragen stellen mögen, wenn ich nur gewußt hätte, an wen."

In dem russischen, ihr bereits persönlich bekannten Diplomaten W. von Kotzebue, der damals auch in Fran-

zensbad weilte, fand sie den einsichtigen Berater. Herr von Kotzebue, selbst von starker dichterischer Empfindung, hatte längere Zeit als Konsul in Jassy geweilt, verschiedene poetische und prosaische Werke in deutscher Sprache veröffentlicht und, ein guter Kenner des Rumänischen, eine Reihe rumänischer Volkslieder, besonders von Alexandri, in das Deutsche übertragen. Feinfühlig, mit vorsichtigem kritischem Wort, begleitete Kotzebue, der schnell das starke poetische Talent der Fürstin erkannt, das Fortschreiten ihrer Arbeit, bei der die Fürstin viel lernte und, was bei literarischem und künstlerischem Schaffen nicht minder wichtig ist, anspornendes Selbstvertrauen fand. „In der Stunde, in der ein Mann wie Kotzebue es der Mühe für wert fand, mich mit solchem Ernst zu kritisieren, habe ich begonnen, an mein Talent zu glauben", hob die Fürstin in einem Briefe hervor.

Und dieses Talent entwickelte sich fortan immer selbständiger, kraftvoller, berechtigter. Wenn es auch nicht die Lücke ausfüllte, die in das Leben der Schmerzgeprüften gerissen war, so trug es doch viel dazu bei, neben all dem heißen Sehnen nach dem Verlorenen dem Fühlen und Denken ein hohes Ziel zu weisen und die inneren Kräfte anzuspornen zu befriedigender, ersprießlicher Tätigkeit. Daß darüber die Pflichten der Frau und Fürstin nicht zu kurz kamen, dafür sorgte die merkwürdige, vielseitige Natur der Fürstin, die stets den Tag lang zu gestalten wußte und sich in rastloser Arbeitserfüllung nicht erschöpfte, sondern daraus nur neue Kraft zog zu neuem Tun und Handeln.

In der rheinischen Heimat hatten sich dem Kinde unbewußt die ersten Lieder geformt, in der neuen, der rumänischen Heimat, kam die ihrer Gabe bewußte Dichterin zur vollen Geltung. Was war selbstverständlicher, als daß sie aus diesem ihr vertraut gewordenen und doch wieder fremdartigen Boden starke poetische Anregungen empfing, die ihre Phantasie beflügelten und

sie zur geistigen Vermittlerin machten zwischen Deutschland und Rumänien, einen leuchtenden Kranz duftender Poesien webend um die Krone ihres Gemahls und um ihr neues Heimatland. In letzterem hatte sie „ihre Freunde" besungen, die mit ihr in die Ferne gezogen:

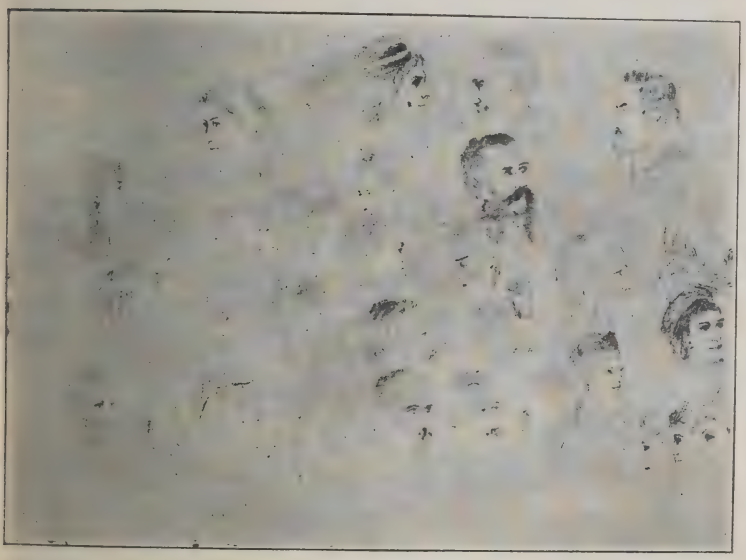
„Wir wohnten beisammen am grünen Rhein,
Der Wald und ich und die Lieder mein.
Wir waren gar treue Gesellen.
Und was wir gesungen, geträumt und gedacht,
Das sagten wir leis in der Mondscheinnacht
Ganz heimlich den silbernen Wellen.

Doch einst mußt' ich ziehn in die Welt hinaus.
Ich sollte mir bauen mein eigenes Haus
Im Osten in schimmernder Weite.
Ihr Freunde, ich sag' euch für immer Ade.
Wie tut mir das Scheiden, das Scheiden so weh!
Gibt keiner von euch mir's Geleite?

Da schüttelt das Haupt wohl der Rhein und der Wald:
Wir sind zum Wandern schon lange zu alt,
Wie sehr wir dir auch gewogen!
Doch als ich trat in mein neues Heim,
Erklang mir gar fröhlich wohl Reim auf Reim.
Die Lieder sind mit mir gezogen!"

In Sinaia entstand auch die erste Prosaerzählung der Dichterin, angeregt durch einen im Sommer 1875 unternommenen Ausflug zu der in ernster, allem menschlichen Leben weit entrückter Felseinsamkeit befindlichen Hütte eines Eremiten, der längst gestorben. Man erging sich auf der Rückkehr in den verschiedensten Vermutungen, was einen Menschen bewogen haben könnte, sich in dieser Einöde niederzulassen, und man beschloß, daß jeder der Teilnehmer des Ausfluges die Veranlassung hierzu sich ausdenken und in erzählender Form bis zum nächsten Sonntag niederschreiben sollte. So entstand der Fürstin Erzählung: „Der Eremit", die später in den tiefempfundenen, nachdenklichen Märchenkreis „Leidens Erdengang" aufgenommen wurde.

Die literarische Tätigkeit wurde eifrig im nächsten Sommer in Sinaia fortgesetzt, ohne daß darüber Musik, Malerei und Geselligkeit zu kurz kamen. Regenschwere Tage benutzte die Fürstin, die sich vielfach in Aquarellmalerei geübt, dazu, die weißen Wandflächen des einen von ihr bewohnten Zimmers im Klosteranbau mit Kohle-



Wandzeichnungen der Fürstin Elisabeth im fürstlichen Heim des Klosters Sinaia (1875).

und Bleistiftzeichnungen zu bedecken, meist in Lebensgröße sicher und gewandt skizzierte Bildnisse von Damen und Herren in irgendeiner besonders charakteristischen Auffassung. Neben den schönen und graziösen Hoffräulein erblickte man Generale und Diplomaten, auch eine ganze Paradeszene mit dem von fremden Offizieren begleiteten Fürsten zu Pferde. Oft kommt frohsinniger Humor zur Geltung, der auf allerhand Persönliches und auf Tagesereignisse Bezug nimmt.

Auch sonst war die Fürstin künstlerisch tätig, ihrer Mutter darüber schreibend: „Die Kunst in jeder Ge-

stalt ist ein vielverkörpertes Gebet. Darum bringt sie, indem sie ihre Seele aushaucht, in greifbarer Gestalt auch Ruhe und Glück in andere Seelen. Darum stellt sie uns auf den Virtul cu Dor, den Sehnsuchtsgipfel, und indem sie uns die Welt zu Füßen zeigt, führt sie uns voll Sehnsucht höher hinauf. Dann strömt Ruhe, lauter Ruhe in mich hinein!" — Und über das gesellige Getriebe berichtete sie der gleichen Vertrauten: „Sinaia hat wieder sein liebes, altes Gesicht, so voll hellem Uebermut, Scherz und Heiterkeit. Menschen strömen ein und aus. Dazu bin ich wirklich ganz gesund! Jeden Tag machen wir in alter Weise Entdeckungsreisen und Kletterpartien. In allen Lebenslagen ist es angenehmer, der Stärkere zu sein, der von seinem „trop plein" hergeben kann, als der Schwache, der betteln geht. Nicht mehr von andern abhängen, welch ein Genuß! Seit Jahren habe ich wieder zum erstenmal beim Gehen das Gefühl, als schwebte ich in der Luft, und doch bin ich gerade keine Sylphide."

„Was mir nahe kommt, versetze ich in Bewegung; nichts und niemand darf ruhen!" heißt es in einem anderen Briefe der fürstlichen Schreiberin. Ja, das galt nicht nur für Bukarest, sondern auch für Sinaia. Die Fürstin bildete den steten Mittelpunkt ersprießlicher Tätigkeit; es wurde gemalt, gestickt, musiziert, alte Chroniken wurden durchblättert, und Frau Saga ward in ihren entlegensten Winkeln aufgestöbert, man las vor und erörterte das Gelesene dabei; meist in den frühen Morgenstunden widmete sich die Fürstin freudig ihrer literarischen Tätigkeit. Es war ein reizvolles Bild, sie im Kreise ihrer jungen Hofdamen zu sehen, alle in den bunten und kleidsamen rumänischen Trachten, welche die Fürstin eingeführt, zunächst wohl, um die Hausindustrie zu fördern und fleißigen Händen neue Arbeit zu geben, dann aber auch aus Freude an dem Eigenartigen und Malerischen. Die Fürstin ging mit dem Beispiel voran, und, wenn zuerst vielleicht zögernd,

fand es bald mehr und mehr Nachahmung, so daß in Sinaia fast alle Damen in nationalen Kostümen erschienen und ihr Interesse mehr und mehr der schönen heimischen Webekunst wie den erlesenen Handarbeiten zuwandten.

Der Aufenthalt während des Sommers 1876 in Sinaia hatte wesentlich zur Gesundung der Fürstin beigetragen, so daß der Fürst seinem Vater berichten konnte: „Elisabeth und ich sehen mit großer Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen, und jeder von uns wird in seiner Sphäre seine Pflicht zu erfüllen wissen!“

DREIZEHNTER ABSCHNITT.

Vor der Entscheidung.

„Mein Weg ist mir vorgezeichnet!" — Das Jahr 1876. — Drohende Wolken. — Die Gärung am Balkan. — Serbien und Montenegro gegen die Türkei. — Die Haltung Rumäniens. — Der zehnjährige Jahrestag der Thronbesteigung des Fürsten Karl. — Rußlands Kriegsvorbereitungen. — Die Konferenz der Großmächte in Konstantinopel. — 1877 bricht an. — Der russisch-rumänische Durchzugsvertrag.

Am Balkan gärte es fortgesetzt. Man mußte mehr und mehr mit einer sehr ernsten Entwicklung der orientalischen Verhältnisse rechnen und sich auf blutige Ereignisse gefaßt machen, die sich gegen die türkische Herrschaft richteten. In Montenegro, in Bosnien und der Herzegowina, in Bulgarien und Serbien drängte man zur Entscheidung. In den von christlicher Bevölkerung bewohnten türkischen Gebieten am Balkan loderten überall seit langem vorbereitete Aufstände auf, die, hier von den türkischen Truppen in grausamer Weise niedergeschlagen, dort sogleich wieder emporflammten. Auch die Haltung Rumäniens zur Türkei war eine gespannte, da die Pforte nicht die geringsten Zugeständnisse machen wollte. Fürst Karl rechnete sogar mit einer Mobilmachung seiner Armee, mit dem Kriegsminister alles Nähere besprechend und sich vom Vorhandensein der nötigen Munitionsvorräte überzeugend, wie auch die Truppenübungen und Besichtigungen im Herbst 1875 umfassender wie sonst ausgefallen waren.

„Mein Weg ist mir vorgezeichnet, und ich habe auf ihm weiter zu wandern, ohne mich von Sturm und Wetter davon abbringen zu lassen," so hatte der Fürst am Ausgang des letztgenannten Jahres an seinen Vater geschrieben. — Sturm und Wetter sollten gar bald über

das Land hereinbrechen, sie fanden den Fürsten Karl auf seinem Posten als treuen und zielbewußten Markgrafen europäischer Kultur an der Donau, wie ihn Max Müller in seinem Briefe genannt, als tapferen Hüter der rumänischen Rechte und starken Schützer des rumänischen Volkes!

Unsicher und unheimlich war das Jahr 1876 über dem Orient aufgezogen, mit drohenden Wolken, die sich alsbald in heftigen Gewitterstürmen entluden. In Bosnien und der Herzegowina hatte sich die christliche Bevölkerung erhoben und war zu den Waffen geeilt, von Serbien und Montenegro zunächst im geheimen unterstützt. Da in jenen Provinzen die Türken nur über geringe Truppen verfügten, hatten die Aufständigen vielerlei Erfolge zu verzeichnen, die kriegerische Stimmung in Montenegro und Serbien noch mehr entfachend. Auch in den bulgarischen Landesteilen loderte an den verschiedensten Stellen der Aufstand empor, der freilich von türkischer Seite auf das entschlossenste unterdrückt wurde, wobei es zu einer Reihe der empörendsten Greuelszenen kam, da die Tscherkessen, die nach dem Krimkrieg aus dem Kaukasus ausgewandert und in Bulgarien angesiedelt worden waren, im Verein mit den Baschi-Bozuks der christlichen Bevölkerung gegenüber keine Schonung kannten, sondern einen völligen Vernichtungskampf zu führen trachteten. Im Laufe des Sommers erklärten Serbien und Montenegro der Pforte den Krieg, aber während die Montenegriner unter Führung ihres Fürsten Nikolaus mehrere Siege über die türkischen Truppen davontrugen, ward das serbische Heer, das unter dem Befehl des russischen Generals Tschernajew stand und in seinen Reihen zahllose russische „Kriegsfreiwillige" hatte, auch sonst in jeder Hinsicht von Rußland aus unterstützt wurde, an verschiedenen Punkten von den Türken zurückgeworfen.

Die Wirkung dieser Ereignisse auf Rumänien blieb natürlich nicht aus, war man doch überzeugt, daß im

entscheidenden Augenblick Rußland in die orientalischen Wirren eingreifen und ein Krieg zwischen dem

Fürst Karl (1876).

Zarenreiche und der Türkei entbrennen würde. Von russischer wie österreichischer, auch von türkischer Seite fehlte es nicht an Sondierungen, wie in diesem

Falle sich Rumänien zu verhalten gedächte. Aber Fürst Karl vermied zunächst jeden bindenden Entscheid, sich auf die Beschlüsse der Pariser Konferenz berufend und in weiser Vorausschauung seine Vorbereitungen treffend. Immer wieder war seine ganze Sorge darauf gerichtet, sein Heer schlagfertig zu gestalten, indem er zahllose Besichtigungen der einzelnen Truppenteile, der militärischen Vorräte, der Kasernen, der Militärschulen vornahm und zu seiner Freude wesentliche Fortschritte bemerken konnte, die er in einzelnen Tagesbefehlen lobend hervorhob. Die schwierige Stellung Rumäniens zeigte sich schon darin, daß man russischerseits gegen Rumänien aufgebracht war, weil dieses in treuer Befolgung seiner abwartenden Politik und der bindenden Verträge den nach dem serbisch-türkischen Kriegsschauplatz ziehenden russischen Freiwilligen und den sonstigen Transporten nicht freie Bahn gewährte, die Türkei aber das Gegenteil behauptete und mißtrauisch sich beklagte, daß Rumänien offen die Serben unterstütze, was nicht der Fall war.

Man hätte glauben sollen, daß in dieser kritischen Zeit die rumänischen Parteien sich fest um den Fürsten und um die vaterländischen Fahnen scharten. Leider war dies nicht der Fall; der Parteizwist flammte wiederum, nachdem das Ministerium Lascar Catargiu fünf Jahre hindurch zum Vorteil des Landes bestanden hatte, in häßlichster Weise auf. Die im Frühling vorgenommenen Wahlen waren für die Regierung ungünstig verlaufen, es mußten in kurzer Zeit zwei neue Ministerien gebildet werden, die unter Zustimmung der Kammern die Mitglieder des Ministeriums Catargiu in Anklagezustand versetzten, um angeblich die Ursachen aufzuklären, die zu einem Defizit im Staatshaushalt geführt, wozu sich noch Verdächtigung der Verletzung der Konstitution durch Willkür und Mißbrauch der Amtsgewalt gesellten. Ja, man forderte sogar die Verhaftung jener zwölf früheren Minister und die Ein-

ziehung ihres Vermögens. Fürst Karl war empört über dieses Vorgehen und machte seinen neuen Ratgebern daraus kein Hehl, indem er betonte, daß er niemals zugeben werde, daß auch nur einem jener Minister ein Haar gekrümmt würde, und er ließ sich von diesem Standpunkt nicht abbringen trotz aller ihm zugetragenen Besorgnisse und Befürchtungen, daß sein Festhalten schwere revolutionäre Strömungen hervorrufen könnte. Nicht mindere Sorge bereitete dem Fürsten die drückende Finanzlage, durch welche die bereits bewilligten, unbedingt notwendigen Mittel für die Armeeausrüstung in Frage gestellt wurden; wollten doch die Banken dem Staat nur zu 12 Prozent Gelder zur Verfügung stellen, und mußte man sich zu helfen suchen, indem man bis zum Betrage von 16 Millionen Francs Schatzbons ausgab, die aus einer früher genehmigten Eisenbahnanleihe eingelöst werden sollten.

Der zehnjährige Jahrestag der Thronbesteigung des Fürsten am 22. Mai ward auf das feierlichste begangen. In der Metropolie fand ein Tedeum statt, an das sich eine Parade schloß, den Nachmittag füllten Empfänge aus, während am Abend ein Diner im Palais die gegenwärtigen wie die früheren Minister mit zahllosen Würdenträgern vereinte. In inniger Ansprache drückte der Metropolit-Primas dem Fürsten den Dank und die Ergebenheit des Landes aus für alles, was er bisher getan, und bewegt erwiderte der Fürst, daß er stolz sei, all' die Männer, die mit ihm für das Wohl des Vaterlandes gearbeitet hätten, um sich zu sehen, er bitte sie, stets eingedenk zu sein, daß, wenn es in einem konstitutionellen Lande Parteien geben müsse, die in der inneren Politik einander bekämpften, doch e i n Gedanke sie sämtlich vereinen müsse: das Heil des Volkes! Er fordere sie auf, von nun an den Parteihader zu vergessen und einander die Hand zur Versöhnung zu bieten! — In einem Tagesbefehl wurde dem Heere verkündet, daß es seit zehn Jahren das Hauptstreben des

Fürsten gewesen sei, die Wehrkraft des Landes auf die Höhe zu bringen, welche den Ueberlieferungen der Vergangenheit entspreche: „möge jedes Mitglied des Heeres darnach trachten, der Helden würdig zu sein, denen die Nation es verdanke, ein Vaterland zu besitzen!“

Ungeachtet der vielen Enttäuschungen durfte Fürst Karl mit berechtigter Genugtuung auf das, was er in diesem Jahrzehnt geleistet, zurückblicken. Man rechnete mit der politischen und militärischen Bedeutung Rumäniens sehr ernstlich im Auslande, und trotz der Parteikämpfe wußte der Fürst, daß in vielen Kreisen der Bevölkerung, die ihm früher abwartend oder gar feindlich gegenüber gestanden, seine unausgesetzten Bestrebungen für das Wohl des Landes volle Würdigung und warme Anerkennung gefunden hatten und fortgesetzt fanden. Von der Abhängigkeit der Türkei hatte man sich mehr und mehr befreit und war nicht mehr weit von völliger Selbständigkeit entfernt. So kümmerte man sich wenig um die Einsprache der Pforte, indem man ein Gesetz annahm, das die Prägung von Münzen mit dem Bildnis des Fürsten sowie die Verleihung rumänischer Ordenszeichen seitens des letzteren anordnete, vielleicht an sich unbedeutende Einzelheiten, aber doch von entsprechender Wirkung für das Ausland, welches empfand, wie stark sich Rumänien fühlen mußte, um in diesen und anderen Fragen die Beschlüsse der Pforte nicht zu beachten.

In Konstantinopel war im Laufe des Frühlings und Sommers ein doppelter Sultanswechsel vor sich gegangen: Ende Mai war Sultan Abdul-Asis abgesetzt und sein Neffe als Murad V. auf den Thron erhoben worden, den er aber nur drei Monate einnahm, da man ihn dann als irrsinnig erklärte und seinen Bruder Abdul-Hamid II. zum Sultan ausrief, all dies auf Betreiben des aus Alttürken bestehenden Ministeriums. Auf dem serbischen Kriegsschauplatz waren die Türken überall

Sieger geblieben, und der Weg nach Belgrad stand ihnen frei. Da aber trat Kaiser Alexander II. von Rußland dazwischen und ließ der Pforte am 30. Oktober erklären, daß er, wenn nicht sogleich ein Waffenstillstand bewilligt würde, die diplomatischen Beziehungen zur Türkei als abgebrochen betrachten müßte, worauf die Türken den russischen Vorschlag annahmen. Gleichzeitig wurde auf Anregung Englands eine Konferenz, an der sich die Vertreter sämtlicher Großmächte beteiligen sollten, nach Konstantinopel berufen, um die orientalischen Wirren auf friedliche Weise zu lösen. Aber noch vor dem Zusammentritt derselben gab Kaiser Alexander die Erklärung ab, daß, falls die Pforte nicht die von ihr zu verlangenden Garantien erfüllte, er sich völlige Selbständigkeit seines Handelns vorbehalte.

Schon daraus ging hervor, in welchem Grade sich Rußland mit kriegerischen Absichten trug, und wie gespannt die politische Lage war. Diesen Eindruck empfing auch die Deputation, die Fürst Karl Anfang Oktober unter Führung des Ministerpräsidenten J. Bratianu, der bereits kurz zuvor im Auftrage des Fürsten den Kaiser Franz Joseph in Hermannstadt begrüßt hatte, nach Livadia geschickt, um den dort eingetroffenen Zaren zu begrüßen. Graf Ignatjew wie auch Fürst Gortschakow äußerten hierbei den Wunsch, daß Rußland mit Rumänien eine militärische Konvention nichtpolitischen Charakters abzuschließen gedenke, denn Rußland könne nur durch Rumänien in die Türkei eindringen. Als Bratianu bemerkte, daß eine Einigung zwischen den beiden Staaten sich leicht erzielen ließe, sobald Rußland den Krieg im Einverständnis mit den Garantiemächten führe, und Gortschakow scharf entgegnete, daß Rumänien den russischen Durchmarsch bedingungslos zugestehen müsse, andernfalls man sich gezwungen sähe, das Fürstentum als einen Teil des Osmanischen Reiches zu betrachten und sofort zu besetzen, erwiderte Bratianu sehr geschickt, daß dies

wohl ein schlechter Anfang eines Feldzugs zur Befreiung der christlichen Brüder aus dem Joch der Ungläubigen bedeuten und daß übrigens das rumänische Heer sich auf das energischste dem Eindringen feindlicher Armeen widersetzen würde. Beruhigend sagte dann Fürst Gortschakow beim Abschied: „Wenn es Krieg gibt, werden wir uns schon verständigen; Rumänien kann dabei nur gewinnen," worauf Bratianu entgegnete, eine Verständigung sei durchaus im Interesse beider Staaten.

Unter diesen Umständen mußte Fürst Karl alles für den Ernstfall in Betracht ziehen. Er ließ im Oktober die Reserven einziehen unter dem Vorgeben, größere Manöver abhalten zu wollen, und fand auch die bereitwilligste Zustimmung der Kammern, daß jene Reserven über die bestimmte Zeit hinaus unter den Fahnen verblieben. Mehrtägige Gefechtsübungen wechselten mit Besichtigungen der außerhalb der Hauptstadt liegenden Truppenteile, auch an Alarmierungen einzelner Garnisonen fehlte es nicht, ebensowenig an der vorsichtigen Vervollständigung des Kriegsmaterials, zu welchem Zweck Ende November die Kammern 4 Millionen Francs bewilligt hatten. Gleichzeitig wurde eine Reihe neuer Regimenter gebildet und alles für die Mobilmachung vorbereitet, wie man ferner die wichtigeren strategischen Donaupunkte besser befestigte und sie mit größeren Garnisonen belegte, um einem Einfall der Türken sogleich energisch begegnen zu können.

In einem in der zweiten Dezemberhälfte stattgefundenen Ministerrat gelangte die gefährliche Lage Rumäniens bei einem Kriegsausbruch zur Sprache. Die Mehrzahl der Minister trat lebhaft für die neutrale Haltung ein, wenige nur für ein Einvernehmen mit Rußland, diesen aber schloß sich mit voller Entschiedenheit Fürst Karl an. Auch im Lande selbst wuchs die Unruhe. Die Geldnot vergrößerte sich von Tag zu Tag, da viele Geschäfte stockten, und die Gerüchte von

einem in kürzester Frist bevorstehenden Feldzuge mit einem Angriff der Türken Handel und Wandel lähmten. Traf man doch sogar in den Donauortschaften alle Vorbereitungen zur Flucht, die viele Familien auch ausführten. Fürst Karl jedoch war festen Mutes; er hatte Zutrauen zu seiner jungen Armee und war entschlossen, daß Rumänien nicht der Kriegsschauplatz würde, falls die Würfel gefallen, klug abwägend, welche Vorteile seine vorsichtig durchgeführte Politik dem Lande bringen könne.

In Konstantinopel war mit dem Schluß des Jahres 1876 die erwähnte Konferenz zusammengetreten, und am selben Tag, dem 23. Dezember, veröffentlichte die Pforte die neue Konstitution, die eine Fülle guter Vorsätze und weitgehender Versprechungen enthielt. Aber gerad durch diese Verfassung, die unter anderem Freiheit der Religionsübungen versprach, erfuhren die russischen Kriegsgelüste noch weitere Anregung, denn es war anzunehmen, daß die im Aufstand begriffenen Christen auf türkischem Boden nun ihre Hoffnung auf den religiösen Frieden setzten, wodurch die in vollem Zuge begriffene revolutionäre Bewegung eingedämmt würde, was natürlich nicht den russischen Absichten entsprach. Andrerseits wieder mußte die Proklamierung einer Verfassung in der bisher so autokratisch regierten Türkei eine Rückwirkung auf die russische Bevölkerung ausüben, deren intelligente und liberale Teile ja längst auf ein konstituionelles Regierungssystem hindrängten. Auch auf Rumänien übte die Veröffentlichung jener Konstitution ihren Einfluß aus, da in derselben von der Abhängigkeit der „privilegierten Provinzen" gesprochen wurde, die untrennbar mit dem Osmanischen Reiche verbunden wären, und daß dem Sultan die Belehnung dieser Provinzen mit ihren Staatshäuptern für alle Zeiten obliege. Mit Recht sah das Rumänien als einen Angriff seiner Autonomie an und erließ eine energische Protestnote. Im Lande

selbst machte jene türkische Herausforderung viel böses Blut und trug das ihrige zu einer immer wachsenden Ausbreitung der kriegerischen Stimmung bei.

Dunkel und unsicher begann das neue Jahr 1877. Man fühlte, daß die bedeutsame Entscheidung nahte, aber man sehnte sie rumänischerseits auch herbei, denn diese Ungewißheit, welche die wichtigsten wirtschaftlichen Beziehungen beeinträchtigte, die Geldkrisis von Tag zu Tag verschärfte und die Gemüter aller dumpf belastete, war viel schwerer zu ertragen, als wenn man den ernstesten und einschneidensten Vorgängen offen entgegensah. Mehr und mehr mußte man mit der Unvermeidlichkeit des Krieges rechnen. Die Konferenz in Konstantinopel war am 20. Januar ergebnislos auseinander gegangen, da die Pforte die beiden entscheidenden Forderungen der Großmächte — Mitwirkung derselben bei Ernennung der Gouverneure in den christlichen Provinzen und Einsetzung einer aus Bevollmächtigten der Großmächte bestehenden Aufsichtskommission — abgelehnt hatte, was sie ihrer Selbsterhaltung schuldig gewesen. Denn bei einer Zustimmung hätte der Sultan mit einer Revolution in der türkischen Hauptstadt rechnen müssen, hatten doch die Führer der mohammedanischen Geistlichkeit erklärt: „Wir haben die Christen unterworfen und das Land mit dem Schwert erobert und wir wollen mit ihnen weder die Verwaltung des Reiches teilen, noch sie an der Leitung der Regierungsgeschäfte teilnehmen lassen."

Die Eröffnung der direkten Feindseligkeiten gegen die Türkei suchte Rußland bis zum Frühling hinaus zu schieben durch allerhand diplomatische Verhandlungen mit den Westmächten, in seinen eigenen Grenzgebieten die nötigen Vorbereitungen für den Feldzug treffend und mit Rumänien die bereits Ende 1876 eingeleiteten Verhandlungen eines Durchzugs der russischen Truppen durch das Fürstentum fortsetzend. Unter-

dessen schlossen russische Offiziere bereits auf rumänischem Boden verschiedene Kontrakte ab zur Lieferung von Brückenbaumaterial, Holz und Vorräten, und besichtigten mit Erlaubnis des Fürsten die Verteidigungsarbeiten an den befestigten Donaupunkten. Gleichzeitig unterbreiteten russische Generalstabsoffiziere dem Fürsten die geplanten russischen Marschdispositionen und überbrachten eine Erklärung, daß die russische Heeresverwaltung Rumänien schwere Positionsgeschütze für die Verteidigung abgeben und Pferde für die Artillerie beschaffen wolle.

In einem vom Fürsten Karl auf den 14. April einberufenen Ministerrat, zu dem auch gewesene Minister und hervorragende rumänische Staatsmänner hinzugezogen wurden, sprach sich die Mehrzahl für die Neutralität Rumäniens aus, der Fürst aber trat wiederum energisch für ein Hand in Handgehen mit Rußland ein und setzte den Beschluß durch, daß das gesamte Heer mobil gemacht werden solle. Ferner wurden neue Truppentransporte nach der Donau beordert, deren Abfahrt der Fürst beiwohnte, die Offiziere um sich versammelnd und ihnen sein volles Vertrauen ausdrückend, daß er überzeugt sei, jeder von ihnen werde pflichtgetreu und eifrig dem Staat dienen und sein ganzes Streben darauf richten, sich auszuzeichnen.

Auch die Türkei hatte alles für den Kriegsfall vorbereitet, indem die Truppen in Bulgarien wesentlich vermehrt und die Donaufestungen auf das eiligste verstärkt und mit großen Geschützen versehen wurden. Man hörte, daß die türkische Heeresmacht in und um Widin 40 000 Mann zähle, des Augenblicks gewärtig, um über die Donau zu gehen und in Rumänien einzufallen, während die rumänische Garnison von Kalafat nur 900 Mann betrug, dagegen 20 000 Mann erforderlich waren, um den geplanten türkischen Anprall zurückzuwerfen.

In der zweiten Aprilhälfte hatte Fürst Karl den

vom russischen Bevollmächtigten Baron Stuart und dem rumänischen Minister des Aeußeren M. Rogalniceanu aufgesetzten rumänisch-russischen Vertrag über den Durchzug der russischen Truppen durch Rumänien unterzeichnet. In demselben war gleich in der Einleitung gesagt, daß die russische Regierung den Wunsch hege, die territoriale Unverletzlichkeit des rumänischen Staates zu achten. Die weiteren Artikel lauteten sodann:

„Artikel I. Die Regierung Sr. Hoheit des Fürsten von Rumänien Karl I. sichert dem russischen Heere, das in die Türkei einzurücken bestimmt ist, freien Durchzug durch das rumänische Gebiet und die Behandlung einer befreundeten Armee zu.

Alle Ausgaben, welche durch die Erfordernisse des russischen Heeres, seine Beförderung, wie auch die Befriedigung seiner Bedürfnisse veranlaßt werden könnten, fallen natürlich der kaiserlichen Regierung zur Last.

Artikel II. Damit für Rumänien keinerlei Unannehmlichkeiten oder Gefahr aus dem Durchzug der russischen Truppen erwachse, verpflichtet sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des rumänischen Staates aufrecht zu erhalten und Sorge dafür zu tragen, daß dieselben so geachtet werden, wie es die Landesgesetze und die bestehenden Verträge erfordern. Ferner verpflichtet sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, die dermalige Integrität Rumäniens aufrecht zu erhalten und zu beschützen.

Artikel III. Alle näheren Bestimmungen über den Durchzug der russischen Truppen, ihr Verhältnis zu den Lokalbehörden, wie auch jedes Uebereinkommen, das zu diesem Zwecke getroffen werden muß, werden in einem besonderen Vertrage festgestellt werden, und zwar von Delegierten beider Regierungen, und dieser

Vertrag wird gleichzeitig mit dem vorliegenden ratifiziert werden und sofort in Wirksamkeit treten.

Artikel IV. Die Regierung Sr. Hoheit des Fürsten von Rumänien verpflichtet sich, für die vorliegende Konvention die von den rumänischen Gesetzen vorgeschriebene Ratifikation zu erlangen und sogleich zur Ausführung der in derselben enthaltenen Stipulationen zu schreiten."

In dem den Durchmarsch der russischen Truppen durch Rumänien bestimmenden Uebereinkommen war im Artikel 18 besonders hervorgehoben, daß die russischen Truppen nicht die Hauptstadt Bukarest berühren dürften.

Während die Fürstin Elisabeth sich auf das eifrigste den bevorstehenden Aufgaben für die Pflege der Verwundeten widmete, die Hospitäler besuchte und die Einrichtungen des Roten Kreuzes vermehrte und verbesserte, begab sich am 19. April Fürst Karl nach Giurgiu und besichtigte die verschiedenen Donaupunkte, nach Bukarest zurückgekehrt mit dem Kriegsminister die Truppenverteilung ausarbeitend. In ernster Weise wurde am 20. April der Geburtstag des Fürsten begangen, dem im Namen des Ministeriums Ministerpräsident Joan Bratianu die innigsten Glückwünsche darbrachte, hervorhebend, daß an diesem Tage vor elf Jahren in schwieriger Zeitlage der Fürst dem Rufe der rumänischen Nation gefolgt sei und daß, wie damals, so auch heute das gesamte Volk mit festem Vertrauen zu ihm emporblicke, überzeugt, der Herrscher werde auch diesmal die drohenden schweren Gefahren abwenden.

Das war wahrlich eine verantwortliche Zeit für den Fürsten Karl. Stand doch Rumänien zwischen zwei Feuern und konnte leicht in die Lage kommen, daß bei dem bevorstehenden blutigen Streit der beiden großen Nachbarstaaten diesen der kleine Staat zum Opfer fiele,

indem sie ihn als Kampfpreis erkürten, über ihn hinweg den Frieden schließend. Dazu kam die drückende Geldnot, so daß schon seit längerer Zeit die Zivilliste nicht ausgezahlt worden war, der Fürst trotzdem aber 100 000 Francs aus seiner Privatschatulle bewilligte, um den Offizieren die noch nicht von den Kammern genehmigte Kriegszulage für einen Monat zu gewähren.

Auf den Fürsten Karl richteten sich die bangen Blicke seines Volkes, auf ihn vertrauten die sorgenden Herzen. Noch fester und markiger wie bisher umschloß seine Hand das Steuer des Staatsschiffes, um es sicher und ungefährdet durch die beginnende Brandung zu führen.

VIERZEHNTER ABSCHNITT.

Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges und die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens.

Rußland erklärt der Pforte den Krieg. — Die russischen Truppen überschreiten die rumänische Grenze. — Fürst Karls selbständige Politik. — Rumäniens Kriegserklärung. — Die Feier der Unabhängigkeit. — Begeisterte Stimmung. — Mobilmachung. — Fürst Karl in Kalafat. — Die Feuertaufe. — Im russischen Hauptquartier. — Kaiser Alexander II. überträgt dem Fürsten Karl das Oberkommando vor Plewna.

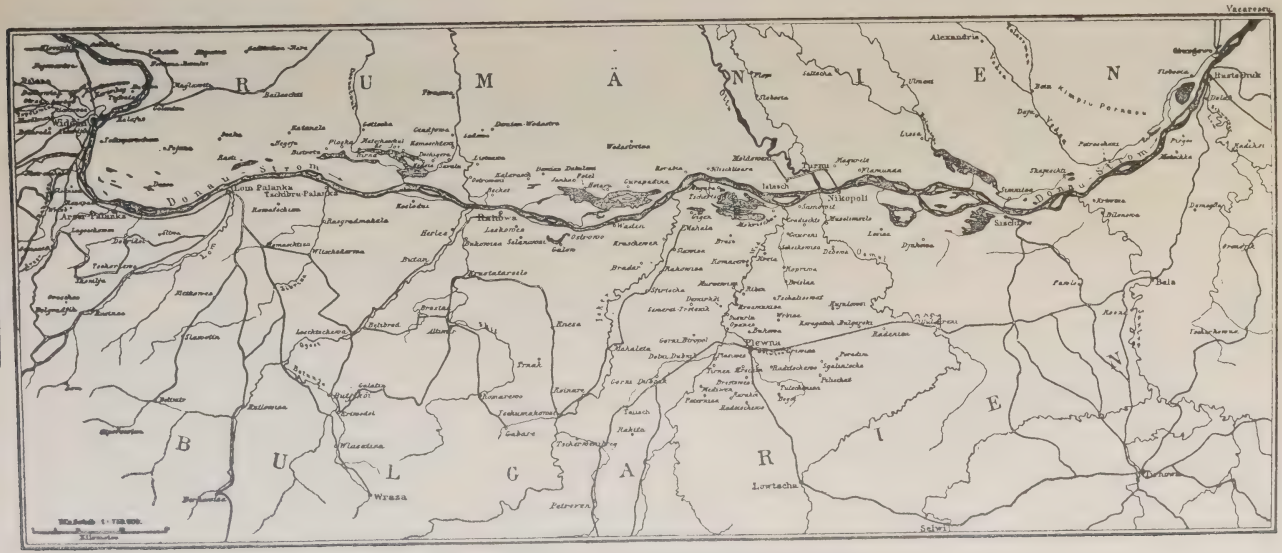
Die langersehnte, mit Hangen und Bangen erwartete Entscheidung war endlich gefallen: Rußland erklärte der Pforte den Krieg! Fürst Gortschakow teilte dies am 24. April den Mächten mit, die Kriegserklärung damit begründend, daß alle zwischen den Kabinetten vereinbarten Vorschläge auf einen unüberwindlichen Widerstand der türkischen Regierung gestoßen wären. Der russische Herrscher habe daher das zu übernehmen beschlossen, wozu er die Großmächte aufgefordert, mit ihm gemeinschaftlich zu handeln; der Kaiser erfülle somit eine Pflicht, welche ihm die Interessen Rußlands auferlegten, dessen friedliche Entwicklung durch die unaufhörlichen Wirren im Orient fortdauernd gehemmt würde, und er habe die Ueberzeugung, daß sein Handeln den Anschauungen Europas entspreche.

Die Ereignisse nahmen jetzt ihren schnellen Verlauf. Auf die russische Kriegserklärung hin lief beim Fürsten Karl ein Telegramm des Großveziers aus Konstantinopel ein, in welchem dieser im Namen des Sultans, gestützt auf die betreffenden Artikel des Pariser Vertrages und der Uebereinkunft des Fürstentums mit der Pforte vom Jahre 1858, den Fürsten aufforderte,

sich mit der türkischen Regierung in Verbindung zu setzen behufs gemeinsamer militärischer Maßregeln zur Verteidigung des rumänischen Bodens. Fürst Karl beauftragte den Minister des Aeußern, zu antworten, daß die Erfüllung der Forderung der Hohen Pforte zunächst den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werden müsse, die zum 26. April einberufen seien. Die Vorwärtsbewegung der russischen Truppen hatte bereits begonnen, gleichzeitig damit das Ueberschreiten der rumänischen Grenze, was für das rumänische Ministerium insofern unangenehm war, als die Kammern noch nicht den russisch-rumänischen Vertrag genehmigt hatten.

Dem Fürsten Karl kam es vor allen Dingen darauf an, sofort Rußland gegenüber die vollste Selbständigkeit Rumäniens zu betonen, und ihn berührte deshalb um so peinlicher eine vom Großfürsten Nikolaus — Bruder Kaisers Alexander II. —, dem Oberkommandierenden der russischen Streitkräfte, an das rumänische Volk gerichtete Proklamation, des Inhalts, daß die russischen Truppen als Freunde den rumänischen Boden betreten hätten und hofften, jene edlen Gesinnungen bei den Rumänen zu finden, die ihre Vorfahren dem russischen Heere in den früheren Kriegen Rußlands gegen die Türkei entgegengebracht. Fürst Karl betonte in Gegenwart seines Ministerpräsidenten und des Ministers des Aeußeren dem russischen Generalkonsul gegenüber, wie sehr ihn dieser Eingriff verletzt habe, da er allein berechtigt sei, zu seinem Volk zu sprechen. Der Generalkonsul entschuldigte seine Regierung damit, daß der mit Rumänien abgeschlossene Vertrag noch nicht bekannt gemacht sei, und daß es daher schwer gewesen wäre, die rumänische Bevölkerung in anderer Weise zu verständigen, Großfürst Nikolaus würde dies übrigens gern schriftlich dem Fürsten erklären.

In diesem Sinn war auch ein seitens des Kaisers Alexander von Rußland aus Kischinew gerichteter Brief



Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes 1877—78.

an den Fürsten gehalten, in dem er hervorhob, daß die russischen Streitkräfte als aufrichtige Freunde die Grenze überschritten hätten, um ein Land zu verteidigen, für das sie schon öfter ihr Blut verspritzt, und daß der Kaiser auf die Unterstützung des Fürsten und seiner Regierung rechne. Er brauchte nicht erst zu versichern, daß Rumänien auf das traditionelle Interesse Rußlands und seine beständige Hilfe rechnen dürfe. Auch Großfürst Nikolaus sandte seinen Adjutanten an den Fürsten mit einem Schreiben, in welchem er die Gründe darlegte, warum es nicht möglich gewesen, das Ueberschreiten der Grenze vorher anzukündigen und weshalb er jene Proklamation an die Rumänen gerichtet; er hoffe auf eine fortgesetzte freundschaftliche Verbindung mit dem Fürsten und auf eine baldige Verständigung der Operationen beider Armeen; er würde sehr dankbar sein, wenn der Fürst ihm die entsprechenden militärischen Mitteilungen zugehen ließe, wie auch er nicht verfehlen werde, stets das gleiche zu tun. Der Adjutant erörterte sodann noch im Auftrag des Großfürsten mündlich die Idee einer gemeinsamen Tätigkeit der russischen und rumänischen Truppen, worauf der Fürst jedoch nicht einging, da er durchaus seinen Standpunkt gewahrt wissen wollte: daß das rumänische Heer unter seinem Oberkommando bleiben und selbständig handeln solle. Die Absicht eines Zusammengehens der beiden Armeen gelangte in weiteren Briefen des Großfürsten zum Ausdruck; aber auch hier verhielt sich Fürst Karl stets abwartend, da er zunächst fest umschlossene Bedingungen wünschte, unter denen ein gemeinsames Handeln möglich wäre. Diesen Standpunkt wahrte er auch insofern sehr energisch, als er erfuhr, daß der Großfürst von Plojeschti aus, wo er mit seinem Stabe eingetroffen, dem Fürstenpaare in Bukarest Mitte Mai seinen Besuch abstatten wolle, hierbei von seinem militärischen Gefolge und einer Eskorte begleitet. Fürst Karl erhob gegen die letztere Bestim-

mung des Programms Einspruch unter der Begründung, daß in dem zwischen Rußland und Rumänien abgeschlossenen, bereits erwähnten Uebereinkommen ganz besonders betont worden sei, daß russische Truppen die rumänische Hauptstadt nicht betreten dürften; er selbst werde mit seiner eigenen militärischen Begleitung seinen fürstlichen Gast vom Bahnhof in die Stadt geleiten, vorher aber gedenke er dem Großfürsten seinen Besuch abzustatten.

Gelegentlich dieses Zusammentreffens am 14. Mai, bei welchem der Großfürst den Fürsten Karl auf das herzlichste begrüßte, drang ersterer nochmals persönlich auf eine Vereinigung der russischen und rumänischen Armeen, diesen Wunsch noch begründend, daß die eigene, ihm unterstellte Heeresmacht nicht ausreichend sei, seine nächsten Ziele zu verfolgen; er hoffe daher auf die Unterstützung seitens der rumänischen Truppen zunächst insofern, als sie das linke Donauufer besetzt hielten, damit der Aufmarsch der russischen Truppen sich ungestört vollziehen könne. Fürst Karl wiederholte auch hier, daß er unbedingt den Oberbefehl über seine Truppen behalten werde; selbstverständlich würden dieselben in ihren Donaustellungen verbleiben, er wie sein Heer wünschten nur eins, bald militärisch eingreifen zu können; die Bedingungen würde er vorher mit dem russischen Hauptquartier vereinbaren. Der Generalstabschef des Großfürsten rühmte dem Fürsten die bisher von der rumänischen Heeresverwaltung umsichtig getroffenen Maßregeln, die für den russischen Vormarsch von allergrößtem Nutzen gewesen seien, den Wunsch ausdrückend, daß er sich gern mit dem Chef des rumänischen Generalstabes — Oberst Georg Slaniceanu — in Verbindung setzen möchte, um das Weitere im Interesse eines ferneren Zusammenwirkens zu beschließen. Unterdessen hatten türkische Kriegsschiffe bereits einige offene Donaustädte, wie Braïla und Reni, bombardiert; von Oltenitza

und Calafat aus war das Feuer der auf dem jenseitigen Ufer befindlichen türkischen Batterien von den rumänischen erwidert worden.

Noch ehe der April zu Ende gegangen, hatten die Kammern den Durchzugsvertrag mit großer Mehrheit genehmigt; mit Begeisterung war bei Eröffnung der außerordentlichen Sitzung der Fürst begrüßt worden. In seiner Thronrede hob Fürst Karl hervor, daß, da die Hohe Pforte und die Garantiemächte trotz aller Bemühungen seiner Regierung die Neutralität des Landes nicht verbürgt hätten, Rumänien nun auf seine eigene Kraft angewiesen sei. Vor allem sei sein Bestreben darauf gerichtet, den rumänischen Boden nicht zum Kriegsschauplatz werden zu lassen; die russischen Truppen seien zwar eingerückt, würden aber die Hauptstadt nicht berühren als Zeichen, daß Rußland die politische Individualität Rumäniens anerkenne; der Fürst hoffe, daß nun die Zwietracht der Parteien schwinden werde vor dem einen Ziel: der Größe Rumäniens!

In der Erwiderung der Kammer auf diese Thronrede hieß es, daß die Volksvertreter, vertrauensvoll dem Rufe des Fürsten folgend, in diesen gefahrvollen Stunden sich um den Thron geschart hätten, und daß sie dem Fürsten die vollste Bereitwilligkeit des Volkes versicherten, ihm hingebend zu folgen, sobald er es rufe. — Der gleiche Patriotismus gelangte in einer Adresse des Senats vom 5. Mai zum Ausdruck, worin verkündet wurde, daß das ganze Land nur von dem einen Gedanken der Befreiung beherrscht werde und vor keinem Opfer, diese zu erlangen, zurückscheuen werde. In der Antwort des Fürsten hierauf lautete es: „Ohne daß ein einziger Flintenschuß von unserem Ufer abgefeuert worden, werden unsere halb verlassenen Städte und Dörfer an der Donau verwüstet. Unser internationaler Handel an den Ufern der Donau ist vernichtet; in Mißachtung des Völkerrechts kommen die türkischen Kanonenboote bis in unsere Häfen, um die

Schiffe ohne Unterschied der Flagge zu kapern und zu verbrennen. Offene Städte, wie Braïla und besonders Reni, sind bombardiert worden. Oltenitza, wo sich nicht ein einziger russischer Soldat befindet, hat dasselbe Schicksal ereilt, Banden von Tscherkessen und Baschi-Bozuks sind auf rumänischem Küstengebiet eingebrochen". Und der Fürst schloß, daß, wenn die Türkei der bisherigen Mäßigung der rumänischen Regierung keine Rechnung trage, Rumänien gezwungen sei, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen, denn vor allem müsse die Grenze des Landes verteidigt werden.

Nachdem die Pforte am 8. Mai dem rumänischen diplomatischen Agenten in Konstantinopel seine Pässe zugeschickt hatte, erklärte Rumänien fünf Tage später der Türkei den Krieg, und nach vorhergegangenen Verhandlungen im Ministerrat und den Kammern ward die Unabhängigkeit Rumäniens beschlossen, welch weittragender Beschluß am 22. Mai, dem Nationalfeiertage, festlich und freudig begangen wurde. An ein Tedeum in der Metropolie schloß sich die Beglückwünschung seitens der Minister, der hohen Offiziere und Zivilbeamten im Thronsaale des Palais. In begeisterten Ansprachen wurde hier Fürst Karl als der erste Fürst und der erste Soldat des freien Rumäniens gefeiert. D. Bratianu, der Vizepräsident des Senats, ging noch weiter, indem er den Fürsten bereits als den ersten König von Rumänien begrüßte, und der Kammerpräsident Rosetti erinnerte den Fürsten an seine vor elf Jahren bei seiner Ankunft in Bukarest gesprochenen Worte, daß er Rumäne geworden sei und Vaterland und Familie verlassen habe, um heute als Staatsbürger, morgen, wenn nötig, als Soldat die guten wie die schlechten Geschicke des Landes zu teilen, dem Fürsten seine Bewunderung ausdrückend, mit welcher Hingebung er sein Versprechen erfüllt habe.

Tief bewegt antwortete Fürst Karl, in seiner Rede eine Rückschau haltend und ein Programm des freien

Rumäniens entrollend: „Ich erinnere mich gerade heute jener Worte, die ich vor elf Jahren an jenem Tage aussprach, als ich zum ersten Male in dem Palast der Nation auftrat. Diese Worte sind in meinem Herzen tief eingeprägt geblieben, und sie blieben die Richtschnur meiner Regierung im Laufe der Jahre, die wir zusammen durchwanderten. Auch heute, wie am Tage des 22. Mai 1866, bedauere ich nicht, meine Familie und mein Geburtsland verlassen zu haben. Nein! Ich bedaure nicht, daß ich aus Rumänien mein Vaterland und aus dem rumänischen Volk meine Familie gemacht habe. Im Gegenteil, gerade heute, da ich die Schönheit dieses Landes und die Zukunft, auf die es mit Recht hofft, besser kenne; gerade heute, da ich die großen Eigenschaften, die das rumänische Volk auszeichnen, näher schätzen lernte, erinnere ich mich mit Freude des Tages meiner Fürstenwahl, des Tages, an dem ich mitten unter den Rumänen auftrat, des Tages, an dem Ihr mich auf einen Thron brachtet, berühmt durch so viele große und bedeutende Fürsten, Verteidiger der nationalen Unabhängigkeit und des Christentums gegen den Halbmond. Ein einziger Schatten verdunkelte die nun vergangenen Jahre, eine einzige Erniedrigung blieb noch für Rumänien und dessen Herrscher. Ich will reden von jenen schlecht definierten und nicht passenden Beziehungen, die in Konstantinopel Suzeränität und für Bukarest Vasallität genannt wurden. Für die Beseitigung dieser Beziehungen, unvereinbar mit der Stellung, mit den Interessen, mit unsern Rechten ab antiquo, sowie für die Aufrichtung von Beziehungen, welche im neunzehnten Jahrhundert freie Staaten und Völker eingehen mit andern freien Staaten und Völkern, und für welche zwei rumänische Generationen, hauptsächlich aber jene von 1857, gearbeitet haben. Ich darf mit Recht behaupten, daß meine Wahl, daß der an mich ergangene Ruf von den Mündungen der Donau an die Quelle des großen Flusses, daß die Mission, die ich zu

erfüllen unternahm, keine andere Bedeutung hatte als die Befreiung Rumäniens von jenen drückenden Beziehungen. Mitten in den Begebenheiten, die nicht von uns heraufbeschworen wurden, hat die Hohe Pforte selbst diesen Beziehungen ein Ende gemacht. Wir werden dieselben nicht wiederherstellen! Die gesetzgebenden Körperschaften, die ganze Nation hat erklärt und verkündet, daß durch Beseitigung dieser Beziehungen Rumänien in seine alte Unabhängigkeit wieder einkehrt, als selbständiger Staat, als freie Nation, als ein nützlicher, friedlicher, zivilisatorischer Faktor unter den europäischen Staaten! Jetzt wird die Tatkraft und die Ergebenheit der Söhne dieses Landes, die politische Vorsicht der gesetzgebenden Staatskörper und, erlauben Sie mir beizufügen, auch mein eignes Bewußtsein, meine eigne Arbeitskraft, meine unermüdlichen Bemühungen vermitteln und erreichen, daß die neue politische Stellung Rumäniens die Anerkennung Europas erhalte. Wenn wir unsre Blicke dem Wohlwollen und dem hohen Interesse zuwenden, mit denen die Großmächte und deren Souveräne alle Bemühungen und Taten unsrer Wiedergeburt umgeben haben, so sei es erlaubt, zu hoffen, ja der festen Ueberzeugung zu sein, daß diese mächtige Hilfe nicht gerade in diesem wichtigen Augenblicke Rumänien fehlen wird. Wir verlangen bloß, was einem Volke, einem Lande, das frei sein will, zukommt, das nicht unwürdig des Vertrauens Europas ist, sowie einem Staate, der die Kraft und das Bewußtsein hat, die Mission zu vollziehen, die ihm durch seine geographische und politische Lage vorgezeichnet ist. Dies hoffen wir, glauben wir, wollen wir! Die Unabhängigkeit Rumäniens wird nicht den Frieden Europas, die Ruhe der Nachbarstaaten stören! Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsre Unabhängigkeit nicht bloß unsre nationalen Erfordernisse, sondern auch ein großes europäisches Interesse befriedigen wird. Ich danke nochmals für die warmen Worte, die Sie an

mich an diesem denkwürdigen Tage richten. Die Fürstin reiht sich diesem Danke an, und wir wünschen: es leben hoch die Deputierten Rumäniens! Es lebe aber über Alle hoch unser geliebtes Vaterland Rumänien!"

Das erste große Ziel, das sich Fürst Karl gesetzt, als er die Krone Rumäniens angenommen, war erreicht. Das Land war ein selbständiger Staat, er der Fürst eines unabhängigen Reiches geworden, ein ganzes Volk stand voll festen Vertrauens hinter ihm. Das enggeschlossene Staatswesen hatte sich die Achtung der Nachbarn erworben, und was er in elf langen und schwierigen Jahren für Rumänien getan, trug jetzt seine Früchte. Zunächst hatte Rußland eingesehen, daß es nicht mehr, wie früher so oft, das Donaufürstentum in Besitz nehmen und beliebig darin schalten könnte, und ferner, daß die Türken es nicht gewagt, ihren „Vasallenstaat" militärisch zu besetzen!

Nun hieß es aber, diese so schwer errungene Selbständigkeit auch den Russen gegenüber zu wahren. Es gehörte viel Takt und Energie, viel Klugheit und Beständigkeit dazu, um diese Aufgabe zum Wohle des Landes durchzuführen, und die Geduld des Fürsten, der natürlich den Augenblick herbeisehnte, mit seinem Heere aktiv in die kriegerischen Ereignisse einzugreifen, sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Rechnete einerseits Großfürst Nikolaus auf den Waffenbeistand der rumänischen Truppen, so hatte Ende Mai Kaiser Alexander durch den diplomatischen Vertreter Rumäniens in St. Petersburg, General Ghika, erklären lassen, daß, falls das rumänische Heer die Donau überschreiten und auf eigene Kosten und Gefahr den Krieg gegen die Türkei führen wolle, dies nur geschehen dürfe, wenn die rumänischen Truppen sich unter den Befehl des russischen Oberkommandos stellten. Auf den schriftlichen Antrag der rumänischen Regierung, daß das rumänische Heer sich tätig an den Kriegsereignissen zu beteiligen gedenke, hatte Fürst Gortschakow

in einer längeren Note geantwortet, deren wörtlicher Kern war: „Rußland hat die Hilfe der rumänischen Armee nicht nötig, die Streitkräfte, welche es in Bewegung gesetzt, um die Türkei zu bekämpfen, sind mehr wie genügend, um dieses Ziel zu erreichen, das sich der Kaiser mit diesem Kriege gesetzt", und hatte des ferneren die eben erwähnte Erklärung Kaisers Alexander nochmals betont. Wie später Großfürst Nikolaus dem Fürsten Karl mitteilte, war er durchaus nicht der Ansicht des russischen Reichskanzlers, sich beklagend, daß die Diplomatie viel zu sehr sich in Dinge mische, die sie gar nichts angingen.

Als äußeres Zeichen der Unabhängigkeit erfolgte die Stiftung des Ordens „Stern von Rumänien". Das erste Ritterkreuz desselben mit Schwertern wurde dem Major Murgesku von der rumänischen Flottille verliehen, der rühmlichen Anteil an der gefahrvollen Expedition mehrerer russischer Dampfbarkassen genommen, die vor Matschin einen türkischen Monitor angegriffen und mittelst eines Torpedos in die Luft gesprengt hatten. Die übrigen türkischen Kriegsschiffe zogen sich in den Kanal von Matschin zurück, der sogleich durch Torpedos abgesperrt wurde, sodaß die untere Donau mit den Städten Galatz und Braïla nichts mehr von den türkischen Schiffen zu fürchten hatte.

In ganz Rumänien herrschte die aufrichtigste Begeisterung. Reichlichst flossen die Gaben für die Armee, eine große Zahl Privater stellte der Heeresverwaltung Pferde zur Verfügung, mit welchem Beispiel Fürst Karl vorangegangen, und in dichten Scharen meldeten sich die Freiwilligen, die zum Teil den besten Familien angehörten. Durch Befehl vom 8. Mai hatte der Fürst, nachdem die Mobilmachung am Tage vorher vollendet worden, das Oberkommando der Armee übernommen. Letztere zählte 50 000 Mann mit 180 Geschützen, während sich die ganze Wehrkraft des Landes mit ihren noch nicht einberufenen Jahrgängen,

den verschiedenen Klassen der Miliz und der Nationalgarde auf 70 000 Mann bezifferte. Täglich nahm der Fürst eingehende militärische Besichtigungen vor, wiederholt begleitet von der Fürstin, die sich mit unermüdlicher Sorgfalt um die Lazaretteinrichtungen, Krankenhäuser und die Vorkehrungen für die Pflege der Verwundeten kümmerte. Die rumänischen Truppen waren voll froher Kampfesstimmung, und die Bevölkerung bereitete dem Fürsten, wo er sich zeigte, jubelnde

Batterie Elisabeth bei Calafat.

Huldigungen, so am 26. Mai in Crajowa und anderen Städten wie Ortschaften, in denen der Fürst die Regimenter besichtigte.

Am 27. Mai war er in Calafat eingetroffen, sofort die Feldbefestigungen, das Lager und die Batterien besuchend, dann, um die siebente Abendstunde, seine Stellung auf dem höchsten Punkt der Verteidigungslinie, der Batterie Carol, nehmend und von hier aus den Befehl zur Beschießung des gegenübergelegenen Widin erteilend. Die Türken erwiderten sogleich das Feuer und wußten gut zu zielen, denn in die Batterie Carol

Fürst Karl in Calafat (27. Mai 1877).

fielen fünf Bomben, von denen drei in unmittelbarer Nähe des Fürsten platzten, daß weithin die Sprengstoffe flogen. Aber der Fürst verließ nicht seine Stellung, sondern begrüßte die feindlichen Geschosse durch Schwenken seiner Mütze, worauf die Mannschaften in stürmische Hurras ausbrachen, die sich bis in das Lager fortpflanzten, wo die Musikchöre zu spielen begannen. Erst nach einer Stunde, nachdem der Fürst genau den guten Erfolg des Feuers seiner Batterie verfolgt, verließ er seinen Platz, in einer benachbarten Ortschaft sein Quartier aufschlagend.

Zwischen dem Großfürsten Nikolaus, der mit seinem Stabe, wie wir schon erwähnt, in Plojeschti weilte und bereits am 15. Mai seinen ersten Besuch dem Fürstenpaare in Bukarest abgestattet hatte, und dem Fürsten Karl entspann sich ein durchaus freundschaftliches Verhältnis. Wiederholt wurde der Fürst zum russischen Kriegsrat hinzugezogen, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit betonend, wie strategisch wichtig der Straßenknotenpunkt Plewna sei, den Russen ratend, nachdem sie die Donau überschritten, diesen Ort sobald wie möglich mit den erforderlichen Streitkräften zu besetzen, ein Rat, der, wie später Großfürst Nikolaus mehrfach erwähnte, zum größten Schaden der russischen Unternehmungen nicht befolgt worden war.

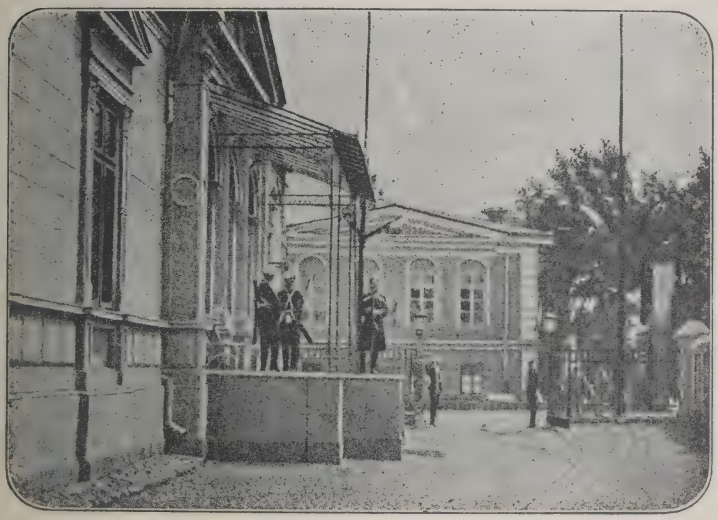
Unterm 6. Juni schrieb Fürst Karl seinem Vater, dem er nur kurze telegraphische Meldungen hatte zugehen lassen können:

„Seit meinem letzten Briefe haben sich bedeutungsvolle Ereignisse abgespielt: Unser Verhältnis zur Pforte hat sich gelöst, wir befinden uns im Kriegszustand mit ihr. Dies war der einzig würdige Ausweg für mein Land und meine Person, nachdem Europa zugegeben hatte, daß Rumänien ins Kriegstheater hineingezogen wurde. Ruhige Zuschauer konnten und durften wir nicht bleiben; als türkische Provinz wollten wir uns

nicht behandeln lassen, und von der Gnade andrer abzuhängen, fand ich meiner unwürdig. Die Unabhängigkeitserklärung hat vielleicht bei den Kabinetten keinen angenehmen Eindruck gemacht, da wir uns heute schon genommen haben, was man uns später wahrscheinlich zu geben gedachte! —Aber gerade dem wollten wir vorbeugen! Meiner Armee fällt nun die schöne Rolle zu, sich für eine Idee zu schlagen; bis jetzt hat Rumänien alles ohne Kampf erreicht, diesmal aber ist ihm Gelegenheit gegeben, seine Existenz mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Der Geist meiner Truppen ist vortrefflich, sie brennen nach Waffentaten; und daß sie im Feuer standhalten, haben sie bereits in Calafat bewiesen. Heute abend trifft Kaiser Alexander in Plojeschti ein; sein Gefolge besteht aus 700 Personen und 1000 Pferden und muß nun noch neben dem Großen Hauptquartier in der kleinen Provinzstadt untergebracht werden. Ich hatte den Kaiser in Jassy empfangen wollen, aber er telegraphierte seinem Bruder, daß ich mich nicht deplazieren möge, da er mich nach seiner Ankunft in Plojeschti zu sehen hoffe und außerdem beabsichtige, nach Bukarest zu kommen, um Elisabeth zu besuchen. — Morgen früh werde ich zu ihm fahren. Unser Verkehr mit den Großfürsten ist ein sehr herzlicher, sie kommen zu uns zu Tische, und ich fahre öfters zum Frühstück nach Plojeschti. Großfürst Nikolaus erinnert in seiner Art und Weise ganz an den Kronprinzen und ist uns wie ein Bruder. Dies erleichtert ungemein die Regelung vieler Fragen, die zu unangenehmem Notenwechsel hätten Veranlassung geben können. So aber ist es bis jetzt zu keinem Konflikt gekommen, Russen und Rumänen leben in bestem Einvernehmen. — Mehr als die russische Armee macht uns die russische Diplomatie zu schaffen. Doch darüber kann ich Dir nicht durch die Post schreiben. — Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen; oft weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Die Armeeangelegenheiten

nehmen mir täglich mehrere Stunden; soeben bekomme ich eine Depesche aus Calafat, daß die Türken einen Landungsversuch machen wollen. All die hohen Gäste gestatten mir noch nicht, in mein Hauptquartier Pojana abzureisen; ich sehne mich wirklich dahin, um inmitten meiner Truppen zu sein."

Den in diesem Briefe angedeuteten Besuch Kaisers Alexander stattete Fürst Karl am 7. Juni in Plojeschti



Residenz des Kaisers Alexander II. in Plojeschti.

ab, auf dem Bahnhofe empfangen vom Großfürsten Nikolaus. Der Herrscher, der die Kette des Hohenzollernordens angelegt hatte, empfing den Fürsten aufs liebenswürdigste im Hofe seines Hauses, im Beisein des Thronfolgers, der Großfürsten, der hohen Würdenträger und seiner militärischen Umgebung. In einer Unterredung unter vier Augen erklärte der Kaiser, daß Rumänien nur Gutes von ihm zu erwarten habe; er hätte immer gehofft, den Krieg zu vermeiden, nachdem derselbe nun aber begonnen, sei es sein Ziel, allen christlichen Völkern des Orients hinfort bessere Zeiten zu

bringen. Rumänien verdanke Rußland schon seit alters vieles, es freue ihn darum doppelt, daß das Einvernehmen zwischen seinem Heere und der rumänischen Bevölkerung ein so gutes sei. Fürst Karl drückte die Erwartung aus, daß der Krieg seinem Lande die Unabhängigkeit sichern und seinem Heere die Möglichkeit geben werde, durch tapfere Teilnahme an den kriegerischen Unternehmungen die Ehre Rumäniens hochzuhalten. Im Anschluß daran überreichte der Fürst dem Kaiser den Rapport über seine Truppen und deren Standplätze, was den Kaiser als besondere Aufmerksamkeit angenehm berührte. Der Kaiser lud sodann den Fürsten ein, mit ihm zu Pferde zu steigen und dem Vorbeimarsch der kaiserlichen Eskorte sowie der aus Abordnungen aller Garde-Regimenter bestehenden Bedeckung des Hauptquartiers beizuwohnen, woran sich das Frühstück in engstem Kreise schloß. Beim Abschied wiederholte der Kaiser dem Fürsten seine Hoffnung, daß aus seinem Aufenthalte gute Früchte für das Land erwachsen würden, ihm gleichzeitig seinen Besuch für den folgenden Tag in Bukarest anmeldend, hinzufügend, er sei ungeduldig, die Fürstin Elisabeth, an deren Petersburger Aufenthalt er so freundliche Erinnerungen hege, im eigenen Heim zu begrüßen.

Dieser Besuch fand zur Mittagsstunde des folgenden Tages statt. Auf dem Bahnhofe erwartete das Fürstenpar mit seinem Hofstaate, der hohen Geistlichkeit, den Ministern und den Spitzen aller Militär- und Zivilbehörden den Kaiser, der, begleitet von dreien seiner Söhne, darunter der Thronfolger, sodann vom Großfürsten Nikolaus mit seinem Sohne und dem Prinzen Alexander von Battenberg, ferner vom Fürsten Gortschakow und der gesamten militärischen Umgebung in einem Sonderzuge eintraf. Die Begrüßung war eine sehr herzliche, der Kaiser schritt unter den Klängen der russischen Nationalhymne die Front der Ehrenwache, einer Eskadron Roschiori, ab und nahm

verschiedene Huldigungsansprachen entgegen, für sie freundlich dankend. Der Fürstin den Arm reichend, begab er sich durch den Empfangssalon zu dem offenen, reich mit Blumen verzierten Wagen, dem sich die übrigen Gefährte, im nächsten der Thronfolger neben dem Fürsten Karl, anschlossen. Eine Schwadron Gendarmen eröffnete den Zug, der von einer in den prächtig ausgeschmückten Straßen sich dicht stauenden Menschenmenge jubelnd begrüßt wurde und auf den sich ein duftender Blumenregen ergoß. Als ein großer Strauß unmittelbar vor dem Kaiser niederfiel, fuhr er erschreckt zusammen, aber die Fürstin plauderte lebhaft weiter, als ob sie nichts bemerkt hätte. Vor dem in den letzten Jahren wesentlich umgebauten, auch im Innern mit vornehmer Behaglichkeit eingerichteten Palais, zwischen dem Fürsten und dessen Gemahlin stehend, nahm der Kaiser die Parade über die Ehrenwache, eine Jägerkompagnie mit Fahne und Musik, ab, woran sich ein Frühstück schloß. Die ganze Aufnahme wie auch die fürstliche Hofhaltung machten auf die russischen Gäste den günstigsten Eindruck.

Dieser kaiserliche Besuch, den das fürstliche Paar bald in Plojeschti erwiderte, hatte eine außerordentliche Wirkung auf die Bevölkerung ausgeübt, die ja von früheren Zeiten her an eine ganz andere Behandlung ihrer Staatsoberhäupter gewöhnt war und nun einsah, welch grundlegende Wandlung sich vollzogen und welche Stellung der Fürst aus dem Hohenzollernhause selbst den mächtigsten Herrschern gegenüber einnahm, ihnen gleichberechtigt durch Abstammung und ihnen Achtung abzwingend durch sein persönliches Auftreten und durch seine staatsmännische Klugheit wie Tatkraft.

Nachdem Ausgangs April sich die russischen Streitkräfte der seltsamerweise durch die Türken nicht zerstörten wichtigen Eisenbahnbrücke über den Sereth nahe Braïla bemächtigt, und die Donau bei der letzteren Stadt wie bei Galatz durch Torpedoboote gesperrt

Parade der Ehrenwache vor Kaiser Alexander II. von Rußland vor dem fürstlichen Palais in Bukarest (8 Juni 1877).

hatten, erfolgte in der zweiten Junihälfte der Uebergang der Russen über die Donau bei Galatz und bei Simnitza, wodurch sich die russischen Streitkräfte ihre Operationsbasis für die Besetzung der Dobrudscha sicherten.

Wenige Tage vorher hatte Fürst Karl in Plojeschti eine wichtige Unterredung mit dem Reichskanzler Fürsten Gortschakow gehabt. Letzterer, der sich sehr anerkennend über die rumänische Armee äußerte und den Fürsten dringend bat, sich nicht, wie kürzlich beim Bombardement in Calafat, persönlich der Gefahr auszusetzen, da er sich seinem Lande erhalten müsse, gab zu, daß Rumänien zu seiner staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung durchaus der Donaumündungen bedürfe, verlangte aber für Rußland den Kilia-Arm. Der Fürst erwiderte, daß diese Dinge vor das Forum Europas gehörten; sein Hauptbestreben sei es, Rumäniens durch die Verträge gewährleistete Unverletzbarkeit zu wahren, auch er erhoffe im Falle eines siegreichen Feldzuges eine Erweiterung der Grenzen des Landes, dies komme jedoch erst später in Betracht. Fürst Gortschakow drückte sodann die Erwartung aus — welche die Mehrzahl der russischen Generale teilte — daß der Krieg kurz und glorreich sein werde, jedoch könne er sich nicht der Meinung des Hauptquartiers anschließen, Rumänien zu einem Zusammengehen zu veranlassen, worauf der Fürst erwiderte, daß er schon deshalb eine aktive Beteiligung Rumäniens am Feldzuge wünsche, weil nur auf dem Schlachtfelde die Unabhängigkeit Rumäniens besiegelt werden könne, und daß er unter allen Umständen den Befehl über die rumänischen Truppen allein in der Hand behalten werde. Als Fürst Karl kurz danach das Wichtigste aus dieser Unterredung, die ihn in verschiedener Hinsicht peinlich berührt, dem Großfürsten Nikolaus berichtete, zeigte sich dieser über die Aeußerungen Gortschakows sehr unzufrieden, indem er hinzusetzte, daß sich die

Diplomatie zu sehr um Dinge kümmere, die sie nichts angingen. Kaiser Alexander, der erfahren, daß sich Fürst Karl in Plojeschti aufhalte, stellte sich bei seinem Bruder ein und teilte die eben erhaltenen guten militärischen Nachrichten aus Asien mit. Am nächsten Tage kam er mit allen Großfürsten nach Cotroceni, im Garten mit dem Fürstenpaar das Mahl einnehmend, und stattete einige Tage später einen zweiten Besuch in Bukarest ab, bei dieser Gelegenheit die russichen Ambulanzen besichtigend.

Fürst Karl inspicierte wiederholt die Stellungen seiner Truppen an der Donau und in Giurgiu; auch hier platzten dicht neben ihm mehrere Bomben, aber trotz des dringendsten Abratens seiner Begleitung besuchte er das Spital, das sich die türkischen Batterien in Ruschuk als Ziel genommen, und tröstete die Verwundeten, unter denen sich viele aus der Bevölkerung befanden, da das Bombardement bereits zahlreiche Opfer gefordert. Telegraphisch bat Großfürst Nikolaus den Fürsten, das Feuer auf der ganzen Donaulinie zu eröffnen und es bis zum Abend fortdauern zu lassen, welchem Wunsche Folge geleistet ward. Auch in Braïla weilte der Fürst, dort von dem russischen General Zimmermann erfahrend, welch große Schwierigkeiten die Verpflegung der Truppenmassen in der Dobrudscha mache, wie langsam durch die endlosen Sümpfe die Bewegungen sich vollziehen ließen, und wie sehr die Soldaten unter dem Sumpfieber litten. Von seinem Hauptquartier in Pojana aus begab sich der Fürst wiederholt nach Calafat und konnte dem Großfürsten Nikolaus wichtige militärische Nachrichten über die türkischen Bewegungen melden.

Seinem Vater schrieb der Fürst unterm 27. Juni: „Die ermunternden Worte Deines lieben Briefes gaben mir neuen Mut, auf dem betretenen Pfade entschlossen vorwärts zu schreiten. Es gibt keinen schöneren Lohn, als in den schwierigen Momenten, die man durchzu-

kämpfen hat, von seinem geliebten Vater verstanden und anerkannt zu werden. Noch niemals habe ich so wie jetzt erfahren, daß das Leben ein fortwährender Kampf ist, bei dem man vor keiner Gefahr zurückscheuen darf. Bisher haben wir die zahllosen Hindernisse glücklich überwunden, unklare Situationen entwirrt und überall unsre Würde gewahrt. Nun stehen wir am Vorabend der Aktion; der Erfolg allein wird über die Zukunft meines Landes entscheiden! Ich vertraue auf Gott und meine junge mutige Armee, die den Augenblick nicht erwarten kann, wo sie vor der Welt zu zeigen vermag, daß auch sie militärische Tugenden besitzt. — — Von der Einverleibung meiner Armee in die russische ist keine Rede gewesen, zumal da ich vom ersten Tage ab mit Entschiedenheit erklärt hatte, daß das rumänische Heer nur unter meinem Kommando fechten würde — die Gelegenheit dazu wird ihm sicher geboten werden; nächste Woche begebe ich mich in seine Mitte. Dann vorwärts mit Gott! . . ."

Am 28. Juni hatte Kaiser Alexander den bulgarischen Boden betreten, einige Tage später folgte ihm Großfürst Nikolaus, der dies telegraphisch dem Fürsten Karl mitteilte, sich bei ihm nochmals bedankend für die herzliche Aufnahme. Nach mehrtägigem Kampfe nahmen am 16. Juli die Russen Nikopolis ein, hierbei 31 Offiziere und 1400 Mann einbüßend; die Zahl der Gefangenen belief sich auf 6000 Mann, auch mehrere Fahnen sowie viele Geschütze und große Munitionsvorräte wurden erbeutet. Wenige Tage später verlangte das russische Hauptquartier, daß die Rumänen die in Nikopolis gefangenen Türken übernehmen und die Festung besetzen sollten. Fürst Karl verweigerte dies, er ließ mitteilen, daß seine Armee nicht Kriegsgefangene übernehmen könne, die sie nicht selbst gemacht habe, und daß er Nikopolis nicht eher besetzen würde, als bis eine besondere Abmachung über das Zusammengehen des russischen und rumänischen Heeres getroffen

worden sei. Auch ein nochmaliges, im Auftrage des Kaisers vom General Ghika dem Fürsten telegraphisch übermitteltes, dringendes Ersuchen machte den Fürsten in seinem Entschlusse nicht wankend. In der Depesche ward mitgeteilt, daß General Krüdener, statt vorwärts zu marschieren, die Festung und die Gefangenen be-

Verteilung der Fahnen im Hauptquartier zu Calafat an die neuerrichteten Regimenter vor dem Donau-Uebergange (29. Juli 1877).

wachen müsse und deshalb nicht dem General Schilder-Schuldner zu Hilfe kommen könne, der bei Plewna von 18 000 Türken, die von Widin im Anmarsch seien, bedroht wäre. Bald trafen im fürstlichen Hauptquartier nähere Mitteilungen über die bei Plewna stattgefundenen Gefechte ein, bei denen die Russen, von denen eine Brigade bereits bis in den Ort selbst vorgedrungen war, geschlagen wurden und halbwegs nach Nikopolis zurückweichen mußten; Osman-Pascha hatte an der Spitze von 35 000 Mann persönlich die Kämpfe geleitet,

deren schlimmer Verlauf im russischen Hauptquartier eine arge Niedergeschlagenheit verursachte.

Am 27. Juli erhielt Fürst Karl eine im Auftrage des Großfürsten Nikolaus aufgegebene chiffrierte Depesche des rumänischen Obersten Gherghel, in der auf die Wichtigkeit hingewiesen wurde, daß die rumänische Armee rasch die Donau überschreite, um sich dann mit der russischen zu vereinigen. Der Großfürst, wurde erläuternd hinzugesetzt, hätte niemals eine Division verlangt, um die türkischen Gefangenen zu übernehmen, er hätte nur um die Besetzung von Nikopolis gebeten, damit sich das neunte russische Korps gegen Plewna bewegen könne, und hätte nur eine kleine Abteilung erbeten, um die Gefangenen bis zu den russischen Etappen zu bringen.

Fürst Karl war nicht geneigt, dem ersteren Wunsche des Großfürsten zu willfahren; er sah aber die Notwendigkeit ein, Nikopolis zu besetzen, um den Russen seinen Willen zu beweisen, ihre Lage nicht noch schwieriger zu gestalten, wie sie ohnehin war. Auf seinen Befehl setzten am 29. Juli, an welchem Tage in feierlicher Weise die neu errichteten Regimenter ihre Fahnen erhalten hatten, die ersten rumänischen Truppen — vier Regimenter — von Turnu-Magurele zu Schiff über die Donau, bei ihrer Landung freudig von den Russen empfangen; sie besetzten Nikopolis, über welcher Festung nun die rumänische Fahne wehte.

Der Fürst hatte seiner Gemahlin unterm 27. Juli über die Ereignisse geschrieben:

„Heute sind es schon vierzehn Tage, daß wir getrennt sind; ich habe große Sehnsucht nach Dir und überlege mir, wie und wo wir einander für einige Tage begegnen könnten. Die Russen machen uns Schwierigkeiten und lähmen unsre Aktionsfähigkeit, da sie nicht zugestehen wollen, daß ich frei über mein Heer disponiere. Das russische Hauptquartier stellt fortwährend

Anforderungen an uns, die unsre Kombinationen durchkreuzen. Gestern traf General Sefcari im Auftrage des Großfürsten Nikolaus hier ein, um mir mitzuteilen, daß die Niederlage der Russen bei Plewna durch uns veranlaßt worden sei: „Dites au prince que les Roumains sont cause que nous avons été battus à Plewna!" Im russischen Hauptquartier wird nämlich behauptet, daß ein Teil der Truppen des Generals Krüdener in Nikopolis festgehalten worden wäre, weil wir uns geweigert hätten, die Festung zu besetzen und die türkischen Gefangenen zu bewachen und zu transportieren. Letzteres ist wahr; ich werde stets solche Gendarmendienste ablehnen; dazu ist meine Armee zu gut. Dagegen habe ich mich bereit erklärt, Nikopolis zu besetzen und mit den Russen gegen die 35 000 oder 45 000 Türken in Plewna zu marschieren. Dies Anerbieten mißfällt den Russen, weil sie einen Sieg nicht mit uns teilen wollen. . . . Heute haben wir den ganzen Tag telegraphische Korrespondenzen mit Tirnowa, Turnu-Magurele und Nikopolis wegen des Donauüberganges der Division Manu; die Russen haben einen schweren Stand bei Plewna und können Nikopolis wieder verlieren, wenn die Türken sie dort schlagen. Im Monat Mai richtete Nelidow eine Note an uns, in der er sagte: „L'armée Impériale est assez forte pour qu'elle puisse se passer du concours des troupes roumaines etc." Heute ersucht man uns, über die Donau zu gehen und den Russen unsre Unterstützung zu leihen! So ändern sich die Verhältnisse. —"

Am 31. Juli erhielt Fürst Karl die telegraphische Kunde, daß die Russen bei Plewna eine vollständige Niederlage erlitten hätten, trotz der Tapferkeit der Truppen, die auf der ganzen Linie zurückgehen mußten, nachdem ihnen die schwersten Verluste zugefügt worden waren. Ein Teil der Armee ward hierbei von voller Verwirrung ergriffen, so daß das Hauptquartier des Großfürsten verlegt werden mußte, und Kaiser Alex-

ander sich schon angeschickt hatte, die nächste Donaubrücke zu erreichen, bis ihn Nachrichten über die Untätigkeit Osman Paschas wieder zurückriefen. Am Abend des genannten Tages lief ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus an den Fürsten Karl ein, das um 3½ Uhr nachmittags aus Tirnowa abgegangen war: „Die Türken haben bei Plewna die stärksten Streitkräfte zusammengezogen, uns erdrückend. Ich bitte Dich um Vereinigung, um Demonstration und wenn möglich um Donauübergang, welchen Du wünschest. Zwischen Jiu und Corabia ist diese Demonstration unerläßlich, um meine Bewegungen zu erleichtern. Nikolaus."

Fürst Karl sah ein, in welch verhängnisvolle Lage die russische Armee vor Plewna gekommen war. Drang Osman Pascha mit seinen großen Streitkräften vor, so wurden die Russen auf die Donau zurückgeworfen und konnten leicht, da ihre Truppen viel zu ungenügend waren, um den Türken energischen Widerstand zu leisten, gänzlich vernichtet werden. Noch immer jedoch zögerte er, sich mit seinem ganzen Heere, ohne einen bindenden Vertrag mit Rußland geschlossen zu haben, in den verhängnisvollen Kampf hineinziehen zu lassen, dem Großfürsten telegraphierend, daß er schon vor Empfang seiner Nachricht die Garnison von Nikopolis verstärkt und einer Division befohlen hätte, über den Jiu zu gehen, ferner, daß er auch die gewünschten Demonstrationen unternehmen würde, nur fehlten hierzu immer noch die ungeduldig erwarteten Torpedos, um den Uebergang zu schützen, dann, daß er seinen Truppen Befehl gegeben habe, Nikopolis zu verteidigen.

An seine Gemahlin schrieb der Fürst am 2. August: „Die Lage der Russen in Bulgarien ist augenblicklich ernst und schwierig; es sind große strategische Fehler begangen worden, die nicht so leicht zu korrigieren sein werden. Ich bin in dieser Beziehung etwas besorgt. Jedenfalls wird sich der Krieg in die Länge

ziehen, was sehr zu bedauern ist. Konstantinopel wird wohl nicht erreicht werden. Die verlorene Schlacht von Plewna ist in militärischer und moralischer Beziehung ein Ereignis, das nicht ohne Einfluß auf den ganzen Krieg bleiben wird. Die russischen Verluste sind enorm und Nikopolis ist in Gefahr, von den Türken zurückerobert zu werden." — Und am gleichen Tage schrieb der Fürst seinem Vater: „Meine Tage werden ausgefüllt von Truppeninspektionen und von Rekognoszierungen bei Tage und bei Nacht. Die Türken verhalten sich uns gegenüber ruhig und schießen nur ab und zu; wir dagegen machen fast täglich mit kleineren Detachements Vorstöße über die Donau, um uns über die Verhältnisse drüben zu orientieren. Zu einer ernsteren Aktion haben wir bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt. Die Lage der Russen in Bulgarien ist augenblicklich kritisch, und ihr zu rasches Vorgehen, sowie die Verzettelung ihrer Kräfte können ihnen teuer zu stehen kommen. Die Niederlage von Plewna war sehr ernst, und die erlittenen Verluste bedeutend; im russischen Hauptquartier ist man infolgedessen niedergeschlagen und bereut die gemachten Fehler. Das Soldatenmaterial der Russen ist von unzweifelhafter Tüchtigkeit, aber die Führung läßt manches zu wünschen übrig. Ich befürchte, daß sich der Krieg in die Länge ziehen wird; für unser Land wäre das ein Unglück, da ihm die Hauptlebensadern, die Donau und die Eisenbahnen, unterbunden sind. Letztere werden ausschließlich für die russischen Armeebedürfnisse in Anspruch genommen; täglich treffen neue Truppen ein, die in Eilmärschen an die Donau und nach Bulgarien gehen. Ich habe zwar die Ueberzeugung, daß schließlich die russischen Waffen siegen werden, allein es wird noch viel Blut kosten, und ob Konstantinopel erreicht werden wird, ist sehr fraglich. — Der Kaiser, der sein Hauptquartier in Bjela hat, nimmt sich alles ungemein zu Herzen; ich stehe mit ihm durch General Ghika, qui fait

la navette entre Bjela et Calafat, in fortwährender Verbindung."

Auch jenseits des Balkan, am Schipka-Paß, standen die Dinge für die Russen recht schlecht, da General Gurko, von Suleiman Pascha hart bedrängt, zurückgehen mußte, sich auf den Balkan-Uebergängen festsetzend, wodurch Rumelien wiederum von den russischen Streitkräften entblößt ward. Die Türken befestigten unterdessen Plewna fortgesetzt, und das russische Hauptquartier sah ein, daß, ehe nicht die erheblichsten Verstärkungen aus Rußland eingetroffen, nichts gegen die Festung zu unternehmen sei, wodurch ein Stillstand in den russischen Bewegungen entstand.

Fürst Karl, der sein Hauptquartier in Corabia aufgeschlagen, hatte sein Heer in eine Observations- und eine Operations-Armee geteilt. In einem Briefe wiederholte Großfürst Nikolaus seine Ueberzeugung, daß ein Zusammenwirken des russischen und rumänischen Heeres geboten und jetzt der Zeitpunkt dafür gekommen sei, den Uebergang der rumänischen Armee bei Nikopolis empfehlend. Fürst Karl ersah aus diesem Schreiben, daß das russische Hauptquartier noch immer nicht dem rumänischen Heere die eigene Operationszone zugestehen wolle, und beschloß aus diesem Grund, vorläufig nicht über die Donau zu gehen. Alsbald trafen neue Briefe des Großfürsten ein, aus denen hervorging, von wie großer Wichtigkeit die rumänische militärische Hilfe für die Russen sein würde, die sich sehr beunruhigt fühlten durch die energischen Vorstöße Suleiman Paschas am Schipka, und die in eine gefährliche Lage kommen müßten, wenn der Pascha sich einen Uebergang des Balkan erzwingen würde. Aber trotz dieser sich wiederholenden Bitten und Darlegungen, in welch schwere Verlegenheit die Russen kämen, wenn ihnen die rumänische Mitwirkung versagt bliebe, und trotz des fortgesetzten Verlangens, bald eine günstige Antwort des Fürsten zu erhalten, und des Versprechens

des Großfürsten, daß die rumänische Armee durchaus ihre besondere Stellung erhalten würde, zögerte auch jetzt noch der Fürst, da man seine wiederholt klar ausgesprochenen Wünsche bisher nicht erfüllt.

Am Morgen des 22. August empfing Fürst Karl eine am Abend vorher aufgegebene Depesche des Großfürsten Nikolaus aus Gornja-Studena: „Wann kannst Du die Donau passieren? Tue es sobald als möglich. Man kämpft erbittert am Schipka. Mehrere Angriffe sind seit dem Morgen des 21. August zurückgeschlagen worden. Der Kampf wird trotz der Nacht fortgesetzt." Der Fürst gab sogleich Befehl, daß zwei Kavallerie-Regimenter und eine reitende Batterie über die Donau setzen sollten und richtete einen längeren Brief an den Großfürsten, in welchem er hervorhob, daß alle Vorkehrungen getroffen worden seien, um 30 000 Rumänen mit der kaiserlichen Armee zu vereinen und gemeinsam bei Plewna vorzugehen. Er müsse aber darauf bestehen, daß die rumänische Armee ihre Individualität und die Einheit ihrer Führung behalte, die militärischen Operationen könnten dann nach dem Plane und den Bestimmungen des Großfürsten ausgeführt werden. Der Fürst setzte hinzu, daß er sich freuen würde, mit dem Großfürsten in Nikopolis oder an einem anderen Punkte zusammenzutreffen, um alles Endgültige über das gemeinsame Vorgehen zu bestimmen.

Auf dieses Schreiben erhielt der Fürst zwei Tage später eine Depesche des Großfürsten, in der sich dieser für den Brief bedankte und seine Genugtuung ausdrückte, daß ihre Ansichten die gemeinsamen wären: „Ich erwarte Deinen Uebergang so rasch als möglich und hoffe, Dich bald zu sehen. Ich werde Dir Ort und Tag telegraphisch mitteilen, denn ich bin sehr beschäftigt mit der Schipka-Sache. Trotz viertägiger unaufhörlicher Kämpfe und Stürme halten wir uns gut, täglich kommen Verstärkungen an. Der Thronfolger,

gestern plötzlich angegriffen, ist zurückgedrängt worden; am Abend mußten unsere sehr ermüdeten Truppen vor einem überlegenen Feinde nach Sultan Kioi zurückgehen. Der Kampf dauert auf zwei Seiten an.“ Fürst Karl telegraphierte dem Großfürsten am 25. August, daß am Abend vorher die rumänischen Truppen mit dem Uebergang begonnen hätten und daß derselbe heute fortgesetzt würde; man würde sich sehr beeilen, da man erfahren, daß sich eine neue feindliche Kolonne von Widin aus gegen die rechte Flanke der Russen vorschiebe.

Am Vormittag des gleichen Tages traf folgende, 21 Stunden früher aus Gornja-Studena abgegangene Depesche des Großfürsten Nikolaus beim Fürsten Karl ein: „Der Kaiser und ich wünschen Dich so rasch als möglich zu sehen. Ich wäre selbst zu einer Zusammenkunft mit Dir nach Nikopolis gekommen, aber die Ereignisse, von denen ich Dir in meinem letzten Telegramm berichtet, verhindern mich, mich von der Stelle zu rühren. Wir erwarten Dich mit Ungeduld. Teile mir den Tag Deiner Ankunft mit und ob es über Nikopolis oder Simnitza sein wird. Ich hoffe, daß bei Deiner Ankunft es die Zeit erlaubt, die Truppen gemeinsam zu besuchen.“ In der Nacht folgte eine neue Depesche des Großfürsten, der anfragte, ob sich der Fürst ins russische Hauptquartier zu begeben gedenke oder nicht. Der Fürst antwortete telegraphisch: „Morgen, Dienstag, im Laufe des Tages, werde ich im kaiserlichen Hauptquartier eintreffen, Simnitza passierend.“

Am 28. August überquerte Fürst Karl mit einer Kosaken-Eskorte die große Donaubrücke bei Simnitza, dann auf bulgarischem Ufer die Fahrt fortsetzend auf dem von heißer Sommersonne beschienenen kahlen Plateau. Vorüber ging's an zahllosen marschierenden Truppenzügen, meist aus Reserven bestehend, an Verwundetentransporten und endlosen Linien verschieden-

artiger Karren und sonstiger Gefährte, die sich oftmals festgefahren hatten, ein unentwirrbares Durcheinander bildend.

Um $^1/_2$8 Uhr abends traf der Fürst im kaiserlichen Hauptquartier zu Gornja-Studena ein, wo man mit sichtlicher Ungeduld seiner geharrt. Kaiser Alexander und Großfürst Nikolaus, umgeben von mehreren Herren ihrer militärischen Begleitung, empfingen ihn aufs herzlichste. Der Zar, dessen müdem Gesicht man die schweren Sorgen der letzten Wochen ansah, wiederholte ihm mehrfach, wie glücklich er sei, ihn endlich jenseits der Donau zu wissen, er hoffe, daß nun alle Schwierigkeiten beseitigt würden, sich des Näheren über die Stellung und Stärke der rumänischen Truppen erkundigend und wann dieselben über die Donau gehen könnten. Fürst Karl erwiderte, er wäre früher gekommen, aber die Vorbereitungen für den Donauübergang hätten ihn zurückgehalten, in zwei Tagen hoffe er, mit einem Armeekorps auf bulgarischem Boden zu stehen, auf dem sich bereits der größte Teil einer Division befände, die auch schon kleine Zusammenstöße mit dem Feinde gehabt.

Großfürst Nikolaus schloß hieran die Frage, ob der Fürst beabsichtige, seine Armee persönlich zu führen, worauf dieser entgegnete, daß das ganz selbstverständlich sei. Auf die Einwendung des Großfürsten, daß dieser Entschluß zu manchen Schwierigkeiten Anlaß geben möchte, da Fürst Karl natürlich nicht unter dem Kommando eines russischen Generals stehen könnte, entgegnete Fürst Karl mit voller Bestimmtheit, daß dies natürlich eine Unmöglichkeit sei, dagegen könnten leicht zehn russische Generale seinem Befehl unterstellt werden. Der Kaiser hatte dieser Aussprache schweigend zugehört, sich jetzt dem Fürsten erbietend, ihn selbst in das für ihn bestimmte Quartier zu geleiten, ihn in ein der kaiserlichen Heimstätte — einem schlichten Bulgarenhause — benachbartes, großes, bequem

eingerichtetes Zelt führend, den Fürsten bittend, dieses als ein bescheidenes Geschenk von ihm anzunehmen.

Noch während der Fürst sich von dem Staub der langen Fahrt befreite, suchte ihn Großfürst Nikolaus auf und bot ihm im Auftrage des Kaisers den Oberbefehl über sämtliche russische Truppen vor Plewna an. Der Fürst war sehr überrascht, da er ein derartiges Anerbieten niemals erwartet hatte, sich Bedenkzeit erbittend, denn er möchte, ehe er eine Entscheidung treffe, erst Gewißheit haben über die Stärke der vor Plewna versammelten Truppen, worauf Großfürst Nikolaus meinte, dies ließe sich sogleich feststellen, den Generalstabschef herbeirufend, der die Zahl der russischen Truppen vor Plewna auf etwa 30 000 Mann angab. Das machte den Fürsten doch bedenklich, da auch er zunächst nur die gleiche Zahl Truppen zur Verfügung hatte; aber nach kurzer Erwägung und auf die dringenden Bitten des Großfürsten entschloß er sich, das ebenso ehren- wie verantwortungsvolle Kommando zu übernehmen. Als er sich am Abend zum Kaiser begab, um ihm für das bewiesene Vertrauen zu danken, hinzusetzend, wie sehr er sich der ganzen Schwere der Verantwortung bewußt sei, erwiderte der Kaiser: „Gott wird uns schützen!“ Bei dem sich anschließenden Abendessen beglückwünschten sämtliche russische Generale den Fürsten, den der Kaiser nach Tisch wiederum in sein Zelt geleitete, sich wie ein väterlicher Freund auf das herzlichste von ihm verabschiedend.

Schlummerlos verbrachte Fürst Karl diese erste Nacht im kaiserlichen Hauptquartier, im Innersten bewegt von ernstesten Gedanken und Erwägungen. Wohl durfte er die ihm übertragene Aufgabe mit tiefer Genugtuung begrüßen, als ein Zeichen unbedingten Vertrauens in seine militärischen Fähigkeiten und als ein Ausdruck der hohen Achtung seiner fürstlichen Stellung, auf die hierdurch ein heller Schein fiel, wie nicht minder auf seine Armee, die man von russischer Seite

bisher kaum beachtet, und auf sein Land, das jetzt mit verdoppelter Freude auf seinen Führer und Fürsten blicken durfte. Hatte er doch nicht nur die erstrebte Gleichberechtigung seiner Truppen mit den russischen erreicht, nein, noch mehr, er sollte auch das russische Heer im Kampfe leiten. Aber neben dem gerechtfertigten Stolz auf die ihm übertragene Aufgabe legte er sich doch auch die schwerwiegende Frage vor, ob er die Hoffnungen und Erwartungen erfüllen könne, die man in ihn gesetzt, in ihn, auf dessen Tun und Handeln jetzt gespannt die gesamte Welt sah? Denn das verhehlte er sich nicht einen Augenblick, daß die militärische Lage vor Plewna eine für die nun verbündeten russisch-rumänischen Streitkräfte sehr ungünstige und gefahrdrohende war. Die Türken verfügten in stark befestigter Stellung über bedeutende Truppenmassen und befanden sich durch ihre Erfolge in gehoben-siegreicher Stimmung, was auf die russische Armee und das Hauptquartier nicht zutraf, im Gegenteil, man fühlte in letzterem den schwer-lähmenden Ernst der Lage. Gelang es jenseits des Balkan Suleiman Pascha, nach den Mißerfolgen General Gurkos eine direkte Verbindung mit Mohamed Ali und Osman Pascha herbeizuführen, so war die Rückzugslinie der Russen bedroht, und sie konnten zwischen zwei Feuern der Vernichtung anheimfallen.

Aber auch in diesen drückend verantwortungsreichen Stunden bewahrte Fürst Karl seine entschlossene Ruhe und seinen festen Mut. Er hatte seine Einwilligung gegeben, nun wollte er auch sein ganzes Sein, seine vollste Kraft und Fähigkeit daransetzen, zum erfolgreichen Ziele zu gelangen. Kühl berechnend überlegte er in dieser schlaflosen, bedeutsamen Nacht, was zunächst erforderlich sei, um der schwankenden militärischen Lage die sichere Grundlage zu geben und auf ihr Sieg und Ruhm zu erreichen!

FÜNFZEHNTER ABSCHNITT.

Fürst Karl Oberbefehlshaber vor Plewna.

Die Kriegslage vor Plewna. — Bedenken des Fürsten Karl. — Der Fürst im rumänischen Hauptquartier. — Proklamation des Fürsten an die rumänische Armee. — Die rumänischen Truppen gehen über die Donau — Fürst Karl in seinem Hauptquartier zu Poradim. — Kriegsrat. — Der Angriff auf Plewna. — Sturm der Rumänen auf die Griwitza-Redouten. — Schwere Verluste. — Bange Stunden. — Der rumänische Waffenerfolg. — Die Anerkennung Kaisers Alexander. — Die Wochen vor Plewna. — Der Ring schließt sich. — Fürst Karls Oberkommando. — Der Sieg der Rumänen bei Rahowa.

Voll zielbewußter Hingebung und ernsten Eifers traf Fürst Karl am nächsten Morgen, 25. August, an welchem ihn schon zur siebenten Stunde Kaiser Alexander, für den die Nacht gleichfalls schlaflos gewesen zu sein schien, in seinem Zelt aufgesucht, die nächsterforderlichen Schritte, um die ihm übertragene große Aufgabe zu gutem Gelingen durchzuführen. Mit dem russischen Kriegsminister Miljutin besprach er auf das eingehendste die gesamte militärische Lage, die Organisation der Streitkräfte, die Zahl der vorhandenen Truppen und die Heranziehung von Verstärkungen. Auch Miljutin sah die Lage als eine bedrohliche an und begrüßte mit besonderer Freude das Eingreifen der rumänischen Armee in die Kriegsereignisse, ebenso Graf Ignatiew, der besonders niedergeschlagen war, da er von vielen Seiten für den Krieg verantwortlich gemacht wurde; er schob alle Schuld dafür, daß man noch keine Erfolge errungen, auf die Verzettelung der Streitkräfte und war nun, im Gegensatz zu seiner Meinung vor wenigen Wochen, überzeugt, daß der Feldzug lange währen würde. Die auswärtigen Militärbevollmächtigten, General von Werder und Oberst von Bechtoldsheim, die sich alsbald beim Fürsten meldeten, hielten

gleichfalls nicht mit ihren ernsten Bedenken zurück über die großen Schwierigkeiten, in denen sich die russische Armee vor Plewna befand.

Um die zehnte Vormittagsstunde wurde unter freiem Himmel im Schatten eines Baumes ein Kriegsrat abgehalten, in dessen Verlauf Fürst Karl einsah, daß er unter den augenblicklichen gefahrvollen Umständen von einem selbständigen Vorgehen seines Heeres absehen und letzteres so schnell wie möglich mit dem russischen vereinen müsse. Erhebliche Bedenken erweckten in ihm die Vorschläge der russischen Generale, die Brücke bei Corabia nach dem Uebergang des rumänischen Heeres abbrechen und bei Nikopolis wieder aufbauen zu lassen; aber er gab auch hierzu seine Einwilligung, gleichzeitig bestimmend, daß vorläufig jede Angriffsbewegung auf Plewna zu unterlassen sei, da Osman Pascha weit größere Streitkräfte versammelt hatte, wie den Russen gegenwärtig zur Verfügung standen. Bei dem Frühstück fiel dem Fürsten abermals die gedrückte Stimmung Kaisers Alexander auf, die sich erklären ließ, da leider sehr schlechte Nachrichten vom Schipkapaß sowie auch vom asiatischen Kriegsschauplatze eingetroffen waren.

Nach dem Frühstück verabschiedete sich Fürst Karl vom Kaiser und kehrte zur Donau zurück, im Vorwärtskommen oft gehindert durch die zahlreichen Transporte Verwundeter und durch die endlos langen Proviant- und Munitionskolonnen, die sich vielfach in schlimmster Unordnung befanden. Nachdem der Fürst in Simnitza übernachtet und am Morgen die russischen Verwundeten besucht hatte, traf er erst um die fünfte Nachmittagsstunde in Corabia ein, wo sein Hauptquartier versammelt war, das besorgt die nochmalige Verlegung der Operationsbasis vernahm.

Am gleichen Abend zu später Stunde erhielt Fürst Karl ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus aus Gornja-Studena: „Nach unseren Erkundigungen über

die feindliche Stellung ist es dringend nötig, daß die rumänische Armee unverzüglich das rechte Donauufer gewinnt, am 1. September. Verabrede energisch das Erforderliche mit dem Großfürsten Alexis, damit er alles tut, daß der Uebergang aufs schnellste und unverzüglichste stattfindet. Deine persönliche Anwesenheit in Poradim für den Morgen des 1. September ist unerläßlich. Gieb Befehl, daß man die ferneren Depeschen empfängt, aber daß man von heute an die Aufgabe aller privaten Telegramme, besonders jene der Zeitungsberichterstatter, verbietet, für einige Zeit, längs der ganzen Donau, bis eine andere Bestimmung erfolgt."

Eine zweite dringende Depesche des Großfürsten fand Fürst Karl am folgenden Tage in Corabia vor, wohin er sich von Gradinele zurückbegeben hatte: „Seit 9 Uhr morgens greifen die Türken Zgalevica und Pelischat an. Es ist unbedingt nötig, daß Deine Armee unverzüglich die Donau überschreitet und auf Plewna marschiert, um die Türken anzugreifen. Teile Zotow die Richtung und Stunde des Beginns Deines Marsches mit. Deine Truppen, welche bereits über die Donau gegangen sind, müssen sich sofort vorwärts bewegen."

Der Fürst hielt sogleich einen Kriegsrat ab, an welchem auch Ministerpräsident J. Bratianu teilnahm. Alle Offiziere, bis auf einen und bis auf Bratianu, empfahlen aus verschiedenen Gründen einen Aufschub des Donauüberganges. Der Fürst schloß sich nicht ihrer Meinung an, er gab Befehl, daß der Donauübergang am nächsten Tage erfolgen und daß nach demselben die Brücke abgebrochen und Nikopolis gegenüber wieder aufgebaut werden solle, trotzdem er sich nicht verhehlte, daß bei einem türkischen Siege seine wie die russischen Truppen in die verhängnisvollste Lage versetzt würden, da ja mehrere Tage hindurch jede Verbindung mit Rumänien unterbrochen bleiben mußte. Aber er hatte es dem Kaiser versprochen, seine Zusage

wollte er unter allen Umständen halten! Die Gefahr war so groß, daß jedes Schwanken und Zögern vernichtendes Urteil bringen konnte. Seine Hilfe war unbedingt erforderlich, sollte der Krieg jetzt entschieden werden, zumal es leicht möglich war, daß, wenn die Türken aus Plewna ausbrechen und die Russen über die Donau zurückdrängen würden, der Krieg in Rumänien seine Fortsetzung finden könnte.

Feldgottesdienst in Pojana (1. September 1877).

Am Morgen des nächsten Tages, 1. September, erließ Fürst Karl folgende Proklamation an seine Truppen:

„Soldaten!

Ein Jahr ist verstrichen, seitdem der Kampf jenseits der Donau zwischen Türken und Christen unsere Grenzen gefährdet. Um sie zu verteidigen, hat das Land an Euch appelliert. Auf seinen Ruf habt Ihr Euren Herd verlassen, mit der Begeisterung von Menschen, welche das Bewußtsein haben, daß von ihrer Ergebenheit der Bestand des rumänischen Staates abhängt. So

Fürst Karl beim Donauübergang der rumänischen Truppen (1. September 1877).

lange die Armeen in der Ferne operiert haben und wir nur von dem Eindringen einiger plündernder Banden bedroht waren, konnten wir uns auf die Verteidigung der Ufer beschränken. Jetzt aber nähert sich der Krieg unseren Grenzen, und wenn die Türken Sieger sein sollten, ist es klar, daß sie alle ins Land fallen, und mit sich Massacres, Plünderung und Verwüstung bringen würden. In dieser Lage und um das Land von den Barbareien der Eindringlinge zu befreien, ist es unsere Pflicht, daß wir sie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen.

„Rumänische Krieger! Ihr wißt, wieviel Euer Vaterland während zweihundert Jahren gelitten, während welcher Zeit Euch die Mittel entrissen wurden, nämlich auf dem Schlachtfelde seine Rechte zu verteidigen. Heute habt Ihr Gelegenheit, neuerdings Eure Tapferkeit zu beweisen; ganz Europa hat die Augen auf Euch gerichtet. Vorwärts denn mit rumänischem Mut, die Welt soll uns nach unseren Taten beurteilen! Wir beginnen heute aufs neue die glorreichen Kämpfe der Vorfahren neben den zahlreichen und tapferen Truppen einer der ersten Mächte der Welt. Die rumänische Armee, obschon klein, wird sich, ich bin dessen gewiß, durch ihre Tapferkeit und Disziplin hervortun. Sie wird dergestalt Rumänien den Rang, den es einst besessen und der ihm unter den europäischen Nationen gebührt, wiedergeben. Dieses ist auch die Ueberzeugung Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen. Deshalb werden die Rumänen nicht nur an der Seite der Russen auf demselben Felde und für denselben Zweck kämpfen, sondern auch das Oberkommando beider Armeen bei Plewna ist mir anvertraut. Dies ist eine Ehre, die auch auf das Land zurückstrahlt. Macht denn, daß die russische Fahne ruhmreich auf demselben Schlachtfelde flattert, wo Eure Vorfahren jahrhundertelang die Verteidiger des Glaubens und der Freiheit gewesen. Vorwärts denn, rumänische Krieger, vorwärts mit Mut,

Landung des Fürsten Karl in Nikopolis behufs Uebernahme des Oberkommandos über die russisch-rumänische Armee vor Plewna (2. September 1877).

und bald werdet Ihr zu Euren Familien, in Euer durch Euch freies Land, mit dem Beifall der ganzen Nation bedeckt, zurückkehren.

Karl I."

Am Mittag dieses Tages, nach Abhaltung eines Feldgottesdienstes und Segnung der Truppen seitens der Geistlichen, richtete Fürst Karl flammende Worte an seine Soldaten, sich dann an deren Spitze setzend und im Galopp bis an die Brücke von Corabia sprengend, dort seinen Standpunkt nehmend. J. Bratianu und C. A. Rosetti weilten beim Fürsten, in tiefer Ergriffenheit ihm ausdrückend, daß sie nie gehofft, diesen feierlichen Tag zu erleben, an dem Rumäniens waffenfähige Jugend hinauszog, um den Erbfeind auf seinem eigenen Boden zu bekriegen. Bei glühendem Sonnenbrand hielt der Fürst stundenlang aus, während mit rauschenden Musikklängen und brausenden Hurras Regiment um Regiment vorüberzog.

Am folgenden Tage, 2. September, setzte der Fürst, den Großfürst Alexis bis zum Schiffe begleitet hatte, in einer Dampfbarkasse über die Donau, auf bulgarischem Boden empfangen vom General Stolypin mit seinem Stabe; eine Ehrenwache mit Fahne war aufgestellt, die Musik spielte die rumänische Hymne. Der Fürst stieg alsbald zu Pferd und ritt durch die spalierbildenden, jubelnden Truppen zur alten Feste Nikopolis, auf deren Plateau er mit freudigem Stolz die Parade abnahm über verschiedene rumänische Truppen, Dorobanzen und Artillerie. Hierauf ritt er ins Osmatal hinab, wo ihn sein Reisewagen erwartete, und erreichte, nur von vier Offizieren seines Hauptquartiers und seiner Eskorte begleitet, in eiliger Fahrt Poradim, dort zunächst sein Hauptquartier aufschlagend, in dem etwa 15 Kilometer von Plewna selbst und 7 Kilometer von den türkischen Schanzlinien entfernten ärmlichen Dörfchen ein kleines Haus für sich belegend und sofort per-

sönliche Fühlung mit seinem russischen Stabschef, General Sotow, nehmend, der ihm alsbald die Generale und Brigadekommandeure des in der Nähe biwakierenden IV. Corps vorstellte.

Das fürstliche Quartier war unwohnlichster Art, das einstöckige Häuschen halb zerfallen und ohne Fenster und Türen, so daß es in das Schlafzimmer, in welchem ein Feldbett aufgeschlagen war, hineinregnete. Allmählich erst konnten die notdürftigsten Ausbesserungen vorgenommen werden; der fehlende Fußboden wurde durch Strohmatten ersetzt und die leeren Fensterrahmen zunächst mit Zeitungspapier verklebt. Auf dem Hof wurde in den nächsten Tagen ein

Fürst Karl auf dem Wege zum russischen Hauptquartier (2. September 1877).

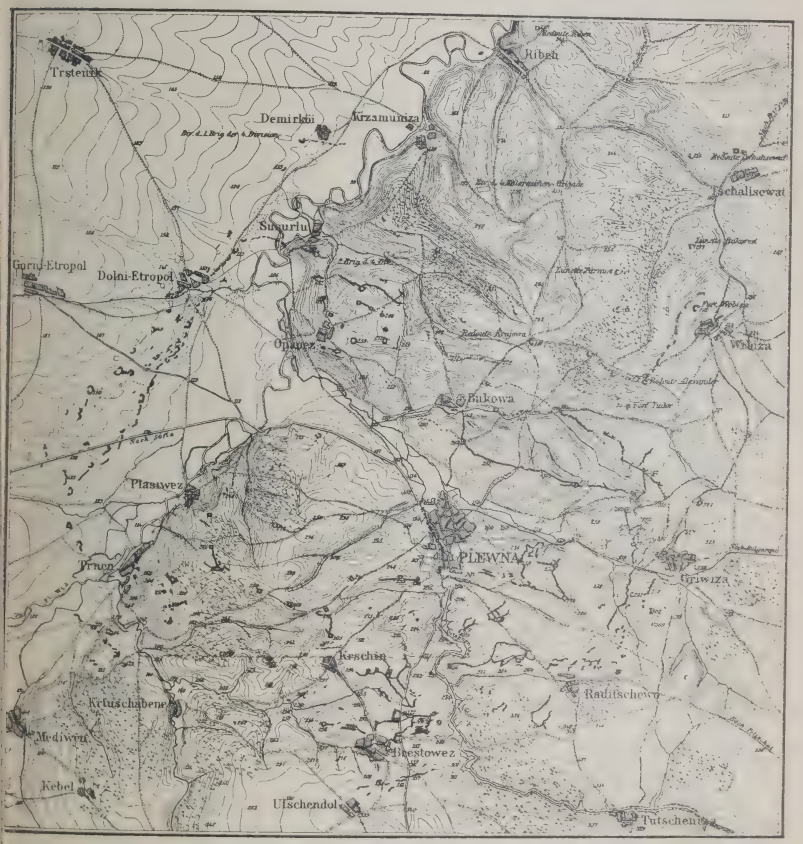
Zelt errichtet, das zu den Beratungen und den gemeinsamen Mahlzeiten diente. Der von den Schlachtfeldern von Plewna herüberdringende Verwesungsgeruch war oft unerträglich, da die Türken nicht die Beerdigung der Gefallenen gestattet hatten, und die Fliegen stellten sich in so dichten Scharen ein, daß die inneren Zeltwände völlig schwarz von ihnen waren.

Rollender Kanonendonner weckte nach dieser ersten Nacht in Poradim schon zu früher Morgenstunde den Fürsten, bei dem sich um 9 Uhr General von Krüdener mit seinem Stabe und sämtlichen Generalen des IX. Corps, die ihm meist bereits persönlich bekannt waren, einstellte. Der Fürst drückte ihnen gegenüber seine Hoffnung aus, daß es den gemeinschaftlichen Bemühungen endlich gelingen möge, Plewna einzu-

Hauptquartier des Fürsten Karl in Poradim.

nehmen. Fürst Karl stieg sodann zu Pferde und besichtigte das IV. Corps, das vor den Biwakplätzen aufgestellt war, die Truppen auf russisch: „Sdarowno Malatzi!“ — „Guten Tag, Ihr Tapferen!“ — begrüßend, was jubelnden Widerhall erweckte. Beim Abreiten der Front überzeugte er sich, daß bei weitem nicht so viele Mannschaften zur Stelle waren, wie dies nach dem ihm überreichten, 22 000 Mann verzeichnenden Front-Rapport der Fall hätte sein müssen, die Zahl belief sich auf etwa 12 000 bis 14 000 Mann. Auch die vier Kavallerie-Regimenter wiesen erhebliche Lücken

auf, da viele Pferde unbrauchbar geworden waren; die Artillerie bestand aus 70 Geschützen. Darauf ritt der Fürst die Vorpostenstellungen ab, sich hierbei von der strategischen Bedeutung Plewnas überzeugend. Die



Karte der Operationen um Plewna.

in einem Talkessel liegende Stadt ist von Höhen umgeben, die das sich vor ihnen ausbreitende, wellenförmige, mit Wein und Mais bepflanzte Gelände beherrschen; mehrere tiefeingeschnittene Täler mit Wasserläufen, an denen Ortschaften sich befinden,

unterbrechen die Höhenzüge, deren höchste Punkte von den Türken mit Redouten gekrönt waren, von denen aus alle Einschnitte unter sicheres Feuer genommen werden konnten.

Auf Grund seiner eingehenden Besichtigungen richtete Fürst Karl eine Depesche an den Großfürsten Nikolaus, in der er ihn bat, von jedem Angriff auf Plewna abzusehen, bis hierzu die Streitkräfte stark genug wären. Am folgenden Tage erhielt der Fürst die Nachricht, daß die rumänischen Truppen vor Plewna ihre Stellungen bezogen hätten, und zugleich nähere Mitteilungen über die tags zuvor stattgefundene Besetzung Lowtschas, die insofern von besonderer Bedeutung war, als man nicht mehr eine Verbindung Osman Paschas mit Suleiman Pascha zu befürchten brauchte, dann Befehle erteilend für die Einnahme der Offensivstellung der Truppen, die, nachdem die Rumänen eingetroffen, jetzt 75 000 Mann mit 442 Geschützen und 8000 Pferden zählten. Auch diese Kräfte dünkten dem Fürsten noch nicht geeignet, einen energischen Vorstoß auf Plewna auszuführen, was er am Nachmittag dem Großfürsten Nikolaus in Radenitza erklärte, nochmals abratend, einen Angriff zu unternehmen. Der Großfürst jedoch erwiderte, es sei unbedingt nötig, anzugreifen, Plewna müsse genommen werden, ehe Osman Pascha Verstärkungen erhielte.

So wurde denn die Beschießung Plewnas befohlen, die am Morgen des 7. September begann, an welchem der Fürst zu den feuernden Batterien hinausritt, später Kaiser Alexander begrüßend, der sein Hauptquartier verlassen, um dem Bombardement am Jahrestage seiner Krönung beizuwohnen. Erst am Abend kehrte der Fürst nach Poradim zurück, an seine Gemahlin einen längeren Brief richtend, in dem er hervorhob: „Der Angriff ist keine leichte Sache, und ich bin nicht überzeugt, daß er gelingen wird. Neulich sagte ich zu Oberst Gaillard: „Gebe Gott, daß Plewna kein zweites

Sedan werde!“ Ich verstehe es in dem Sinne, daß die geplante Schlacht in Gegenwart des Kaisers nicht verloren gehen darf, da dies über den Feldzug entscheiden könnte. Europa blickt auf Plewna, ich bin sehr besorgt.“

Fürst Karl vor seinem Zelt in Poradim.

An den beiden nächsten Tagen wurde das Artilleriefeuer mit größter Heftigkeit fortgesetzt, wobei die rumänischen Batterien mit 84 Geschützen mehr und mehr an die türkischen Stellungen heranrückten und vielfache Verluste erlitten. Bei dem Frühstück am 9. September trank Kaiser Alexander auf die rumänische Armee, welche die ersten Proben ihres Mutes so glänzend bestanden habe, und ließ als Anerkennung an die rumänischen Truppen, die am Tage vorher unter großer Todesverachtung eine türkische Befestigung erobert und alle Versuche der Feinde, diese zurückzunehmen, abgeschlagen hatten, eine Anzahl Georgskreuze verteilen. In dem sich an das Frühstück schlie-

Fürst Karl in den rumänischen Schanzen vor Plewna.

ßenden Kriegsrat setzte es der Fürst durch, daß der für den folgenden Tag geplante Angriff nicht stattfände, um die Batterien noch weiter vorzuschieben, damit die Angriffskolonnen besser geschützt würden. Er vermochte aber nur einen Aufschub von einem Tag zu erreichen, sich den dringenden Wünschen des Großfürsten Nikolaus hauptsächlich aus dem Grunde fügend, damit man sein Zögern nicht als Besorgnis auslegte, seine Truppen zu schonen; nachdrücklich betonte jedoch der Fürst, daß er keine Hoffnungen auf einen Sieg hege. Bis in die Nacht hinein arbeitete er die Angriffsdispositionen für den 11. September aus, die Eröffnung des Kampfes erst auf die dritte Mittagsstunde festsetzend, da, falls die Türken einen Erfolg erzielten, sie an der Ausnützung desselben durch die hereinbrechende Nacht verhindert würden.

Die Befestigungen der Türken vor Plewna — so schildert der rumänische Oberstleutnant T. C. Vacarescu in seinem Werke über den Krieg die feindlichen Verteidigungen — stellten jetzt einen Halbkreis dar, der vom Norden der Stadt, vom rechten Widufer aus, gegen Osten über Opanetz, Bukowa und Griwitza, dann südöstlich über Raditschewo, und westlich über Krschin und Oltschegas verlief, um endlich wieder zum rechten Widufer zurückzukehren: ein riesiges Hufeisen, dessen Enden sich an das rechte Widufer anlehnen, und dessen Krümmung gegen Griwitza und Raditschewo gerichtet ist. Im Bogen des Hufeisens, nahe am Wid und unterhalb seines Zusammenflusses mit der Bukowa, Griwitza und Tutschenitza, liegt in engem Tale die Stadt Plewna, gedeckt und verborgen durch die Anhöhen des umgebenden Plateaus. Das rechte Widufer ist hier höher und beherrscht das linke, so daß die türkischen Befestigungen nur von Norden, Osten und Süden angegriffen werden konnten.

Diese Befestigungen bestanden aus drei Linien von Tabias oder Redouten, mehr als zwanzig an der Zahl.

und waren an günstigen Punkten mit wunderbarer Einsicht errichtet worden. Untereinander durch Gräben und bedeckte Wege verbunden, waren sie stark armiert

Fürst Karl als Oberbefehlshaber vor Plewna.

und in der Front und der Flanke von Trancheen und Schützengräben umgeben; sie besaßen starke Profile und tiefe Gräben.

Die Nordfront der türkischen Positionen zog sich vom Dorfe Opanetz am rechten Widufer den Kamm der

abfallenden Höhen entlang, die das Bukowatal und den Uebergang von da ins Griwitzatal beherrschen. Diese Front war schon von Natur, durch die Höhen oberhalb des Bukowa- und Griwitzatales, in zwei Linien geteilt. Die nordwestliche, von den Türken Bukowa-Tabia genannt, hatte als Verteidigungszentrum die Redouten Opanetz und Bukowa; die nordöstliche, oberhalb des Dorfes Griwitza, hieß bei den Türken Abdul-Kerim-Tabia, bei den Russen und Rumänen aber Große Griwitza-Redoute. Dieselbe, in der Front durch einen Redan gestützt, sah von den russischen und rumänischen Positionen wie eine einzige, mächtige Redoute aus; sie galt für den Schlüssel der Positionen auf dieser Seite. Hinter ihr und durch sie geschützt, befand sich ein türkisches Lager. Die rumänischen Truppen standen vor dieser Nordfront der Befestigungen von Plewna.

Die Ostfront lag auf dem Kamme der Griwitza-Höhen und bestand aus einer Gruppe von Redouten und Befestigungen, die nach demselben System wie die der Nordfront hergestellt waren. Die hervorragendste derselben war von den Türken Hafiz-Pascha-, von den Russen Raditschewo-Redoute benannt. Auch hinter dieser Befestigungslinie befand sich ein türkisches Lager, dem gegenüber das IX. und IV. russische Korps standen.

Die Südfront begann links am Tutschenitza-Flusse, auf dem Kamme der sich bis zum rechten Widufer hinziehenden Hügel. Auch hier, auf dem Gipfel des Grünen Berges, befanden sich wiederum mehrere Linien von starken Befestigungen, die Redouten von Krschin. Ihnen gegenüber stand das Detachement des Fürsten Imeritinsky, das später unter den Befehl General Skobelews gestellt wurde. —

Das waren die Befestigungen, welche Osman Pascha mit anhaltender Tätigkeit bis zum 6. September errichtet hatte, und an denen nicht nur die Soldaten,

sondern auch die Einwohner von Plewna hatten arbeiten müssen.

Der Gesamtbestand der Truppen Osman Paschas sollte sich nach der Meinung des russischen Generalstabes zu Beginn des September auf 45—50 000 Mann belaufen haben; bei dem Falle von Plewna aber streckten ungefähr 50 000 Soldaten, Mannschaften und Offiziere, die Waffen, während in der Stadt noch etwa 7000 Kranke und Verwundete lagen, die nach der vollständigen Einschließung von Plewna nicht hatten fortgeschafft werden können. Bei dem Ausfall vom 28. November hatten die Türken 6000 Tote und Verwundete; und wenn die türkischen Streitkräfte nach fünf Monaten voller Kämpfe, Entbehrungen und Leiden sich noch auf 50 000 Mann beliefen, dann ist die Annahme sicher nicht übertrieben, daß Osman Pascha Ende August und Anfang September über ungefähr 65 000 Mann verfügte. Die Türken waren also an Zahl den rumänisch-russischen Streitkräften ziemlich gleich.

Der 11. September war der Namenstag des Kaisers, der sich mit seinem Stabe auf dem Beobachtungspunkte auf einer Anhöhe unweit der Straße Rustschuk-Plewna, 4 km vom Dorfe Griwitza entfernt, eingefunden, die Glückwünsche des Fürsten auf das herzlichste entgegennehmend und ihn tief bewegt in die Arme schließend. In das unter freiem Himmel abgehaltene feierliche Tedeum, bei welchem alle niederknieten, für den Sieg betend, drang der Donner der Geschütze, die, insgesamt 256, schon früh das Bombardement eröffnet hatten. Das Wetter war sehr ungünstig, der Nebel so dicht, daß man kaum hundert Schritt weit sehen konnte, wodurch das Zielen erheblich erschwert wurde. Nun mischte sich in die eherne Sprache der Kanonen um die elfte Vormittagsstunde vom linken Flügel her heftiges Gewehrfeuer, zum großen Erstaunen des Fürsten. Entweder war von russischer Seite aus der Angriff zu früh erfolgt, oder die Türken hatten einen Vorstoß

unternommen, was bei der trüben Witterung nicht zu unterscheiden war. Ordonnanzoffiziere brachten alsdann die Meldung, daß die Truppen des Generals Skobelew sich in vollem Kampf befänden und bereits sehr bedeutende Verluste erlitten hätten. Fürst Karl hielt mit seinem Tadel über dies eigenmächtige Vorgehen nicht zurück, das den bevorstehenden allgemeinen Angriff noch mehr in Frage stellte.

Fürst Karl mit seinem Stabe vor Griwitza.

Um zwei Uhr stieg der Fürst, der bis dahin beim Kaiser verweilt und den dieser zum Abschied innigst umarmte, zu Pferd und ritt mit seinem Stabe nach einem Punkte oberhalb des Dorfes Griwitza, das mit seinen starken Redouten als Schlüssel der türkischen Stellungen gegen Norden galt und von elf rumänischen Bataillonen angegriffen werden sollte, während drei russische gleichzeitig von Nordosten her vorrücken sollten. Unter dem gewaltigen Feuer der rumänischen Batterien setzten sich die rumänischen Truppen kurz vor drei Uhr in Bewegung, den Abhang des Plateaus

zur feindlichen Redoute hin erklimmend und dort anlangend, ohne türkisches Feuer zu erhalten. Erst auf der Anhöhe sahen sie, daß sich bis zu den feindlichen Befestigungen noch ein 600 Meter langes Tal — später das Tal der Tränen genannt — erstreckte mit steilen Abhängen. Schnell ging es hinunter und ebenso rasch sollten die Anhöhen erklommen werden, aber der Boden war grundlos, und die Soldaten mußten sich am Gestrüpp festklammern oder sich auf die Bajonette stützen. Da plötzlich begann mit vollster Wucht das türkische Feuer, die Braven scharenweise niedermähend; aber sie drangen vorwärts, den Feind aus den ersten Trancheen vertreibend, während andere Truppen nachrückten. Oben jedoch wartete ihrer eine furchtbare Ueberraschung; dort sah man erst, was der russische Generalstab nicht gewußt: daß hier zwei Redouten lagen, durch einen etwa 300 Meter langen Graben miteinander verbunden, zu deren Eroberung weit stärkere Truppenmassen hätten herangezogen werden müssen! An einen Rückzug aber dachte niemand.

„Vorwärts, Kinder!“ rief Oberst Ipatesku und drang an der Spitze der Bataillone voran, auf die sich jetzt das verheerende Feuer der Geschütze und der in drei Linien übereinanderliegenden türkischen Infanterie ergoß. „Mir nach, Jungens!“ spornte Hauptmann Maracineanu seine Soldaten an, als erster in den Graben springend und versuchend, die Fahne oben aufzupflanzen, wobei er sofort von Kugeln und Bajonettstichen durchbohrt wurde, aber seine Soldaten stürmten weiter, um die über ihnen liegende Redoute zu erreichen, hingemäht jedoch von dem vernichtenden Feuer. Ebenso erging es den anderen Truppen, die ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Erst als der Divisionskommandant sah, daß die Hälfte der Streitkräfte aufgerieben war, und daß die drei noch nicht bisher in den Kampf gelangten Bataillone den Sturm nicht erfolgreich ausführen könnten, gab er den Befehl zum Rückzug.

Fürst Karl bei Griwitza (11. September 1877).

Auch der gleichzeitig erfolgte Angriff der Kolonne der IV. Division auf die Ostfront der Redouten war trotz der außerordentlichen Tapferkeit der Infanteristen und Jäger erfolglos geblieben und hatte furchtbare Opfer erfordert. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel wurde um die vierte Nachmittagsstunde ein zweiter Ansturm unternommen. Jedoch auch dieser ward unter harten Verlusten abgeschlagen. Fürst Karl, in dessen nächster Nähe die türkischen Granaten einschlugen, duldete es nicht länger auf seinem Standpunkt. Er sprengte hinab zu seinen Truppen, sie anfeuernd zu abermaligem Vorgehen, denn die schrecklichen Opfer durften nicht vergebens gebracht worden sein.

Oberstleutnant Vacarescu erzählt uns in seinem bereits erwähnten Werk: Der Fürst ritt zur IV. Division und begegnete zuerst einem Schwarm Soldaten des 2. Jägerbataillons. Müde von der Arbeit des Kampfes, dezimiert durch die Kugeln des Feindes, standen die Tapfern dicht um ihre Fahne geschart, der feindlichen Redoute gegenüber, aus der noch hin und wieder ein Flinten- oder Kanonenschuß fiel. „Was macht Ihr da, Kinder," rief der Fürst ihnen zu. „Was sollen wir machen, Hoheit?" entgegnete ein Sergeant in seiner naiven Redeweise, das Gesicht gerötet von der Mühe und der Erregung des Tages; „die Heiden haben uns zu Grund gerichtet; schaut nur, wie wenige von uns übrig sind!" — „Wie?" sagte der Fürst, „aber Ihr alle hier seid heil und kräftig, dort drüben sehe ich noch andere Eurer Gefährten, sammelt Euch und geht tapfer vorwärts, und der Sieg wird Euer sein, Ihr werdet die Ehre des heutigen Tages retten!" Mit kräftigem Hurra beantworteten die braven Jäger diesen Zuruf; bald schlossen sich ihre Reihen wieder, das Bataillon formierte sich und brannte vor Begier, wiederum ins Feuer zu kommen.

Der Fürst befahl darauf dem Kommandeur der

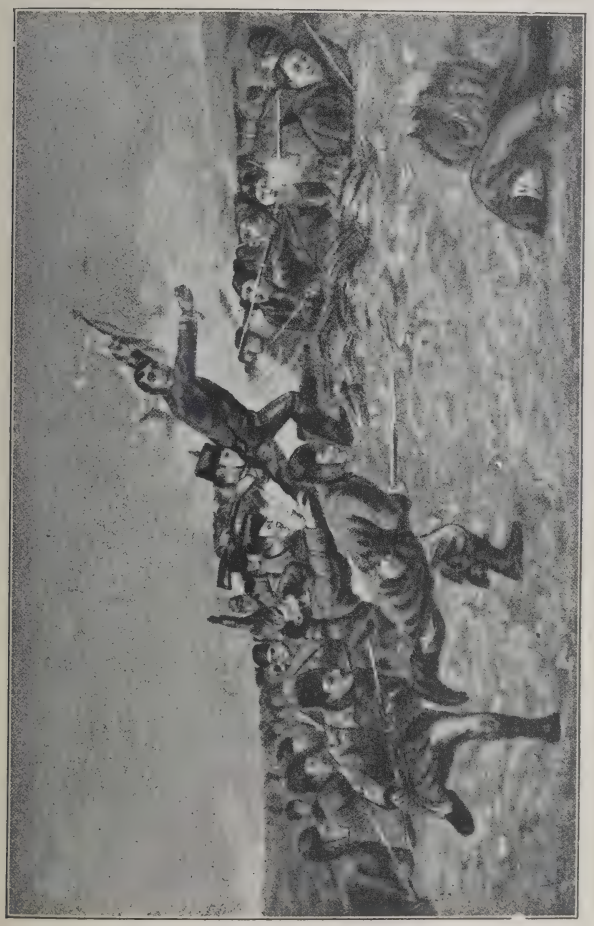
Fürst Karl ermuntert seine Truppen zu erneuten Angriffen auf die Griwitza-Redouten (11. September 1877).

IV. Division, sich um jeden Preis in der eroberten Position zu halten, sich in ihr befestigen und, falls der Feind in der Redoute über Nacht weniger wachsam wäre, sich dies für einen neuen Angriff zu Nutze zu machen. Nachdem er dann allen Korpskommandeuren mitgeteilt, daß er die Nacht im Biwak oberhalb von Griwitza, zwischen den russischen und rumänischen Linien, zubringen würde, ritt er nach den Feldlazaretten, in denen die rumänischen Verwundeten zu hunderten anlangten. Bewundernswert war die leidende Geduld der Soldaten. Diejenigen, die noch sprechen konnten, bejammerten nicht ihr Schicksal, sondern suchten nur zu beweisen, daß sie ihre Soldatenpflicht erfüllt hätten. „Hier ist mein Gewehr, Herr Doktor," sagten sie, als dieser sich anschickte, ihre Wunden zu untersuchen; „nehmen Sie es an sich, damit es nicht heißt, ich hätte es fortgeworfen oder in den Händen der Türken gelassen."

Hinter einem Hügel hatten die rumänischen Bataillone eine kurze Ruhepause gehalten. Jetzt erst bemerkten sie um fünf Uhr das Nahen der russischen Kolonne, die gleichzeitig angreifen sollte, aber in dem Nebel den Weg verloren hatte. „Kinder, vorwärts, sonst nehmen noch die Russen die Redoute, daß wir uns schämen müssen!" riefen die Offiziere. Und zum drittenmal wurde der grimmige Vorstoß unternommen in westlicher Richtung, während die Russen in östlicher vordrangen. Aber auch er wurde abgeschlagen und forderte neue entsetzliche Opfer. Ueber 1000 rumänische Soldaten und mehr denn 20 Offiziere waren gefallen. Auch an anderen Punkten hatten die Russen unter den Generalen Krylow und Skobelew keine Erfolge erzielt und die schwersten Verluste erlitten.

Einer persönlichen Schilderung des Leutnants M. Brociner — des heutigen Oberst und Direktors im Königlichen Hofmarschallamt in Bukarest — der an dem Sturm gegen die Griwitza-Redouten in dem vom

Hauptmann Walter Maracineanu kommandierten 1. Bataillon des 8. Infanterie-Regiments teilgenommen, entnehmen wir Folgendes: am Abend des 10. Sep-



Sturm der Rumänen (11. September 1877).

tember war die ganze Brigade bei Werbitza, teils unter freiem Himmel, teils in Zelten, versammelt. Es herrschte unter den Soldaten und Offizieren eine ernste Stimmung, wußte man doch, daß für den nächsten Tag eine wichtige, gefahrreiche Unternehmung festgesetzt

war. Der anbrechende Tag des 11. September fand die Truppen schon munter, die Reveille unterblieb, es wurden größere Portionen Fleisch und Wein, wie sonst, verteilt. Um 10 Uhr fand ein feierlicher Gottesdienst statt, bei welchem der Geistliche mit warmen Worten die dichtgescharten Krieger segnete. Der Aufbruch erfolgte gegen Mittag, man marschierte in größerer Entfernung etwa eine Stunde, als Ziel die Anhöhen von Plewna, durch Hügelreihen vor den türkischen Beobachtungen gedeckt. So kamen wir näher und näher an die Höhen vor der Griwitza-Redoute heran, ohne von den Türken bemerkt worden zu sein. Auf einem der letzten Höhenzüge aber erhielten wir feindliches Feuer, ohne zu wissen, woher, die Schützen waren nicht zu entdecken. Einzelne Soldaten fielen, der Marsch ward in geschlossenen Reihen fortgesetzt. Auf einer der letzten Anhöhen machten wir Halt, von Griwitza war noch nichts zu sehen. Auf verabredete Signale erfolgte jetzt der Befehl zum allgemeinen Angriff, und zwar standen links russische Truppen, rechts rumänische Artillerie. Die vom Oberstleutnant Maldaresco befehligte, aus dem 1. Bataillon des 8. Infanterie-Regiments und dem 1. Bataillon des 10. Dorobanzen-Regiments bestehende Angriffskolonne setzte sich in Bewegung, gleichzeitig mit dem vor ihr marschierenden, von Major Schontzu kommandierten Dorobanzen-Bataillon, während in einiger Distanz dahinter die Reserve-Bataillone standen. Die Soldaten des von Major Schontzu kommandierten Bataillons waren mit Leitern, Faschinen, Maisbündeln usw. ausgerüstet, um damit nach eröffnetem Angriff die Gräben und Gruben auszufüllen. Das sofort scharf einsetzende, feindliche Feuer brachte uns schwerste Verluste bei, das Gelände bedeckte sich mit verwundeten und toten Soldaten, es gab keine Sicherung vor den Geschossen, die von zwei Seiten, und zwar aus der Griwitza- und der Bucova-Redoute, herniederhagelten. Trotzdem wurde der

Sturm mutig fortgesetzt. Leutnant Brociner erhielt beim Vorangehen einen Streifschuß in den rechten Arm, er empfand einen heftigen Schmerz, sah auch das Blut über den Mantel rinnen, stürmte aber weiter, seine Soldaten anfeuernd, ihm zu folgen. Ueber Leichen ging's hinweg, im Hagel der Schrappnells, die nach allen Seiten explodierten. Dabei war es im langen Tale ein schweres Vorwärtskommen, fehlte es doch

Zerspringen einer Redoute vor Plewna.

nicht an Wolfsgruben, an Stacheldrähten und anderen Hindernissen. Im heftigsten Feuer sammelten sich zweimal die Truppen. Hauptmann Walter Maracineanu kommandierte zu Pferd, letzteres wurde unter ihm verwundet, er mußte absteigen, neben ihm, den Säbel in der Hand, befand sich der Hornist, der zum Angriff blies. Endlich drang man in größerer Masse vor und langte etwa zehn Meter vor der Schanze an, die sich vor der Redoute hinzog; bis man dahin kam, waren fast sämtliche Offiziere des 1. Bataillons gefallen, teils tot, teils verwundet. Auch Walter Maracineanu war verwundet, er hielt aber an der Spitze der Stürmenden aus, immer wieder seine Soldaten ermutigend, die trotz des prasselnden Kartätschenregens aufs tapferste

weiterdrangen, sich am Gestrüpp festklammernd, sich gegenseitig helfend und auf die Gewehre stützend. Vor Brociner fiel ein anderer junger Offizier, Nancovici, durch eine Kugel im Kopf getroffen, tot hin. Im selben Augenblick, im größten Elan, um in die Schanzen zu dringen, empfand Leutnant Brociner einen heftigen Schlag am rechten Bein und brach bewußtlos zusammen. Als er erwachte, sank die Dämmerung hernieder; um ihn lagen zahllose Tote und Verletzte. Er wollte sich erheben, war aber dazu durch den Blutverlust zu schwach, er blutete stark am rechten Arm und rechten Bein, die Uniform war ganz durchtränkt von dem roten Lebenssaft. Endlich schleppte er sich mühsam unter den größten Schmerzen fort, das ‚Tal der Tränen', wie man es später bezeichnete, erreichend. Es war schon halbdunkel, als ihn Soldaten vom Roten Kreuz bemerkten, ihn aufhoben und mit etwas Wasser erfrischten, ihn auf einer Tragbahre in das nächste Feldlazarett bringend, in welchem die erste Untersuchung erfolgte. Hauptmann Walter Maracineanu hatte den Heldentod gefunden, er war von Kugeln durchbohrt niedergesunken, nachdem er die erste rumänische Fahne in die feindliche Redoute gestoßen; das von ihm kommandierte Bataillon war zur Hälfte aufgerieben. — — —

Um die sechste Abendstunde verließ Fürst Karl die Feuerlinie, in der er die Verwundeten getröstet hatte, und ritt zum Kaiser, der ihm mit der bangen Frage entgegentrat: „Wie geht es?" Und der Fürst, der ja stets vor diesem übereilten Angriff gewarnt, berichtete von dem traurigen Ereignisse des Tages, hinzusetzend, er hoffe, daß wenigstens die erste Griwitza-Redoute noch genommen werde, da er Befehl zu einem letzten Sturm erteilt, — so sei zu erwarten, daß der Namenstag des Kaisers, wenn auch nicht mit einem Siege, so doch mit einem Erfolge abschließen werde! Noch während dieses Gesprächs, das den Kaiser tief erschütterte, jagte auf schaumbedecktem Pferd ein Kosakenoffizier heran mit

der Meldung, daß türkische Truppen aus Plewna ausgebrochen seien und auf der Straße von Griwitza herandrängten. Man bestürmte den Kaiser, sofort sein Hauptquartier aufzusuchen, wohin er sich auch unter dem Schutze der Eskorte begab. Kurz darauf erfuhr man, daß es blinder Lärm gewesen. Fortwährend grollte noch der Donner der Geschütze und rollte das Knattern der Gewehrsalven, während die Nacht hereinbrach, eine trübe, drückende Nacht voll banger Erwartungen und Zweifel.

Nahe einem großen Feuer streckten sich Fürst Karl und Großfürst Nikolaus mit ihrer Begleitung aus. Kein Wort wurde gewechselt; jeder war mit seinen ernsten Gedanken beschäftigt, jeder war sich der gefahrvollen Lage bewußt. Da, um die neunte Stunde, kam mit verhängtem Zügel ein Offizier angesprengt, die nicht mehr erhoffte, aber so heiß ersehnte Kunde bringend, daß die rumänischen Truppen, und zwar das 2. Jäger-Bataillon, das 14. und 16. Doboranzen- und das 5. Linienregiment, die erste Griwitza-Redoute genommen, in erbittertstem Handgemenge die Türken zurückwerfend, eine Fahne und drei Geschütze erobernd. Aber auch dieser Sieg war wiederum teuer erkauft.

Der Großfürst umarmte den Fürsten Karl, der sofort einen Boten an den Kaiser sandte, um ihm die frohe Nachricht zu melden. In den Kleidern bei leise herabrieselndem kaltem Regen übernachteten Fürst Karl und Großfürst Nikolaus auf ihrem Beobachtungsplatz, zu dem das Stöhnen der Verwundeten herüberdrang, ihre Herzen schwer bedrückend, während das Geschütz- und Gewehrfeuer nicht aussetzte, da die Türken während der Nacht versuchten, die Griwitza-Redoute wiederzunehmen, von den Rumänen jedoch zurückgeschlagen worden waren. Ordonnanzoffiziere brachten um die vierte Morgenstunde eingehendere Nachrichten über die verschiedenen Kämpfe, die über 16 000 Mann, darunter 2600 Rumänen mit 59 Offizieren,

Die von Rumänen erbeutete erste türkische Fahne wird dem Fürsten Karl in Gegenwart des Großfürsten Nikolaus von Rußland bei Grivitza dargebracht (12. September 1877).

kampfunfähig gemacht. Die Truppen waren völlig erschöpft, und mit großer Besorgnis erwog man, was geschehen solle, wenn Osman Pascha jetzt mit aller Energie einen Vorstoß unternehmen würde.

Um 11 Uhr traf der Kaiser ein, den Fürsten Karl in die Arme schließend und ihm seine vollste Anerkennung über die Tapferkeit des jungen rumänischen Heeres ausdrückend. Dem Fürsten ward die von den braven rumänischen Jägern eroberte Fahne gebracht, getragen von dem Soldaten, mit kugeldurchlöchertem Hut und Mantel, der sie im heftigsten Handkampfe errungen.

Die Nacht verbrachte der Fürst, der den ganzen Tag über auf seinem Standpunkt verblieben, um von hier aus die nötigen Befehle zu erteilen, in Poradim, am nächsten Tage das Schlachtfeld besuchend, auf welchem sich ihm die erschütterndsten Szenen darboten. Waren die Ambulanzen doch zu schwach, allen Hilfe zu bringen, wodurch viele der Unglücklichen mehr denn vierzig Stunden unter freiem Himmel liegen mußten, während zahlreiche andere sich noch in der Schußweite des Feindes befanden und nicht mehr gerettet werden konnten, weil Osman Pascha die wiederholten Vorschläge einer kurzen Waffenruhe zur Bergung der Verwundeten und Toten abgewiesen. Dann besichtigte Fürst Karl seine Truppen, begeistert von ihnen begrüßt, später mit dem Kaiser zusammentreffend und in dem Kriegsrat mit aller Energie darauf dringend, daß man sich jetzt vor Plewna völlig defensiv verhalten müsse, bis die nötigen Verstärkungen herangekommen wären. Nun sah auch der russische Generalstab ein, wie richtig von Anfang an die Ansicht des Fürsten gewesen, daß man das von zwanzig starken Redouten umgebene Plewna nicht im Sturm nehmen könne; hatten doch die bisher erzielten geringen Erfolge, wenn man die ersten Kämpfe mit hinzuzog, über 25 000 Mann gekostet!

An seine Gemahlin schrieb Fürst Karl über den blutigen Tag:

„Durch meine Depeschen bist Du au courant der Ereignisse, die sich in den letzten acht Tagen vor Plewna abgespielt haben. Wir haben ein wahres Sebastopol vor uns, das noch tausende von Menschenleben kosten wird, bis wir es bezwungen haben werden. Vom ersten Tage an, nachdem ich mich von der Lage überzeugt und alle Positionen rekognosziert hatte, habe ich erklärt, daß Plewna ohne förmliche Belagerung und große Truppenmassen nicht zu nehmen sei. Man wollte mir damals nicht glauben; heute ist man endlich zu derselben Ueberzeugung gelangt, und nun ist General Todleben hierher berufen worden. — Der 11. September, der Namenstag des Kaisers, war für die allgemeine Attacke bestimmt. Das Wetter war abscheulich, ein so dichter Nebel, daß man nicht zwei Schritte weit sah. Ich verließ schon früh mein Hauptquartier, um mit den Korpskommandanten nochmals die Dispositionen zu besprechen, die ich am Abend vorher unterschrieben hatte. Um elf Uhr traf der Kaiser ein; es fand ein Tedeum inmitten einer heftigen Kanonade statt. Die Feier war erhebend und durch herrlichen Gesang verschönt. Wir knieten alle nieder und beteten für den Sieg; der Kaiser weinte. Nachdem der Gottesdienst beendet war, umarmten wir uns. Auf demselben Platze wurde das Frühstück eingenommen; ich trank auf das Wohl des Kaisers, der dann das Wohl der rumänischen Armee ausbrachte und dabei sagte, daß sie ihre Feuerprobe glänzend bestanden habe! Ich antwortete mit einem Toaste auf die tapfere russische Armee. — Um zwei Uhr bestieg ich mein Pferd, um mich nach dem Punkte zu begeben, wo die Meldungen mich zu finden hatten. Als ich abritt, drückten der Kaiser und Großfürst Nikolaus mir herzlich die Hand. Der Nebel hatte sich in einen unangenehmen Regen verwandelt, hinderte aber die Aussicht nicht mehr. Um drei Uhr begann der Angriff von allen Seiten; mit Herzklopfen verfolgte ich jede Bewegung, ich konnte alles gut über-

sehen. Auf der ganzen Linie war das Feuer furchtbar, ein Kanonendonner und ein Gewehrgeknatter, die gradezu betäubend wirkten; drei Pulvermagazine flogen in die Luft. Von allen Seiten brachen unsere Kolonnen vor, wurden aber durch die feindlichen Kugeln niedergemäht; bald war das Schlachtfeld von tausenden unsrer Tapferen bedeckt, wiederholt schlugen die Türken die Angriffe zurück, und erst wie die Nacht hereinbrach, gelang der letzte Angriff; die Verluste waren aber nicht im Verhältnis zu dem geringen Resultat, denn es gelang uns nur, die vordere Redoute zu nehmen, die leicht wieder verloren gehen kann, da eine stark befestigte Linie dieselbe dominiert. Der gestrige Tag, der kein Sieg ist, sondern nur un succès militaire, kostet uns mindestens 14 000 Mann, von denen über 2000 Mann und 50 Offiziere auf die rumänische Armee kommen; die genaue Zahl konnte noch nicht festgestellt werden. Beide Armeen haben sich aber heldenmütig geschlagen. — Am Abend besuchte ich die rumänischen Verbandplätze, die ein herzzerreißendes Bild darboten. Nach sechs Uhr traf ich beim Kaiser ein, dem ich nur betrübende Nachrichten überbringen konnte, er war tief bewegt. — Plötzlich wurde uns die Nachricht gebracht, die türkische Reiterei hätte unsere Linien durchbrochen! Man bat den Kaiser dringend, in sein Hauptquartier zurückzukehren; dies geschah dann auch. Der Großfürst und ich blieben die ganze Nacht vor Plewna in den nassen Kleidern, bei fortgesetztem Regen. Es wurde ein großes Feuer angezündet, an dem wir uns so gut wie möglich trockneten; zu unserer persönlichen Deckung holte man ein Bataillon aus der Reserve herbei. — Die Nacht war stürmisch, und unfreundlich und unheimlich unser Standort. Tausende von Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und die ganze Nacht hindurch arbeiteten unermüdlich die Ambulanzen. — Bis gegen Morgen dauerte das Feuer aus den feindlichen Batterien, nur

schwächer und schwächer werdend; wiederholt versuchten die Türken die Redoute wiederzunehmen. Wir haben eine türkische Fahne erobert, die ich Dir schicke; auch die eroberten Kanonen sende ich nächstens nach Bukarest."

So schmerzlich Fürst Karl von den furchtbaren Verlusten, die sein Heer erlitten, berührt war, so stolz war er andrerseits auf die hier zum erstenmal gezeigte Tapferkeit seiner Truppen, die dem kampferprobten russischen Militär nicht nachgestanden, sondern mit ungeschwächtem Mut stets voran gewesen waren, blühenden Ruhm um die rumänischen Fahnen flechtend. Kaiser Alexander erkannte dies willig an, indem er persönlich dem Fürsten das Georgskreuz um den Hals hing und ihm am Abend des Kampftages durch einen seiner Flügeladjutanten folgendes Handschreiben zugehen ließ:

„Gornja-Studena, den 17. September 1877. Die rumänischen Truppen, vereinigt mit jenen meiner Armee und unter dem Befehl Ew. Hoheit stehend, haben in den Tagen des 11. und 12. September den Beweis eines heldenhaften Mutes gegeben, unter dem vernichtenden Feuer des Feindes kämpfend. Beseelt von dem Wunsche, diese Waffenbrüderschaft zu weihen, verleihe ich Ew. Hoheit die III. Klasse vom Orden des Heiligen Georg, dessen Abzeichen anbei erfolgen. Ich bitte Sie, den Ausdruck meiner herzlichen Zuneigung entgegenzunehmen."

Seiner Gemahlin schrieb Fürst Karl am gleichen Tage:

„Die letzten Tage waren wieder reich an Ereignissen, obwohl die Türken sich ruhig verhielten. Das achttägige Bombardement und der Angriff des 11. September haben Osman Paschas Armee sehr erschüttert; ihre Verluste sollen empfindlich, ihr Munitionsmangel bedeutend sein. Unsre Kavallerie hat die Aufgabe, den

Türken die Zufuhr von Lebensmitteln und Munition abzuschneiden. Im übrigen befestigen wir unsre Positionen um Plewna und warten die Verstärkungen ab, die in vierzehn Tagen eintreffen sollen. Morgen werden die rumänischen Truppen eine weitere, die zweite Griwitza-Redoute angreifen, die am 11. nicht genommen werden konnte; erst nach ihrer Erstürmung werden wir die Leichen beerdigen können, die in ihrer Umgebung noch zu hunderten umherliegen. Gestern inspizierte ich mit dem Großfürsten die rumänischen Truppen und ihre Positionen. Wir freuten uns über den guten Geist, den wir in der jungen Armee fanden, und beim Dejeuner im rumänischen Hauptquartier hob der Großfürst in seinem Toast die Bravour und vortreffliche Haltung meines Heeres hervor. Ich dankte und brachte das Wohl des Kaisers und des Oberbefehlshabers der russischen Armee aus. In der Tat, der bleibende Erfolg, der am 11. errungen worden, gehört meinen Truppen: wir haben die Redoute genommen, vor der die Russen bei der zweiten Plewnaschlacht mit 7000 Mann Verlust zurückgeschlagen wurden. . . . Gestern sind die drei eroberten Kanonen vor meinem Hauptquartier aufgefahren worden; heute mittag habe ich sie nach Bukarest expedieren lassen. Ich zweifle nicht daran, daß man diesen so schwer mit rumänischem Blute erkauften Trophäen einen glänzenden Empfang bereiten wird. Die türkische Fahne muß bereits eingetroffen sein. Großfürst Nikolaus hat gestern Poradim verlassen und sich nach Gornja-Studena zurückbegeben; es ist mir sehr leid, daß er fort ist, denn durch das häufige Zusammensein haben sich unsre Freundschaftsbande noch fester geknüpft. Während der ersten Tage seines Hierseins hat er bei mir gewohnt und gegessen. Mein Haus hat zwar noch immer keine Fenster, und die Zimmer keinen Fußboden, ich schlafe aber trotzdem gut. Die letzte Nacht war recht unheimlich; der Sturm heulte entsetzlich, dazu im

Dorfe großes Lärmen mit Hundegebell, so daß man an einen Ueberfall glauben konnte; in der Ferne Kanonendonner, der Tag und Nacht nicht aussetzt."

Der in diesem Briefe erwähnte Angriff auf die zweite Griwitza-Redoute, von der aus immer wieder versucht wurde, die erste zurückzuerobern, fand am 18. September statt. Drei rumänische Bataillone gingen zum Sturm vor; sie vertrieben die Türken nach kurzem Bajonettkampf aus ihren verschanzten Linien und gelangten dann bis an den Graben der Redoute, wo sich ein blutiges Handgemenge entspann und sie auch hier siegreich blieben. Aber alle Versuche, die hohe, steile Mauer zu erklimmen, scheiterten an dem vernichtenden Feuer der Türken, die in großer Uebermacht waren und in sicherer Bedeckung ihre zermalmenden Salven abgaben. Immer wieder ward der Versuch unternommen, aber zu furchtbar war die Todesernte, daß Fürst Karl, der dem Gefecht von einer nahen Anhöhe aus beiwohnte, den Befehl zum Rückzug gab. 5 Offiziere und 123 Mann waren gefallen, 15 Offiziere und 420 Mann verwundet worden.

Auch die rumänische Kavallerie, welche westlich von Plewna operierte, um jene Gegend von feindlichen Streitkräften zu säubern und den Heranzug von Mannschaften und Proviant zu hindern, hatte verschiedene Erfolge zu verzeichnen und konnte dem Fürsten eine eroberte Standarte, die sie Tscherkessen abgenommen, übersenden. Die folgenden Tage benutzte Fürst Karl zu Besichtigungen, überall nach dem Rechten sehend und Befehle erteilend zur Beschleunigung der von ihm angeordneten Befestigungen der russischen und rumänischen Stellungen, damit ein möglichst dichter Ring um Plewna gebildet und ein Ausbruch Osman Paschas verhindert würde. Aber trotz aller Vorkehrungen gelangten doch einige Verstärkungen und Proviantzüge in die Festung, da Fürst Karl bisher vergeblich um eine weitere Heranziehung russischer Truppen gebeten.

Erst Ausgangs September und Anfangs Oktober langten diese an und befreiten den Fürsten von der drückenden Sorge, daß er einem Ansturm Osman Paschas hätte unterliegen können, der um so kritischer geworden wäre, als infolge heftiger Stürme die Donaubrücke bei Nikopolis zerstört, und der Truppennachschub wie die Verpflegungszufuhr hierdurch sehr behindert worden waren. Das Wetter war in diesen Wochen anhaltend schlecht, Regen und Schnee hatten alles in einen Sumpf verwandelt, die Truppen mußten bei zunehmender Kälte im Freien biwakieren und litten stark unter Krankheiten aller Art.

Der Fürst schrieb darüber an seine Gemahlin: „Von dem Wetter, das wir seit drei Tagen haben, kann man sich keine Vorstellung machen: Regen und Schneegestöber, dabei ein eisiger Nordsturm und ein so bodenloser Schmutz, daß man nur schwer vom Platze kommen kann. Die armen Truppen leiden furchtbar, und wenn das Wetter sich nicht bald bessert, werden wir soviel Kranke haben, daß der neu eingetroffene Ersatz kaum die Lücken ausfüllen wird. Von den Schwierigkeiten einer Kriegführung in Bulgarien kann man sich in Europa keinen Begriff machen; die Strapazen, Entbehrungen, Mühen und Sorgen sind so unbeschreiblich groß, daß eine Kampagne hier drei Kriegen im Occident gleichkommt!

„Ich kommandiere jetzt die Truppen auf der ganzen Linie Selwi—Nikopolis, nahezu 100 000 Mann, und ich hoffe, daß in drei bis vier Wochen Plewna bezwungen sein wird, obgleich auch die Türken Verstärkungen heranziehen. Post und Telegraph sind seit drei Tagen unterbrochen, und die Donaubrücken stark beschädigt; auch die Provisionen fangen an, auf die Neige zu gehen! Das jetzige Wetter ist ein Avertissement, uns nicht auf einen Winterfeldzug einzulassen, und der Großfürst hofft immer noch, Weihnachten in St. Petersburg

zu feiern. Möge es nur wahr sein, ich zweifle daran! — In russischen Armeekreisen sehnt man sich nach baldiger Beendigung des Krieges und nach Siegen vor Plewna; ganz Rußland und man kann sagen, ganz Europa blickt auf dieses Bulgarennest, das schon zu viel Blut gekostet hat!“ —

Einweihung der bulgarischen Kirche in Poradim seitens des Fürsten Karl (21. Oktober 1877).

Glücklicherweise wurde die Gesundheit des Fürsten trotz der enormen Anstrengungen nicht erschüttert. Er blieb oft den ganzen Tag zu Pferd, stets um das Wohl der Truppen besorgt, die er auch in den äußersten Vorpostenstellungen besuchte, dort wiederholt scharfem feindlichem Feuer ausgesetzt. Endlich, in der zweiten Hälfte des Oktober, besserte sich die Witterung, und da auch weitere Verstärkungen herangekommen, konnte der Kreis um Plewna immer enger

gezogen werden, so daß Osman Pascha sämtliche rückwärtige Verbindungen abgeschnitten wurden. Am 26. Oktober verlegte Kaiser Alexander sein Hauptquartier nach Poradim, wo ihm Fürst Karl sein Haus sofort zur Verfügung stellte, er selbst am äußersten Ende des Dorfes eine elende, strohbedeckte Hütte beziehend, die nur aus zwei kleinen feuchten und niedrigen, ungedielten Gelassen bestand, während seine Begleitung Unterkunft in nahen Baracken suchen mußte. Wenige Tage vorher hatte der Fürst der Einweihung der kleinen bulgarischen Kirche beigewohnt, die er unvollendet gefunden und auf seine Kosten hatte fertigstellen lassen; zum ersten Male ertönte auf bulgarischem Boden nach Jahrhunderten wieder Kirchengeläute, da dies bisher seitens der Türken verboten gewesen.

Sowie es nur die kriegerischen Vorgänge gestatteten, stand der Fürst in engem Briefwechsel mit seiner Gemahlin, die er immer wieder dringend bat, sich zu schonen, da die Fürstin völlig aufging in der Pflege der Verwundeten und Kranken in den Bukarester Lazaretten. So schrieb er ihr unter dem 14. Oktober: „. . . Das Wetter war während acht Tagen entsetzlich, und die Truppen haben sehr darunter gelitten: die Stiefel faulten ihnen in dem Schneewasser an den Füßen; sehr viele haben sich die Gliedmaßen erfroren, und die Spitalzelte reichen nicht aus, um alle Kranken unterzubringen — in der Westarmee über 2000 Mann! — Im tollsten Wetter besuchte ich sämtliche Lazarette und Ambulanzen und tröstete die Unglücklichen, von denen manche in nassem Stroh lagen. Einige sind auf dem Transport gestorben; gegen 300 Pferde sind zugrunde gegangen, und die Wege mit Kadavern besäet. Der Krieg tritt hier in seiner krassesten Form auf, und man muß starke Nerven haben, um all dies mit anzusehen. — Die rumänischen Truppen besuchte ich in den Trancheen, wo sie bis an die Kniee in Schmutz und

Wasser standen! Dazu sind an vielen Stellen die Brustwehren eingestürzt, so daß sie dem Gewehrfeuer der Türken ausgesetzt sind, und wir in den letzten Tagen wieder mehr Verwundete hatten. Trotzdem wurde gearbeitet, und neue Batterien installiert. Aus einer derselben, in dem gedeckten Wege der Redoute, ließ ich die ersten Schüsse abgeben, auf 600 Meter, und

Fürst Karls zweites Quartier in Poradim

die Türken, die einige Verluste hatten, antworteten sofort mit Gewehrfeuer; als dasselbe zu toll wurde, verließ ich die Batterie, um mich nicht unnötig auszusetzen. Oberst Gaillard, der mit mir war, machte mir hernach Vorwürfe und erklärte mir, daß er mich fortan verhindern werde, in die Trancheen zu gehen. — Eine halbe Stunde später wurde ein Artillerieunteroffizier, mit dem ich noch gesprochen, und der die Tapferkeitsmedaille hatte, auf der Stelle erschossen, wo ich gestanden hatte. — Jedermann ist mehr oder weniger

krank gewesen, nur ich bin, Gott sei Dank, ganz wohl. Ich bin an Strapazen gewöhnt und deshalb hier in meinem Element; oft sitze ich den ganzen Tag zu Pferd, worüber sich selbst die Russen wundern."

Nachdem im Verlauf der nächsten Wochen die Höhen von Gornji-Dubnik und der Grünen Berge eingenommen waren, hatte man nicht mehr ein Ent-

Rumänische Truppen in den Schanzen vor Plewna.

weichen Osman Paschas zu befürchten. Man mußte jetzt nur noch mit seinem Durchbruch rechnen, und diesen zu verhindern traf der Fürst die umsichtigsten Maßregeln, die bisher noch schwachen Linien verstärkend und ebenso die einzelnen Befestigungen.

Während man vor Plewna sich abwartend verhielt, hatte Fürst Karl, um Osman Pascha die letzte Möglichkeit abzuschneiden, aus Nordwesten oder Südwesten Hilfe zu erhalten, seinen Truppen befohlen, die an der Donau gelegene befestigte Stadt Rahowa einzunehmen,

welche als Truppensammelpunkt für das westliche Bulgarien dienen konnte. Nachdem zunächst das Terrain erforscht worden war, wurde von verschiedenen Seiten der Angriff am 19. November unternommen. Das 10. Dorobanzen-Regiment erstürmte trotz heftigsten Feuers die erste Redoute und die Schanzgräben, die sofort besetzt wurden, worauf der Sturm fortgesetzt ward, bis die Munition ausging und die schwer gelichteten Truppen bei Einbruch der Nacht von einem weiteren Vordringen absehen mußten. Am nächsten Tage verhinderte ein dichter Nebel jegliche Unternehmung. In der sich anschließenden Nacht suchte die Garnison auszubrechen, sich in einer Zahl von 2000 Mann auf ein rumänisches Bataillon stürzend, das drei Stunden dem überlegenen Feinde standhielt und dann den fortgesetzten Anprall zu brechen suchte, indem es mit erstaunlicher Kühnheit selbst zum Sturm vorging, die Türken in die Flucht schlagend, die, soweit sie nicht gefallen oder verwundet worden, in einer Furt des Skit-Flusses zu entkommen suchten, von rumänischer Kavallerie verfolgt, die viele Gefangene machte und den gesamten Train eroberte. Siegreich konnten die Rumänen in Rahowa einrücken, freudig bewillkommnet von den Bulgaren, die mit Jubel das Hissen der rumänischen Fahne auf den Befestigungswerken begrüßten.

Aus Anlaß dieses großen und wichtigen Erfolges hielt Fürst Karl vor Plewna am 24. November einen Dankgottesdienst ab, nach dem Tedeum eine Ansprache an seine Truppen richtend, in der er hervorhob, daß der Heldenmut der rumänischen Soldaten sich bei der Einnahme von Rahowa von neuem bewährt habe; das Blut der Gefallenen sei für die heilige Sache der Unabhängigkeit vergossen, und er, der Fürst, sei der festen Ueberzeugung, daß sein ganzes Heer von derselben Opferwilligkeit sei, er habe beschlossen, eine Medaille zu stiften, mit der Inschrift: „Den Verteidigern der ru-

mänischen Unabhängigkeit und Ehre", seine Truppen auffordernd, angesichts des Gegners unter dem Donner der Kanonen in den Ruf einzustimmen: „Es lebe das freie Rumänien!"

Der Wunsch des Fürsten, daß die Garnisonen von Rahowa und Nikopolis von den Rumänen gestellt würden, fand Erfüllung. Es war eine Anerkennung der bedeutsamen rumänischen Waffenerfolge, von großer Wichtigkeit nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer Beziehung.

Unermüdlich war Fürst Karl tätig, damit die Truppen nicht nachließen im Bewachungsdienst, immer wieder auch die äußersten Stellungen besichtigend und wiederholt sich großer Lebensgefahr aussetzend. Jede freie Stunde benutzte er, in schlicht-fesselnder Weise von seinen Erlebnissen der Fürstin zu berichten, die sich auf das tiefste um ihn bangte und sorgte: „Gestern kam Dein lieber Brief an — ich freute mich über ihn, wie der Wanderer in der Wüste nach dunkler Nacht über die Morgenröte. Jedes Deiner Worte lese ich viele Male und trage sie mit mir umher!" so hatte sie ihm geschrieben. Und der Fürst erzählte seiner Gemahlin über seine im Laufe des Novembers unternommenen Besichtigungen: „Mit meinem russisch-rumänischen Stabe setzte ich meine Exkursionen jenseits des Wid, die nicht ohne Gefahr waren, fort. Um acht Uhr morgens verließ ich Poradim bei Sturm und Regen, einem wahren Allerseelenwetter; um zehn Uhr war ich in Wrbitza, blieb dort einige Zeit im rumänischen Hauptquartier und fuhr dann weiter nach Riben, wo ich gegen ein Uhr eintraf. Ich ließ hier sechs Artilleriepferde vor meinen Wagen spannen, verringerte die Eskorte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, passierte dann den Wid und fuhr eine Stunde an den Vedetten der Kalaraschen entlang, die etwa 600 Schritt von der türkischen Vorpostenlinie hielten; die Fahrt war höchst interessant, da ich alle Bewegungen der Türken beob-

achten konnte. Um halb drei Uhr traf ich in Dolnji-Netropol ein. Ich besichtigte hier die von unseren Truppen (Brigade Cantili) angelegten Befestigungen und begab mich dann auf einen Observationspunkt, von wo ich die steinerne Widbrücke auf der Straße nach Sofia sehen konnte, die von unserer Artillerie stark beschossen wurde. Jenseits der Brücke hatten die Türken einige Bataillone aufgestellt, und da man hieraus auf einen bevorstehenden Angriff schließen durfte, standen unsre Truppen alle unter Gewehr. — Der Blick auf Plewna von jenseits des Wid ist sehr schön; die Stadt liegt in einer Talweitung, umgeben von Höhen, die schroff zum Wid abfallen. Ich beobachtete an einem der Abhänge ein ausgedehntes Lager, das man vom andern Ufer aus nicht sieht, mit über tausend Zelten. Unsre jenseitigen Batterien, an 300 Geschütze, feuerten Salven ab, und wir sahen den Regen von Bomben niederfallen, während erst nach einer halben Minute das lang anhaltende Donnern und Rollen der Geschütze hörbar ward — eine großartig schöne Kriegsszene! Eine ganze Anzahl russischer Generale stand neben mir. — Ich ritt von Dolnji- nach Gornji-Netropol, wo ich die 2. Brigade der rumänischen IV. Division, sowie die neu eingetroffene Grenadierdivision und eine Kosakenbrigade besichtigte. Alle Truppen empfingen mich mit nicht endenden Hurras; ich brauchte eine Stunde, bis ich das ganze Lager abgeritten hatte, in dem 16 000 Mann versammelt waren. — Um 6 Uhr dinierte ich beim Stabe der IV. Division (General Racowitza). Die Musik des 5. Regiments spielte ihr bekanntes Repertoire, auch jenes Stück, welches sie mit Gesang vor dem Palais zu spielen pflegte, und das Bukarester Jägerbataillon gab die Wache. Ich biwakierte mitten unter den Truppen, vier Kilometer vom Feinde, und hörte die ganze Nacht das Kleingewehr- und Geschützfeuer. Davila, der mit mir war, hatte mir auf einer Tragbahre ein Bett arran-

giert, auf das ich mich unausgekleidet legte. Die Nacht war dunkel und es regnete stark, was einen Ueberfall erleichtet hätte; man hatte auch eigens eine starke Lagerwache aufgestellt. Ich schlief aber ganz gut unter dem Zelt.“ — Und der Bericht über die Erlebnisse des nächsten Tages schloß: „Mit Mühe und Not, bei bodenlosen Wegen und starkem Regen, erreichte ich um acht Uhr abends Davilas große Ambulanz, wo ich die Nacht zubrachte. Davila sorgte sofort für warmes Essen, was um so willkommener war, als wir ganz durchgefroren und naß waren. Ziemlich müde — wir hatten acht Stunden bei Regen im Sattel gesessen — begaben wir uns zur Ruhe, und ich schlief vortrefflich, natürlich angezogen; 56 Stunden bin ich nicht aus den Kleidern gekommen.“

Am 21. November schrieb der Fürst seiner Gemahlin: „Vorgestern wurde vor Plewna ein großartig schöner Dankgottesdienst für die Einnahme von Kars abgehalten. Wir waren auf einem Plateau, von wo man die Positionen von Plewna und die meisten Batterien gut übersehen konnte. Die Truppen waren auf der ganzen Linie aufgestellt, die Musiken spielten, sämtliche Batterien feuerten, und der Donner der Geschütze wurde von dem endlosen Hurra der Soldaten noch übertönt. Dabei der schöne Gesang des kaiserlichen Chores, und wir alle auf den Knien betend, es war ein erhebender und ergreifender Augenblick. Die Türken glaubten, wir planten einen Angriff und standen auch bereit. Nach der Feier ritt ich in die verschiedenen Batterien; als ich auf dem vorspringenden Plateau von Raditschewo anlangte, richteten die Türken ihre Geschosse auf mich; ein Schrapnell fiel in meine Eskorte, ohne jemand zu verwunden. Die russischen Batterien, 36 Geschütze, die in meinem Rücken standen, eröffneten nun auch ein Salvenfeuer, so daß ich in Pulverdampf gehüllt war. Die Granaten flogen pfeifend und zischend über meinem Kopfe fort, ich konnte nicht

mehr unterscheiden, aus welcher Richtung sie kamen. Ich ritt auf die feuernden russischen Batterien zu, die ihre Salven fortsetzten, und wurde dort vom Artilleriebrigadegeneral empfangen, der mir sagte, daß die Türken seit vierzehn Tagen nicht mehr in dieser Richtung geschossen hätten, mich bittend, die gefährliche Position zu verlassen.“ —

SECHZEHNTER ABSCHNITT.

Der Fall Plewnas und Heimkehr des Fürsten Karl.

Der 10. Dezember. — Ausbruch Osman Paschas. — Die Rumänen im Feuer. — Osman Pascha ergibt sich. — Begegnung des Fürsten Karl mit Osman Pascha. — Auf dem Schlachtfeld. — In Plewna. — Die russisch-rumänischen Erfolge. — Fürst Karl legt das Oberkommando nieder. — Sein Dank an seine Truppen. — Der Ritt über das Leichenfeld. — In Nikopolis. — Auf der Donau. — Die Rückkehr nach Bukarest. — Fürstin Elisabeth als Samariterin. — Beginn des Jahres 1878. — Die Ereignisse am Balkan. — Russisch-türkische Friedensverhandlungen. — Rußland und Rumänien. — Einzug der siegreichen Truppen in Bukarest.

Der Dezember hatte mit schweren Stürmen eingesetzt, die eine teilweise Zerstörung der Brücke bei Nikopolis herbeiführten und dadurch die rückwärtige Verbindung störten, so daß die Truppen sogar Mangel an Lebensmitteln hatten und es an Heu wie an Holz fehlte, da die Transporte nicht pünktlich eintreffen konnten. In dem jammervollen Quartier des Fürsten Karl war es kaum zum Aushalten. Die winzigen Räume waren, sobald man sie zu heizen versuchte, durch Rauch gefüllt, und Regen wie Schnee drangen an vielen Stellen ein. Die Straßen waren grundlos, man brauchte die dreifache Zeit wie bisher, um vorwärts zu kommen.

Dem wiederholten Andrängen des Großfürsten Nikolaus, neue, energische Angriffe auf Plewna zu unternehmen, widerstand Fürst Karl fortgesetzt, da Osman Pascha sich nur noch ganz kurze Zeit halten konnte, und man nicht vergeblich so viele Menschenleben zu opfern brauchte.

Auch hier sollte sich die Voraussicht des Fürsten bewähren. Am frühen Morgen des 10. Dezember erhielt Fürst Karl Meldungen von starken Bewegungen

der türkischen Truppen, die auf einen Ausfall schließen ließen. Sofort eilte er in seinem Gespann nach Griwitza, und als ihm dort mitgeteilt wurde, daß die Türken die zweite Redoute geräumt und diese bereits die Rumänen besetzt hätten, erteilte er umgehend den Befehl zum Vorgehen der zweiten Division auf der ganzen Linie. Alles deutete auf einen Entscheidungskampf hin. Von verschiedenen Seiten dröhnte der Geschützdonner herüber und hörte man das Knattern der Gewehrsalven. Mit jeder Minute wuchs das Getöse, zu betäubendem Lärm anschwellend. Da der Fürst hörte, daß die Türken eine russische Redoute genommen hätten, ließ er auch seine 4. Division gegen den Feind vorgehen. Von einer Anhöhe hielt er einen orientierenden Ueberblick über das ganze Gelände und gab von hier aus die weiteren Befehle, Kaiser Alexander stets durch kurze Telegramme von dem jeweiligen Stand der Schlacht benachrichtigend.

Die Rumänen griffen wiederum mit vollster Entschlossenheit und Tapferkeit in den Kampf ein; sie stürmten Opanetz und nahmen zwei Redouten, und auf diesen energischen Anprall hin ergab sich ihnen die Besatzung der dritten mit 7000 Mann und 6 Kanonen, welche Kunde den Fürsten mit großer Freude erfüllte. An verschiedenen Stellen hatten die Türken erhebliche Vorteile errungen, wurden dann aber von den vereinten Streitkräften wieder zurückgeworfen unter schweren Verlusten, zu denen die unaufhörlich feuernden Batterien das ihrige beitrugen.

Vielleicht wäre der Vorstoß Osman Paschas gelungen, wenn seine Anordnungen befolgt worden wären. Er hatte seine Armee in zwei Teile von je 20 000 Mann geteilt; die eine unter seiner Führung sollte die Linien jenseits des Wid zu durchbrechen suchen, die andere nach zwei Stunden vorgehen, bis dahin aber die Flanken und den Rücken des ersten Korps decken. Inmitten des tollsten Kugelregens hielt Osman Pascha

stand. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leib erschossen und er selbst am Fuß verwundet. Vergebens harrte er auf das Nahen des zweiten Korps, um mit diesem

Fürst Karl bei Plewna.

vereint vorwärts zu dringen; jenes aber war durch die Kämpfe mit den Rumänen zu stark festgehalten worden und sah bald nach schweren Verlusten die Nutzlosigkeit eines Widerstandes ein. Denn die rumänischen Truppen drängten die Türken von Plewna ab

in ein zwischen der Stadt und dem rechten Widufer gelegenes Tal, das durch tausende von Wagen und durch dichte Scharen der Bevölkerung der Stadt, die sich Osman Pascha anschließen wollten, völlig ausgefüllt war. In dieses Gewühl fielen die Granaten der rumänischen Batterien und verstärkten die schreckliche Verwirrung. Da ergaben sich ganze Teile der türkischen Armee; Furcht und Verwirrung wurden immer größer, um so mehr, als sich infolge der Verwundung Osman Paschas die Schreckenskunde verbreitete, der Marschall sei gefallen.

Fürst Karl hatte zur Mittagsstunde seinen Standort verlassen und sich auf den Kampfplatz zwischen Bukowa und Opanetz begeben, wo sich ihm das malerischste, packendste, seelisch tief ergreifende Gesamtbild des wilden Kampfgetümmels darbot.

Jetzt jagte auf schäumendem Roß ein Offizier heran, dem Fürsten meldend, daß sich Osman Pascha mit seiner ganzen Armee ergeben wolle, und zwar hatte der türkische Feldherr diese Mitteilung dem rumänischen Oberst Cerchez gemacht, der mit dem 3. Linienregiment bis zu jener, auf dem rechten Widufer gelegenen Hütte, in die man den verwundeten Pascha getragen, vorgedrungen war und zahllose Türken gefangen genommen hatte.

Zu jener Widbrücke ritt nun auch Fürst Karl mit seinem Stabe, überall von den siegreichen rumänischen Truppen auf das jubelndste begrüßt. Aber so stolz auch der Fürst auf diesen neuen Erfolg der rumänischen Waffen sein durfte, so tief ergriff ihn das Elend, auf das er überall stieß, von innigem Mitleid mit dem heldenmütigen Feind ergriffen. An langen Zügen von Gefangenen vorbei ritt er zwischen Toten und Verwundeten dahin; langsam nur ging's vorwärts.

Nahe jener Widbrücke kam ihm ein offenes Gefährt entgegen, begleitet von einer Eskorte des 3. rumä-

Begegnung des Fürsten Karl mit Osman Pascha bei Plewna (10. Dezember 1877).

mischen Calaraschen-Regiments: Osman Pascha, der gefangene Feldherr, saß in dem Wagen. Als man ihm sagte, daß Fürst Karl nahe, erhob er sich trotz der Schmerzen. Der Fürst reichte ihm mit festem Druck die Hand, ihm mit bewegten Worten seine vollste Anerkennung über seine und seiner Truppen Tapferkeit ausdrückend und sich nach seiner Verwundung erkundigend. In diesem Augenblick traf auch Großfürst Nikolaus ein, gerührt den Fürsten in die Arme schließend und sich dann zu Osman Pascha wendend, ihm gleichfalls seine Anerkennung über die tapfere Verteidigung Plewnas ausdrückend.

Nachdem der verwundete Marschall weitergefahren, verabredeten Fürst Karl und der Großfürst die nächsten Anordnungen, dann ritt Fürst Karl nach Plewna, wiederum inmitten des dichten Gewühls der Gefangenen, der Fliehenden, der Sieger. Jammern, Rufen, Stöhnen, Schreien, Flehen überall, überall auch Tote und Verwundete, umgefallene Wagen, fortgeworfene Waffen, wehklagende Frauen und weinende Kinder, und dazwischen der Jubel der russischen und rumänischen Truppen beim Erscheinen des Fürsten und die schmetternde Musik froher Märsche der heranrückenden Bataillone.

Plewna selbst machte einen völlig ausgestorbenen Eindruck. In den engen, winzigen Gassen fand man sich kaum zurecht; die Dunkelheit brach herein, und nur schwer entdeckte man den Ausweg aus der Stadt; zudem fielen noch hier und da vereinzelte Schüsse, und mußte man mit der Verzweiflung zurückgebliebener türkischer Soldaten rechnen, so daß die Umgebung des Fürsten sich ernsten Besorgnissen hingab. Endlich gelangte man, von einem bulgarischen Knaben geführt, auf den richtigen Weg nach Griwitza, in dessen Nähe der Fürst den ersten besten Wagen bestieg, da sein eigenes Gefährt sowie seine Eskorte in der Finsternis und Verwirrung abhanden gekommen waren. In dunkler

Nacht ging's nur langsam vorwärts über Hindernisse aller Art, vorbei an Toten und Verwundeten, welch letztere flehentlich um Hilfe baten, durch das Gewirr umgestürzter Geschütze, Munitionswagen, Karren.

Erst kurz vor zehn Uhr traf der Fürst in Poradim ein und begab sich sofort nach dem Hause des Kaisers, der bereits schlafen gegangen war, den aber der Fürst wecken ließ, um ihm nähere Mitteilungen über den langersehnten Sieg zu machen. Der Herrscher umarmte den Fürsten tiefbewegt und rief froh auf Deutsch: „Mit Ausdauer kommt man ans Ziel!" sich dann alles genau berichten lassend. Völlig ausgefroren und hungrig — denn er hatte den ganzen Tag nichts zu sich genommen — sowie übermüdet langte der Fürst in seinem Quartier an. Aber die tiefe Erregung war doch zu groß, als daß an Schlaf zu denken war: bildete ja der Fall Plewnas und die Uebergabe Osman Paschas mit seiner Armee den bedeutsamsten Wendepunkt dieses Krieges, der nun voraussichtlich bald beendet war, da die vor Plewna versammelten gewaltigen Heeresmassen jetzt nach anderen Punkten gesandt werden konnten, vor allem die gefahrdrohende Lage am Schipka ändernd.

In eindrucksvoller Weise schilderte Fürst Karl die Tragweite des großen Tages seiner Gemahlin in einem Briefe, in dem es u. a. lautete: „Um zwölfeinviertel Uhr war der Kampf so gut wie entschieden; die Türken hißten die weiße Fahne, Osman Pascha war verwundet! Ich begab mich sofort zu meinen siegreichen Truppen, die mich mit unbeschreiblicher Begeisterung empfingen. Gleichzeitig defilierten 8000 Gefangene mit ihren Offizieren, darunter zwei Paschas, und sechs schön bespannte Geschütze an mir vorüber. Den türkischen Offizieren sagte ich, daß sie sich tapfer geschlagen hätten und überzeugt sein könnten, daß sie zuvorkommend behandelt werden würden; ich hätte dem Offizier, der sie zu begleiten hätte, befohlen, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Hierauf gab ich einem

Regiment Ordre, mir mit Musik zu folgen, und ritt mit meinem Stabe und meiner Eskorte direkt auf den Wid zu. Von allen Seiten waren russische und rumänische Truppen bereits in die Stadt eingerückt, und ich wurde von ihnen bei meinem Erscheinen mit endlosen Hurras empfangen, wobei sie ihre Mützen in die Luft warfen. Von dem Bilde, das sich mir unterwegs entrollte, ist es kaum möglich, eine Beschreibung zu geben. Ein grauenhaft großartiges Kriegsbild! Tausende von Wagen mit fliehenden Einwohnern, heulende Frauen, jammernde Kinder erfüllten die Wege von der Stadt bis an die Widbrücke, außerdem zahllose Gefangenen- und Verwundetentransporte, und dazwischen an den Straßenrändern Tote und Sterbende, stöhnende Verwundete, die zu Fuß waren, aber nicht mehr weiter konnten, umgeworfene Wagen, unter denen noch Lebende lagen, tote und krepierende Pferde, Ochsen, Büffel — überall Jammer und Elend! Durch dies alles hindurch der Jubel der russischen und rumänischen Soldaten, mit Musik heranmarschierende Bataillone, Kosaken und Calaraschen, welche vergeblich Ordnung zu schaffen versuchten; zerbrochene Kanonen, tausende von Gewehren, zerstreute Muniton usw. Lange Zeit war ich in diesem heillosen Treiben, bis man mir mit größter Mühe einen Weg nach der Widbrücke bahnte. Hier begegnete ich Osman Pascha; er saß in einem Wagen, eskortiert von Oberst Poliso und dessen Calaraschen. Ich ritt an ihn heran, gab ihm die Hand und sagte, daß ich seine tapfere Verteidigung bewundert hätte, und daß sein Name in der Geschichte dieses Krieges glänzen würde. Trotz seiner Verwundung am Fuß stand er im Wagen auf und dankte mir. Dieser Mann hat mein Herz ganz gewonnen; sein Gesicht hat einen vornehmen und milden Ausdruck und ist sehr sympathisch. Inzwischen war auch Großfürst Nikolaus eingetroffen; wir umarmten uns vor Osman, dem er herzlich die Hand drückte. Hierauf bahnten der Groß-

fürst und ich uns einen Weg nach der Stadt, wo wir nur mit wenigen Herren und ohne unsere Eskorte eintrafen, da die übrigen in dem furchtbaren Gedränge abgeschnitten worden waren."

Die ganze Tragweite des Erfolges ersah man am nächsten Tage: 40 000 Gefangene, darunter 10 Paschas, 128 höhere und 2000 subalterne Offiziere, 77 Geschütze, viele Waffen und Fahnen waren in die Hände der verbündeten Truppen gefallen.

Am gleichen Vormittag fand ein feierliches Tedeum statt, nach welchem Fürst Karl, dem der Kaiser den Andreasorden, eine sehr seltene Auszeichnung, mit den Worten verliehen hatte: „Sie haben ihn wahrlich verdient, und ich danke Ihnen für Ihre Hilfe," den Zaren nach Plewna begleitete, woselbst ein Bürgerhaus für den Kaiser hergerichtet war, und dort von ihm und seiner Umgebung das Frühstück eingenommen wurde, bei welchem der Kaiser einen herzlichen Trinkspruch auf den Fürsten Karl und seine rumänischen Truppen, die er als „unsere Verbündeten" bezeichnete, ausbrachte. Hier empfing auch der Kaiser in Gegenwart des Großfürsten Nikolaus und des Fürsten Karl Osman Pascha, ihm als Zeichen seiner Hochachtung den Degen zurückgebend. Da das militärische Gefolge des Kaisers wegen der zahllosen Gefangenen nicht von Furcht frei war, stattete im Auftrag des Zaren Fürst Karl den siegreichen Truppen den Dank des Kaisers ab, überall begeistert empfangen, erst zu später Abendstunde nach Poradim zurückkehrend, wiederum inmitten tief erschütternder Szenen.

In den nächsten Tagen liefen aus allen Weltgegenden zahllose an den Fürsten gerichtete Beglückwünschungen ein. Kaiser Alexander richtete an ihn ein offizielles Schreiben folgenden Inhalts: „Nach einem Widerstand von fünf Monaten wurden die vereinigten Anstrengungen unserer verbündeten Truppen durch

einen vollen Erfolg belohnt. Die Armee Osman Paschas hat die Waffen gestreckt, und Plewna ist gefallen. Zur Erinnerung an diesen glänzenden Erfolg und an die persönliche Beteiligung Ew. Hoheit an demselben freue ich mich, Ew. Hoheit bei dieser Gelegenheit meinen Orden des Heiligen Andreas mit Schwertern zu verleihen. Ich bitte Sie, die Abzeichen desselben als einen Beweis meiner herzlichen Zuneigung anzunehmen, deren Ausdruck ich hiermit erneuere. Alexander." — Vom Großfürsten Michael langte am selben Tage aus Tiflis ein sehr herzliches Glückwunschtelegramm zu dem von den vereinigten Russen und Rumänen errungenen Siege an.

Auch eine Depesche des deutschen Kaisers traf ein: „Mit dem größten Interesse habe ich Deine Operationen und die Tapferkeit Deiner Truppen verfolgt: ich kann Dir meine Freude über diese Leistung nicht herzlich genug aussprechen, und als Anerkennung erlaube ich mir, Dir hiermit meinen Militär-Orden pour le mérite zu verleihen. Da Du weißt, wie hoch dieser Orden in meiner Armee geschätzt wird, wird seine Verleihung Dir gewiß von Wert sein. Wie viele Gefahren, Mühen, Anstrengungen hast Du mit Deinen Truppen geteilt, bis Du endlich in dem Falle von Plewna einen schönen Triumph gefeiert hast. Gott helfe weiter. Wilhelm."

In eindringlichen Worten nahm Fürst Karl durch einen Tagesbefehl von den russischen Truppen, die bisher seinem Kommando unterstanden, Abschied, an seine Soldaten unter dem 14. Dezember nachstehenden Tagesbefehl richtend: „Soldaten! Eure Ausdauer, die großen Leiden und Entbehrungen, die Ihr ertragen, die Opfer an Blut und Leben, die Ihr so willig gebracht habt, alles das ist bezahlt und vergolten worden an dem Tage, wo das schreckliche Plewna durch Euren Heldenmut zu Falle kam, wo das stolze Heer des Sultans unter dem berühmtesten und tapfersten seiner Gene-

rale, Osman dem Siegreichen, vor Euch und Euren Kampfesgenossen, den Soldaten Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die Waffen gestreckt hat. Ihr habt Taten vollbracht, würdig derjenigen Eurer Vorfahren, und die Bücher der Geschichte werden sie, gleich jenen, den fernsten Jahrhunderten aufbewahren. — Bald werdet Ihr in die Heimat zurückkehren, und jeder wird auf der Brust das Zeichen seines Soldatenmutes und seiner Hingabe für das Vaterland tragen, das Kreuz des Donauüberganges und die Medaille für die Verteidigung der rumänischen Unabhängigkeit. Dann könnt Ihr stolz Euren Anverwandten sagen, was Ihr für das Vaterland getan. Die Greise werden Euch lauschen und sich der großen Zeiten des rumänischen Volkes erinnern, deren Kunde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat; die Jünglinge aber werden in Euch ein lebendes Vorbild ihrer künftigen Pflichten sehen; Rumänien darf stolz und ruhig in die Zukunft schauen, solange es solche Söhne mit warmem Herzen und kräftigem Arm besitzt. — — Im Namen Eures Vaterlandes dankt Euch Euer Fürst und Heerführer.

Carol."

Ehe Kaiser Alexander den bulgarischen Boden verließ, nahm er am 14. Dezember bei Plewna eine große Parade über die sämtlichen Truppen — zu denen auch 16 000 Rumänen zählten — ab, in Gegenwart des Fürsten, dem der Kaiser seine Freude ausdrückte, daß er noch einmal die tapferen rumänischen Regimenter begrüßen könne. Nach dem am Abend in Poradim eingenommenen Diner hatte der Kaiser mit dem Fürsten eine längere Unterredung in seinem Arbeitszimmer, ihm versichernd, daß bei dem bevorstehenden Friedensschluß Rumänien nicht zu kurz kommen solle, und daß er sich der vom Lande gebrachten Opfer erinnern werde, deren Umfang und Schwere er vollkommen

Fürst Karl an der Spitze der rumänischen Truppen bei der Parade vor Kaiser Alexander II. von Rußland auf dem Schlachtfelde von Plewna (14. Dezember 1877).

würdige, in herzlichen Worten hinzusetzend, wie lieb er den Fürsten in dieser gemeinsam verlebten großen Zeit gewonnen und mit welcher Freude er sich von seinen ausgezeichneten Eigenschaften überzeugt habe. Fürst Karl sprach bewegt seinen tiefen Dank aus und knüpfte die Hoffnung daran, daß Rumänien zu den Friedensverhandlungen zugezogen werde, worauf freilich der Kaiser nur erwiderte, er würde auf die Sicherung der staatsrechtlichen Stellung Rumäniens, die zweifellos ganz Europa anerkennen werde, bedacht sein, sich dann mit inniger Umarmung vom Fürsten verabschiedend, der es sich nicht nehmen ließ, am nächsten Morgen um die siebente Stunde den Kaiser noch eine längere Strecke zu Pferd zu begleiten.

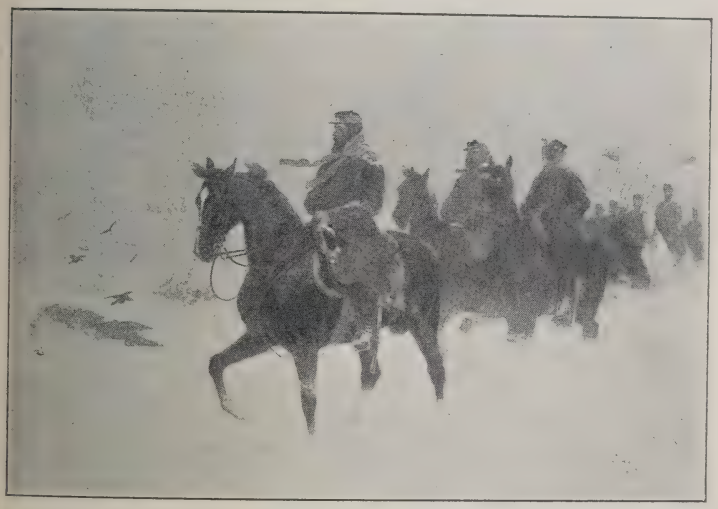
Am 17. Dezember erhielt Fürst Karl ein sehr herzliches Telegramm des Kaisers Alexander aus Bukarest, in welchem dieser seine Freude ausdrückte über den warmen Empfang, der ihm seitens der Fürstin Elisabeth und seitens der Bevölkerung der rumänischen Hauptstadt zuteil geworden. — Am gleichen Tage hatte Großfürst Nikolaus einen Tagesbefehl an die Armee vor Plewna erlassen, in dem er seinen herzlichsten Dank dem Oberbefehlshaber, Fürsten Karl, ausdrückte, unter dessen Kommando die verbündeten Truppen gestanden. Seiner außerordentlichen Tätigkeit, so wurde hervorgehoben, war das gute Zusammengehen der russischen und rumänischen Truppen zu verdanken, und daß die gemeinsamen Kämpfe durch den glänzenden Erfolg belohnt wurden. Des ferneren wurde auch dem rumänischen General Cernat aufrichtiger Dank gezollt für seine unermüdliche Hingebung und Aufopferung unter den schlimmsten Verhältnissen. Diesen Tagesbefehl übersandte der Großfürst dem Fürsten Karl mit folgendem Briefe: „Die Operationen der russisch-rumänischen Armee gegen Plewna wurden gekrönt durch einen vollen und glänzenden Erfolg, die Truppen, die bisher unter dem Kommando Ew. Hoheit standen, werden

andere Bestimmungen erhalten. Es war mir eine angenehme Pflicht, ihnen zu danken durch einen besonderen Tagesbefehl, den ich die Ehre habe, anbei zu übersenden. Die vor Plewna errungenen, hervorragenden Erfolge sind ganz besonders der Mitwirkung der tapferen rumänischen Armee zu danken, nicht minder der Anregung und Aneiferung, welche die vereinigten Truppen durch ihren Oberbefehlshaber empfingen, dessen Tätigkeit, Mut und soldatische Pflichterfüllung sie bewunderten und nachahmten. Es ist mir eine Freude, diese Gefühle Ew. Hoheit auszudrücken, auch meine aufrichtige Genugtuung über die Waffenbrüderschaft der russischen und rumänischen Truppen, die ein neues Band zwischen beiden Völkern knüpft. Ich bin glücklich, daß ich bei dieser Gelegenheit die hervorragenden Eigenschaften, welche Ew. Hoheit und die tapfere rumänische Armee auszeichnen, würdigen kann und werde stets die tiefste und unauslöschliche Erinnerung daran bewahren. Empfangen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung und herzlichen Zuneigung, mit welcher ich bleibe Ihr treuer Freund Nikolaus."

Aus Jassy empfing Fürst Karl am 18. Dezember folgendes Telegramm des Kaisers Alexander: „Im Augenblick, in welchem ich Ihr Reich verlasse, drängt es mich, Ihnen aufs herzlichste für Ihre freundschaftliche Aufnahme zu danken. Ihr Telegramm von diesem Morgen hat mich tief gerührt. Gott beschütze Sie; möchte er uns bald einen vorteilhaften und ruhmvollen Frieden bescheren."

Seinem Vater schrieb Fürst Karl: „Bevor ich Bulgarien verlasse, wo ich vier Monate unter nicht leichten Umständen zugebracht habe, muß ich Dir noch einige Zeilen über die letzten großen Ereignisse schreiben. Der Fall von Plewna ist und bleibt der wichtigste Faktor dieses blutigen Krieges, und ich bin stolz darauf, daß meine junge Armee gerade hier mitgewirkt, und daß ich an diesem entscheidenden Punkte das Kommando

geführt habe. Kaiser Alexander hat auch in vollem Maße anerkannt, daß wir der Aufgabe, die uns hier zugefallen, gerecht geworden sind. Als ich um halb zehn Uhr abends von Plewna nach Poradim zurückkehrte, um ihm die Details des großen Sieges mitzuteilen, umarmte er mich herzlich und sagte unter anderm: ‚Je vous remercie du concours et de la persistance que vous avez prouvée dans cette époque difficile. . . .‘ Am



Fürst Karl während des Rittes nach Nikopolis (22. Dezember 1877).

Tage vor seiner Abreise hielt er noch eine Revue über die russisch-rumänischen Truppen ab und dankte ihnen für ihre tapfere Haltung. — Am folgenden Tage kam General von Todleben mit dem Stabe der Westarmee zu mir, um sich zu verabschieden. Ich trennte mich mit tiefem Bedauern von dem mir so sehr sympathischen Manne, den ich beim Abschiede umarmte. Der deutsche Kaiser hat mir durch die Verleihung des Ordens pour le mérite eine freudige Ueberraschung bereitet; ich schicke Dir die Abschrift seiner Depesche,

deren Wortlaut zu erkennen gibt, wie sehr der Kaiser sich gefreut hat, daß ein Hohenzoller in diesem Kriege eine Rolle gespielt und in dem für Rußland gefährlichsten Moment desselben mit seinem Heere rettend eingegriffen hat! Es war ein Moment, von dem ich Dir jetzt gestehe, daß mir nicht leicht dabei ums Herz war! — Als ich im Jahre 1866 zu Berlin Abschied vom Könige nahm, um nach Rumänien zu gehen, sagte er mir, er könne sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sich ein Hohenzoller unter den Halbmond stelle. Ich antwortete ihm, daß ich die Suzeränität des Sultans nur anerkennte, um mich eines Tages auf ehrenvolle Weise von ihr zu befreien. Das ist jetzt eingetroffen: 7000 Türken, 200 Offiziere und zwei Paschas sind von meinen Truppen gefangen genommen worden und haben vor mir defiliert. Dagegen hätte man dem Sultan wohl kaum 20 gefangene Rumänen vorstellen können! Einer der Paschas sprach es aus, daß es von seinem Souverän nicht klug gewesen sei, mich nicht als Freund und Alliierten gewonnen zu haben, und ich erwiderte ihm, daß wir nach dem Kriege sicherlich wieder die besten Freunde werden könnten. —"

Die Abreise des Fürsten wurde durch furchtbare Schneestürme verhindert, zudem war die Brücke bei Nikopolis unterbrochen, wodurch es wiederum an Proviant mangelte, so daß auch im fürstlichen Hauptquartier die Rationen vermindert werden mußten. Durch alle Fugen und Risse der Wände und des Daches drang der Schnee in das vom Fürsten bewohnte ärmliche Häuschen, das kaum dem Anprall des Sturmes zu widerstehen vermochte; in den verqualmten Räumen war es eiskalt, und in der Nacht mußte ein Feldstuhl über die Bettdecke gestülpt werden, damit sie nicht fortgeweht wurde. Mit tiefer Trauer gedachte der Fürst der armen Truppen, die mit den Gefangenen-Transporten unterwegs waren, um sie zur Donau zu geleiten, schutzlos der entsetzlichen Witterung ausgesetzt. Nicht

einmal in Poradim war ein Verkehr möglich, auf der Dorfstraße lagen im Schnee erfrorene Bauern und Kutscher, ebenso zahllose Zugtiere, der Kälte zum Opfer gefallen.

Endlich hörte das tagelange Schneetreiben auf, und am Morgen des 22. Dezember verließ der Fürst bei 18 Grad Kälte Poradim, um nach Nikopolis aufzubrechen. Mit acht Pferden war sein Wagen — da man keinen Schlitten auftreiben konnte — bespannt, vermochte aber in dem dichten Schnee nur schrittweise vorwärts zu gelangen. Die Straße war kaum noch zu entdecken, und oft ging's querfeldein. Ueberall erblickte man erfrorene Türken; mühselig schleppten sich die langen Züge der Gefangenen weiter, von denen viele jammernd und stöhnend vor Ermattung zusammenbrachen, ohne daß man ihnen Hilfe zu gewähren vermochte, da die Begleitmannschaften selbst um ihr Leben bangten; auch manch braver rumänischer Soldat fand hier sein Ende. Der Anblick war so herzzerreißend, daß der Fürst ihn kaum noch zu ertragen vermochte und zur zweiten Nachmittagsstunde in Muselimselo sein Pferd bestieg, um nicht die Zusammengebrochenen zu überfahren und um schneller dem entsetzlichen Elend zu entrinnen. Aber je weiter er kam, desto zahlreicher wurden die Toten und die Sterbenden; an einzelnen Stellen sah man, wie sie in einer Mulde oder bei einem winzigen Feuer Rast gemacht und dort scharenweise vom Tod ereilt worden waren. Selbst das Pferd des Fürsten bäumte sich und wollte nicht über die Leichen fort, die den Weg hemmten, ihn zu dem schauerlichsten machend, den selbst die grausamste Phantasie sich nicht auszumalen vermochte. Der Fürst hätte am liebsten die Augen geschlossen, und doch mußte er scharf Obacht geben, um nicht zu stürzen, häufig absteigend und ein Stück zu Fuß gehend, da der eisige Wind das Blut erstarren machte. Diese Stunden dünkten ihm endlos und ließen selbst die Schrecknisse der blutigen

Fürst Karl auf dem Ritt nach Nikopolis (22. Dezember 1877).

Kämpfe verblassen. Je näher er nach Nikopolis vordrang, desto größer wurde die Schar der Hingemähten und Hingesunkenen — eine ganze Allee von Leichen, die man durchqueren mußte, sein Herz mit tiefstem Weh erfüllend.

Beim Untergang der Sonne ward endlich die Festung erreicht, in welcher dem Fürsten ein freudiger Empfang bereitet wurde. Aber so gern er auch hier im Kreise seiner Offiziere weilte, die in herzlicher Weise ihren Stolz zeigten, den siegreichen Führer in ihrer Mitte zu sehen, es konnte doch keine Freude in ihm aufkommen über all dem Jammer ringsum. Denn aus den Festungsgräben, in denen man viele tausende von Gefangenen untergebracht, erscholl das Jammern und Wehklagen der Unglücklichen durch die Nacht, waren doch alle Quartiere belegt, und fehlte es an warmer Bekleidung, an Brennmaterial und an Brot, so daß sich zu der erstarrenden Kälte noch der nagendste Hunger gesellte. Bei 22 Grad Kälte mußten die Aermsten im Freien verbleiben, und man konnte leicht mit einer Verzweiflungstat rechnen, da die hier befindlichen 11 000 Gefangenen nur von 1800 Mann Rumänen bewacht wurden.

Am folgenden Tage, dem 23. Dezember, setzte der Fürst, da die Brücke noch nicht wieder hergestellt war, in einer Dampfschaluppe über die Donau, inmitten des starken Eisganges, der die Schollen knirschend und krachend dahintrieb, so daß das winzige Boot mehrfach in größter Gefahr war, vom Eise zertrümmert zu werden, der Fürst sich jeden Augenblick bereit haltend, um, wenn dies eintreten sollte, über Bord auf eine der Schollen zu springen. Mehr denn eine Stunde währte diese gefahrvolle Fahrt, die am rumänischen Ufer von einer großen Volksmenge und vom Ministerpräsidenten J. Bratianu in banger Erwartung verfolgt wurde. Aber desto stürmischer war nun der Jubel, als Fürst Karl den heimatlichen Boden nach langer Ab-

wesenheit wieder betrat, auf welchem ihn alles begeistert umringte und ihm voll tiefer Freude huldigte.

Ueber Turnu-Magurele, wo der Fürst die Lazarette besuchte, Costeschti und Piteschti, in welchen Orten sich überall die jubelnden Begrüßungsszenen wiederholten, traf er in Titu ein, dort nach vier langen, bangen Monaten seine Gemahlin in die Arme schließend.

Mit ihr vereint hielt er eine Stunde später am Mittag des 27. Dezember seinen feierlichen Einzug in Bukarest, dessen Häuser glänzenden Schmuck angelegt hatten und dessen Bevölkerung die Straßen bis auf das letzte Plätzchen füllte, dem heimkehrenden Sieger voll frohester Begeisterung zujubelnd. Von der Metropolie aus, in der ein feierliches Tedeum abgehalten worden, begab sich das fürstliche Paar in die Kammer, in der die Volksvertreter den Fürsten und seine Gemahlin in begeisterter Stimmung in ihrer Mitte willkommen hießen. Unter dem Thronhimmel stehend, richtete der Fürst in tiefer Ergriffenheit eine Ansprache an die Deputierten, in der er einen kurzen Ueberblick auf die elf Jahre seiner Regierung warf, betonend, wie stolz er sei, daß jetzt die heißesten Wünsche des Jahres 1866 sich verwirklicht hätten — seine ersten Schritte habe er hierher gelenkt zu der Vertretung des Landes und Volkes, das mit ihm eins gewesen sei im Hoffen und Denken während der jüngst durchlebten schweren Zeit und das seine Freude teile über die Großtaten des rumänischen Heeres; er sei stolz, an der Spitze dieser Tapferen zu stehen, die ihr Blut verspritzt hätten für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Möge Gott das freie Rumänien segnen und allzeit sein tapferes Heer stärken!

Im Namen der Kammer dankte C. A. Rosetti dem Fürsten für all das, was er für das Land getan, das ihm einst seine Geschicke anvertraut, weil er aus Heldengeschlecht stamme; jetzt sei es allen offenbar geworden, daß Adler wieder Adler erzeugen und Eich-

bäume wieder Eichbäume, und daß der Fürst zu den Männern gehöre, die das Volk zu seiner Größe zu führen wüßten. Allein die Geschichte werde nicht nur den Kriegsruhm preisen, den Fürst Karl sich erobert, sondern vor allem werde sie ihn hinstellen als ein in den Annalen der Völker unerhörtes Beispiel, daß der Herrscher eines kleinen Landes es verstanden habe, demselben all seine Freiheiten und Rechte unberührt zu bewahren, inmitten der Ueberschwemmung durch eine große fremde Armee und inmitten der Anforderungen eines großen Krieges, zum Schluß den Feldherrn bewillkommnend und der Fürstin dankend, die der „süße Trost der Verwundeten" gewesen war.

Mit letzteren Worten hatte der Kammerpräsident gleichfalls das Richtige getroffen. Denn in all den schweren Wochen und Monden war die Fürstin unermüdlich tätig gewesen in der Sorge um die Verwundeten und in der Pflege der Kranken, nicht mehr Fürstin, sondern nur barmherzige Schwester, von früh bis spät Hilfe bringend und Trost spendend, keine Ermüdung kennend, und sie, die Schwache und Zarte, den Aerzten zur Seite stehend, wenn es sich um gefährliche Operationen handelte.

Fesselnd erzählt uns davon der jetzige Geheimrat Professor Dr. Th. Gluck, der in jener schweren Zeit der Fürstin, zugleich mit anderen jungen deutschen Aerzten, zur Seite gestanden: „Wochen und Monate hindurch war die Fürstin nur um die Verwundeten besorgt. Sie tröstete die Mütter und Waisen, sie ließ Briefe diktieren und schrieb sie selbst, um den Angehörigen Nachrichten zukommen zu lassen, sie sorgte für die Behaglichkeit des Krankenzimmers durch frische Blumen und heitere Bilder, sowie für die Zerstreuung der Genesenden; sie harrte aus bei den mit Brand der Gliedmaßen und Wundstarrkrampf Infizierten, ihr dankten die Sterbenden mit ihrem letzten Seufzer. „Wenn Sie müde sind, ziehen Sie sich zurück,

ich kenne nur meine Pflicht," rief sie mir eines Nachts zu, als sie bei einem Schwerverwundeten stand, der ihre Hand fest umklammert hielt und mit verlöschender Stimme ihr beichtete, daß er sich aus Feigheit selbst verstümmelt habe und nicht eher sterben könne, bis seine Fürstin ihm vergeben und ihn gesegnet hätte. In ihren Baracken tat sie im eigentlichen Sinne des Wortes selbst den schwersten Krankendienst, in andere Hospitäler fuhr sie täglich, um sich zu überzeugen, daß auch dort alles mögliche geschah, um das Elend, das der Krieg heraufbeschworen, zu mildern. Kamen militärische Abordnungen und brachten eroberte Standarten, so ergriff sie die Fahnen, und ihr beweglicher

Fürstin Elisabeth, die Verwundeten in den Lazaretten Bukarests pflegend.

Geist improvisierte zündende Worte, die alle Anwesenden mit flammender Begeisterung erfüllten. Dabei ließ sie sich von uns nach dem Krankenbesuche die Fälle erklären, die Ziele und Aufgaben der Kriegschirurgie auseinandersetzen. Und dann in den freien Zwischenräumen! Ihre bestrickende Persönlichkeit, ihr vollendetes Sprachentalent, ihre reiche Bildung, ihr

tiefes Wissen, der poetische Reiz ihres Organes, mit dem sie uns ihre Gedichte vortrug oder uns musikalische Genüsse in ihren Gemächern bieten ließ, um auch die Aerzte abzulenken von den Lasten und Sorgen, den schweren Arbeitsleistungen und den seelischen Erregungen! Sie behandelte jeden von uns wie einen Gast und Freund, wie einen Berufsgenossen an dem gemeinsamen Samariterwerk; keiner sollte sich zurückgesetzt fühlen, jeder vielmehr getragen sein von der Idee, einer hohen humanitären Aufgabe im Dienste der Menschenliebe seine Fähigkeiten und Kräfte geweiht zu haben. Sie bezauberte ihre Umgebung; Hoch und Niedrig blickten zu ihr auf, und noch heute wird sie im Volksmunde ehrfurchtsvoll „Mama Regina" genannt." —

Rumänisches Kreuz zur Erinnnerung an den Donau-Uebergang.

In wärmster Anerkennung dieser aufopfernden Tätigkeit hatte Fürst Karl Anton seinem Sohne geschrieben: „Auch über Elisabeth herrscht nur eine Stimme dankbarster Anerkennung und Bewunderung des Heldensinnes, mit dem sie sich ihren schweren Pflichten hingegeben hat," und ähnlich hob der deutsche Kronprinz in einem Briefe hervor: „Von der hingebenden Tätigkeit Elisabeths auf dem Gebiet der Krankenpflege hören wir stets zu unserer größten Freude, denn nichts kann einem mehr Anerkennung erwerben, als mit solchem Beispiel voranzugehen," in einem anderen Schreiben der ruhmvollen Tätigkeit des Fürsten gedenkend: „Unendlich glücklich machte es mich, als der Kaiser mir die Verleihung des Pour le mérite an Dich mitteilte.

denn Du hast ihn wahrlich verdient. Hier betone ich immer wieder, wie stolz ich bin, daß einer unseres Stammes berufen war, von den Russen dringend um Beistand gebeten zu werden, und daß man von einer russisch-rumänischen Armee sprechen mußte, als die Entscheidung von Plewna fiel." —

Die ersten Tage des neuen Jahres 1878 brachten die Kunde von dem Uebergang der Russen über den Balkan mit den siegreichen Kämpfen am Schipka. Auch die auf bulgarischem Boden weilenden rumänischen Truppen fanden noch Gelegenheit, sich im Laufe des Januar ruhmreich auszuzeichnen, indem sie das stark befestigte und besetzte Widin eroberten, die einzelnen Redouten im Sturm nehmend und nach schweren Kämpfen am 24. und 25. Januar die Stadt völlig zernierend und das Bombardement auf sie eröffnend, bis am 23. Februar die Uebergabe erfolgte.

Rumänische Kriegs-Medaille (Vorderseite)

Am 4. Februar war in Adrianopel zwischen Rußland und der Türkei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, zu welchem man trotz dringender Bemühungen den rumänischen Bevollmächtigten nicht hinzugezogen hatte. Das bestärkte die schon seit langem umlaufenden Gerüchte, daß Rußland die drei durch den Pariser Vertrag an Rumänien gekommenen bessarabischen Distrikte mit als einen Friedenspreis zurückverlangte, und gar bald wurde dies bestätigt durch Depeschen des rumänischen Vertreters in St. Petersburg, dem Fürst Gortschakow in einer Auseinandersetzung über die bessarabische Frage geantwortet: „Welche Argumente Sie auch immer anrufen, unsere Entschlüsse können Sie nicht modifizieren, denn sie sind unerschütterlich. Sie stehen vor einer politischen Notwendigkeit!" Auch der Kaiser hatte ähnliche Aeuße-

rungen gemacht, ebenso Graf Ignatjew, der noch in Bukarest weilte.

Die Kunde von diesem russischen Verlangen erregte alle Volkskreise in Rumänien auf das tiefste. In geheimen Sitzungen beschlossen die Kammern, daß Rumänien die Unverletzbarkeit seines Landes mit den Waffen in der Hand bis zum äußersten verteidigen müßte. Das wurde auch nachdrucksvoll in der öffentlichen Sitzung am 11. Februar betont, in der man auf den mit Rußland geschlossenen Vertrag Bezug nahm, in dem Rumäniens Unteilbarkeit von Rußland verbürgt worden war. Denn Artikel II lautete wörtlich: „Damit für Rumänien keine Art von Unannehmlichkeit oder Gefahr aus dem Durchzuge der russischen Truppen durch sein Gebiet erwachse, verpflichtet sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des rumänischen Staates aufrecht zu erhalten und Sorge dafür zu tragen, daß dieselben respektiert werden, so, wie es die Gesetze des Landes und die bestehenden Verträge erfordern; außerdem verpflichtet die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland sich, die dermalige Integrität Rumäniens aufrecht zu erhalten und zu beschützen."

In jener Sitzung wurde eine einstimmige Erklärung angenommen, daß die Versammlung entschlossen sei, die Unverletzlichkeit des rumänischen Gebietes aufrecht zu erhalten und die Entfremdung eines Teiles desselben unter keinerlei Bezeichnung und unter keinerlei territorialem Ausgleich oder Entschädigung zuzulassen. Im Volk wuchs die feindliche Stimmung gegen Rußland von Tag zu Tag, und es gehörte die volle Mäßigung und erfahrene politische Einsicht des Fürsten Karl dazu, daß sich die Lage nicht in gefahrdrohendster Weise zuspitzte; denn er war stets bestrebt, jede Herausforderung Rußlands zu vermeiden und von einer solchen auch seine Ratgeber zurückzuhalten. Dafür ver-

suchte er, durch direkte Mitteilungen und Klarlegungen an befreundete Staatsoberhäupter und Regierungen, diese zu einer günstigen Einwirkung auf das Nachbarreich zu bestimmen, freilich ohne den ersehnten Erfolg. Trotzdem setzte der Fürst seine Bestrebungen fort, eine Aenderung der russichen Wünsche herbeizuführen, sich an Kaiser Alexander und die befreundeten Großfürsten wendend. Aber die russische Regierung bestand auf ihrem Verlangen, und Reichskanzler Fürst Gortschakow versicherte wiederholt, daß es für Rumänien ganz überflüssig sei, sich zu beschweren, die Rückgewinnung der drei bessarabischen Distrikte sei der unerschütterliche Wille des Kaisers, der gern zu einer Kompensation bereit sei und Rumänien die Dobrudscha überlassen wolle; Rußland würde hierüber direkt mit Rumänien verhandeln, gebe letzteres aber nicht nach, so würde man ihm einfach das fragliche Gebiet entreißen, und zwar ohne jede Entschädigung. Ja, Gortschakow hob bei einer anderen Gelegenheit hervor, daß, wenn Rumänien gegen den bestehenden Artikel des Friedensvertrages zu St. Stefano auftreten oder sich gar seiner Ausführung widersetzen würde, die russischen Truppen Rumänien besetzen und die rumänische Armee entwaffnen würden.

Als man hiervon dem Fürsten Mitteilung gemacht, befahl er, dem Vertreter Rumäniens in St. Petersburg, General Ghika, sofort zu telegraphieren, daß er dem Fürsten Gortschakow folgendes sage: „Der Fürst von Rumänien könne nicht annehmen, daß jene Drohungen vom Kaiser ausgehen; seine Antwort laute dahin, daß eine Armee, welche vor Plewna unter den Augen Kaisers Alexander II. gekämpft, sich wohl vernichten, aber nicht entwaffnen ließe."

Dieses rasch bekannt gewordene mannhafte Wort verstärkte noch die Sympathien, die man überall im Ausland für Rumänien empfand, und die entschiedene Haltung des Fürsten fand allerseits Zustimmung. Bei

der kritischen Lage, und da die noch in Rumänien stehenden russischen Truppen verstärkt wurden, verfügte der Fürst, daß das rumänische Heer Defensivstellungen auf der Linie Slatina-Piteschti-Tirgowitsche einnähme.

An seinen Vater schrieb der Fürst: „Wir leben in einer Aufregung und Sorge, die selbst den Stärksten aufreiben könnte; ich bin von Geschäften erdrückt und habe fast weniger unter all den Strapazen und Entbehrungen des furchtbaren Krieges gelitten, als unter der jetzigen Zeit. Die bessarabische Frage hat hier eine ungeheure Aufregung hervorgerufen; wir müssen aber bei den Protesten alles vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Doch durfte ich persönlich nicht unterlassen, Ignatjew zu sagen, daß mich die Absicht Rußlands, seinem Alliierten ein Stück seines Landes zu nehmen, sehr befremden müsse, und daß die in Aussicht gestellte Kompensation wenig Eindruck auf mich mache; die Unabhängigkeit hätten wir uns mit unserm Blute erkauft und verdankten sie demnach uns allein!“ — In einem Briefe an den deutschen Kronprinzen schrieb der Fürst: „Es wäre ein großes Glück, wenn Rumänien durch ein Band der Dankbarkeit an Deutschland gekettet und dadurch veranlaßt würde, sich für die Zukunft vertrauensvoll an dasselbe anzuschließen — ich glaube, es wäre das auch für das deutsche Reich nicht ganz ohne Wert, da dieses doch eines Tages an der Umbildung der Orientalischen Dinge mitzuwirken haben wird. Ich wünschte deshalb, daß wir Deutschland die Erhaltung Bessarabiens zu verdanken hätten; die Sympathien würden dadurch eine solide Basis gewinnen und nicht mehr durch Intriguen gestört werden können. — Außerdem ist die Donau auch ein deutscher Strom, und wir, als die Wächter seiner Mündungen, dürfen Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage beanspruchen.“ —

Freilich konnte Deutschland leider direkt nichts

tun, Fürst Bismarck hatte im Reichstage erklärt, daß er nur der „ehrliche Makler" auf dem nach Berlin berufenen Kongresse, der Ende Juni zusammentrat, sein wolle. Auf ihm gelangten die russischen Vorschläge zur Annahme, obwohl auch dort noch die beiden rumänischen Minister Bratianu und Cogalniceanu auf das wärmste die Wünsche Rumäniens vertreten hatten. Bald darauf meldeten Depeschen aus Berlin, daß der Kongreß die Unabhängigkeit Rumäniens nur unter der Bedingung anerkenne, daß die Juden emanzipiert und daß Bessarabien an Rußland abgetreten würde; Rumänien erhalte dafür die Donaumündungen mit der Schlangen-Insel und die Dobrudscha bis zu der Linie Silistria-Mangalia.

Fürst Karl, der nach einem Besuch der kleinen Walachei mit seiner Gemahlin nach Sinaia übergesiedelt war, kehrte auf diese Nachrichten hin nach Bukarest zurück, mit seinen Ministern die Lage besprechend. So tief es der Fürst bedauerte, ein Stück des Landes abtreten zu müssen, so sah er doch ein, daß jeder Widerstand gefährlich für Rumänien sein würde. Dringend mahnte er seine Ratgeber zur Einsicht, die sich denn auch allmählich nicht den Vorteilen verschlossen zeigten, welche der Besitz eines Teiles der Meeresküste und der Landstrecken bis dorthin auf dem rechten Donauufer für Rumänien bedeuteten. In den Kammern kam es zu heftigsten Erörterungen, bis schließlich die Bestimmungen des Berliner Kongresses angenommen wurden.

Wie in allen ernsten Lagen schüttete der Fürst sein bedrücktes Herz seinem Vater aus, er schrieb ihm: „Die Kämpfe, die Rumänien in den letzten Monaten zu bestehen hatte und noch zu bestehen haben wird, sind unvergleichlich ernster als die vor Plewna und Widin, und aus ihnen siegreich hervorzugehen, wird für mein Land viel ehrenvoller sein, als die auf den Schlachtfeldern Bulgariens errungenen Lorbeeren! Es ist

traurig, daß Europa einen jungen, aufstrebenden Staat, der seine Kraft und Lebensfähigkeit in einem blutigen Kriege bewiesen hat, zur Abtretung einer Provinz zwingt. Der Berliner Kongreß konnte Rußland zurückgeben, was diesem der Vertrag von Paris genommen; es ist aber tief verletzend, unsere auf dem Schlachtfelde erkämpfte Unabhängigkeit von der Abtretung Bessarabiens abhängig zu machen, und es gehört viel Geduld und Mäßigung dazu, ein solches Vorgehen ruhig über sich ergehen zu lassen! Wir werden aber den Großmächten zeigen, daß wir uns auch aus der schlimmsten Lage mit Ehren ziehen können!" — Und an einer andern Stelle des eingehenden Schreibens heißt es: „Die Gebiete jenseits der Donau sind uns nicht als Ersatz für Bessarabien gegeben; wir nehmen sie als Kriegsentschädigung an, und weil Europa sie uns aus freien Stücken gibt. So haben wir moralisch und materiell sehr viel gewonnen, und Achtung kann uns niemand versagen. Die vom Kongreß uns zugesprochenen Distrikte haben eine große Zukunft; ich hoffe dieselben in einigen Jahren in blühenden Zustand zu bringen." —

Ernst lautete auch der Erlaß des Fürsten an den Kriegsminister am ersten Jahrestage des blutigen Kampfes bei Plewna: „Sinaia, 11. September. Heute ist es ein Jahr, seitdem unsere Armee durch ihren Mut und ihre Tapferkeit die rumänische Fahne mit Ruhm bekränzte und den wahren Grundstein zur Größe des Vaterlandes legte. Ich grüße deshalb mit Ehrfurcht das Andenken aller derjenigen, welche an diesem denkwürdigen Tage ihr Blut mit so großer Ergebenheit für das Land vergossen haben und sende die heißesten Gebete für die Ruhe ihrer Seelen zum Allmächtigsten. Das ganze Land schuldet ihnen Dankbarkeit, denn sie haben mit ihrem Leben den Sieg erkauft und die Unabhängigkeit besiegelt. Ich hege keinen Zweifel, daß die Armee bereit ist, bei jeder Gelegenheit ihrem Beispiele zu fol-

gen, und ich ersuche Sie deshalb, daß Sie bei derselben an diesem meiner Seele so teuren Tage der Dolmetsch der innigsten Gefühle der Liebe und des Vertrauens, welche mich beseelen, sein mögen.

Carol."

Und bei dem auf dem Kasernenhofe der in Sinaia garnisonierenden 2. Kompagnie des 1. Jägerbataillons — das sich so blutige Lorbeeren bei Plewna errungen — veranstalteten Frühstück hielt der Fürst folgenden Trinkspruch: „Ich erhebe mein Glas zu Ehren der Armee, welche durch ihre Kämpfe auf den Schlachtfeldern Bulgariens sich ihren Ruhm gegründet hat. Die Schlacht von Griwitza eröffnete den Reigen schöner Waffentaten, welche in unserer Geschichte verzeichnet worden sind. Groß, schön und schmerzlich ist dieser Tag gewesen. Niemals werde ich den Augenblick vergessen, als ich, mich auf dem Schlachtfelde nach den Jägern, Euren Brüdern, erkundigend, die Antwort erhielt: „Keiner von den Unsrigen ist zurückgekehrt." — „Wie ist das möglich?" sagte ich. Es kamen drei, vier, fünf und dann mehrere. „Sammelt Euch, rettet die Ehre des Tages, geht vorwärts mit Tapferkeit und Ihr werdet siegreich sein." — Am Abend hatten die tapferen Jäger in der Redoute von Griwitza die türkische Fahne genommen und legten sie als Zeichen ihrer Mannhaftigkeit zu meinen Füßen nieder. Ich rief ihnen zu: „Ihr seid Helden, ich danke Euch von ganzer Seele, von heute an ist es eine Ehre, ein Jäger gewesen zu sein!" Und Euch, Kinder, rufe ich zu: „Macht, daß es Euch in Zukunft gleichfalls eine Ehre sei, ein Jäger zu sein, nehmt Euch ein Beispiel an den Jägern von Griwitza! Es lebe die Armee!"

Wenige Wochen später, am 20. Oktober, einem Sonntage, fand unter Führung des Fürsten Karl der feierliche Einzug des Heeres in Bukarest statt, unter dem brausenden Jubel der von nah und fern herbeige-

Fürst Karl und Fürstin Elisabeth beim Dankgottesdienst am Einzugstage der siegreichen Truppen in Bukarest (20. Oktober 1878)

strömten Bevölkerung. Der Fürst ließ zunächst die auf dem Felde bei Baneassa aufgestellten Truppen an sich vorübermarschieren, dann die Front abreitend, während die Fürstin ihm in einem vierspännigen Wagen folgte. Am rechten Flügel waren 400 Verwundete aufgestellt, die bisher noch in den Spitälern behandelt worden waren, dort befanden sich auch die eroberten türkischen Fahnen, darunter das mit Roßschweifen geschmückte Feldzeichen des Paschas von Widin. In der Mitte eines von den beiden Divisionen gebildeten Rechteckes war auf blumengeschmücktem Podium ein Altar errichtet, umgeben von 46 im Kriege eroberten türkischen Kanonen. Vor diesem Altar fand ein Gottesdienst statt, vollzogen von dem Metropoliten, unter Mitwirkung aller Bischöfe und der hohen Geistlichkeit. Das Fürstenpaar wohnte ihm auf der Estrade bei, umgeben von den 43 rumänischen Fahnen, die so oft in Sturm und Kampf jenseits der Donau geflattert. Nach Beendigung des Tedeums schmückte der Fürst jede der Fahnen mit dem Donaukreuze und die Fürstin bekränzte sie mit Blumen. Nachdem die Fahnenträger unter rauschenden Musikklängen, in die sich der Jubel der Menge mischte, wieder in Reih und Glied getreten waren, ward der Tagesbefehl des Fürsten verlesen, der in dem kurzen, vielsagenden Satz gipfelte: „Ich danke Euch, Kinder!“

Während die Fürstin ihr Gefährt bestieg, setzte sich der feierliche Zug in Bewegung, vor dem Fürsten die Verwundeten und die eroberten Fahnen, hinter ihm sein glänzender Stab, darauf der Kriegsminister General Cernat mit seinem militärischen Gefolge, die Musikchöre aller Infanterie-Regimenter sowie die Fahnen der Linien- und Territorial-Infanterie schlossen sich an, ihnen folgten in langen Zügen die Truppen. Am Beginn der Einzugsstraße, am zweiten Rondell der Chaussee, war ein prächtiger Triumphbogen errichtet worden, vor welchem der Bürgermeister im Namen der

Einzug des siegreichen Heeres in Bukarest (20. Oktober 1878).

Stadt sowie der Minister des Innern im Namen aller Abordnungen des Landes den Fürsten als den heldenhaften Führer der tapferen Armee begrüßten, worauf Fürst Karl erwiderte: „Die Liebe und die Freude, mit der heute die Hauptstadt und das ganze Land durch seine Delegierten das Heer empfängt, ist der schönste Lohn für alles auf den Gefilden Bulgariens erduldete Ungemach. Im Namen meiner tapferen Soldaten danke ich Euch von Herzen für den glänzenden Empfang, den Ihr ihnen bereitet, und für die patriotischen Worte, die Ihr an uns gerichtet habt! Ja, das Land kann stolz sein auf seine Söhne, mit Zuversicht sind sie in den Kampf gezogen, als Helden sind sie heimgekehrt. Von jetzt ab kann unser teures Vaterland ruhig sein: ein Volk, das sein Blut für seine Unabhängigkeit vergossen hat, wird auch für sein ferneres Erstarken und Gedeihen heldenmütig zu streiten wissen!“

Der begeisterte Jubel, den diese Worte erweckt, pflanzte sich bei den unzähligen Tausenden fort, als der Fürst an der Spitze seiner Truppen weiterritt, die Chaussee entlang und durch die Hauptstraße, deren bisheriger Name in Viktoria-Straße umgetauft worden war, nach dem Theaterplatz, auf dem der Vorbeimarsch erfolgte und auch die eroberten Geschütze vorübergeführt wurden. —

Die Mehrzahl der Staaten erkannte die Unabhängigkeit Rumäniens an, es wurde die Errichtung rumänischer Gesandtschaften bei den europäischen Mächten beschlossen und seitens des Ministeriums der Fürst gebeten, den Titel „Königliche Hoheit“ anzunehmen, da dieser seiner Stellung und Würde entspreche. In der zweiten Novemberhälfte erfolgte die Besitzergreifung der Dobrudscha, auf die der Fürst in seiner die Kammer am 27. November eröffnenden Thronrede Bezug nahm, betonend, daß jede Kriegsgefahr geschwunden und Rumänien in die europäische Staatenfamilie aufgenommen sei. Des weiteren ward

in der Rede bemerkt, daß die Kammern auf konstitutionellem Wege die Möglichkeit geben können, den Erwartungen Europas zu entsprechen und aus dem Fundamentalpakt des Landes die politische Ungleichheit aus Glaubenssätzen auszumerzen, welche diesem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr angemessen sei; ferner plane man eine neue Verteilung von Grund und Boden an die Bauern und auch sonstige wichtige Verbesserungen im inneren Staatsleben, nicht minder in der Organisation des Heeres.

So schloß nach schweren äußeren und inneren Kämpfen das Jahr 1878 in zufriedenstellender Weise für Rumänien ab, ein ereignisvolles Jahr, das, wenn es auch nicht der bitteren Enttäuschungen entbehrt, doch ein siegreiches und ruhmvolles für das Land gewesen wie für den Fürsten, der sich in den schwersten Tagen und Stunden des blutigen Kampfes und des verborgenen Zwistes als weiser und entschlossener Führer in der Tat wie beim Rat gezeigt. Voll pflichttreuer Energie hatte Fürst Karl die Worte verwirklicht, die er mehrere Jahre zuvor in dunklen Stunden an den Fürsten Bismarck geschrieben: „Wie der Kapitän auf stürmischer See Tag und Nacht auf seinem Posten ausharren muß, so auch ich. Die Grundwellen jagen mein Schiff bald hoch, bald tief, aber so wahr mir Gott helfe, ich werde es nicht scheitern lassen!“

SIEBZEHNTER ABSCHNITT.

Nach dem Kriege.

Russisch-rumänische Auseinandersetzungen. — Die Beschlüsse der Berliner Konferenz. — Bessarabien und die Dobrudscha — Schwere Zeiten — Bismarck und Rumänien. — Endliche Lösung — Regelung der Judenfrage und Rückkauf der Eisenbahnen. — Anerkennung Rumäniens seitens der Großmächte. — Innerer Aufschwung. — Der 22. Mai 1881. — Besuch der deutschen Heimat seitens des Fürstenpaares. — Anfnahme in Berlin. — Beim Kaiser Wilhelm und beim Fürsten Bismarck — Die Regelung der Erbfolge. — D. Sturdzas Denkschrift.

So Großes auf blutigem Kampffelde erreicht war, so Vieles blieb noch in friedlicher Arbeit zu tun übrig, um das nach außen gefestete Haus im Innern auszubauen, damit es allen Stürmen gewachsen wäre. Das betonte auch Fürst Karl am Neujahrstage 1879 in seiner Erwiderung auf die Glückwünsche des Ministeriums, hervorhebend, daß auch im kommenden Jahre noch viele Schwierigkeiten zu überwinden seien; er hoffe aber, daß er im Verein mit der Regierung imstande sein würde, die friedliche Entwicklung Rumäniens zu sichern.

Bessarabien war Rußland überliefert worden, nicht in der von russischer Seite gewünschten feierlichen Weise, sondern in der von der Deputiertenkammer beschlossenen Form: „Die Kammer ermächtigt die Regierung, sich dem Gesamtwillen Europas zu fügen, indem sie die Zivil- und Militärbehörden aus Bessarabien zurückruft und Besitz ergreift von der Dobrudscha, dem Donaudelta und der Schlangeninsel."

Diese Besitzergreifung vollzog sich aber nicht so leicht und führte zu den verschiedensten Mißhelligkeiten mit Rußland, hauptsächlich wegen der Grenzfrage zwischen Bulgarien und der Dobrudscha und wegen der beiden wichtigen Punkte Arab-Tabia und Silistria, die

Rumänien für sich zu behalten wünschte, die ihm aber von Rußland streitig gemacht wurden. Es kam im Verlauf der nächsten Wochen und Monate zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den beiden Regierungen, wobei Rumänien, das sich bereits auf die ernstesten Ereignisse vorbereitet hatte, sehr energisch seinen Standpunkt vertrat, sich aber endlich den Beschlüssen der europäischen Mächte, die zur Nachgiebigkeit rieten, fügte, in leidiger Befolgung der Worte Lord Beaconsfields, der auf die rumänischen Beschwerden geantwortet: „In der Politik ist Undank oft das Entgelt für die besten Dienste!"

Noch immer hatte Rumänien viel mit dem Mißtrauen der übrigen Mächte zu kämpfen; man gönnte ihm nicht recht die Bewegungsfreiheit oder konnte sich zunächst nicht an dieselbe gewöhnen, die der junge Staat im Gefühl seiner kraftvoll errungenen Selbstständigkeit tun wollte und tun mußte. Allerhand Beschlüsse, die für das Fürstentum wichtig waren, wurden bekrittelt und falsch ausgelegt, jeder weitere Schritt auf der vom Herrscher fest vorgezeichneten Bahn ward mit Argwohn verfolgt. Die ganze politische Einsicht und weise Mäßigung des Fürsten Karl gehörten dazu, all diese verschiedenen Klippen zu überwinden, die leicht zu erheblichen Reibungen führen konnten.

Nicht minder schwere Sorgen bereitete dem Fürsten wie seiner Regierung die endgültige Regelung der Judenfrage, die durch den Berliner Kongreß verlangt worden war, und von deren befriedigender Lösung die wichtigsten Mächte, vor allem Deutschland, Oesterreich, Frankreich und England, die Anerkennung der Selbständigkeit Rumäniens abhängig machten. Jener Kongreßbeschluß hatte die aufrichtige Durchführung der Rechtsgleichheit aller Bewohner Rumäniens ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses gefordert, aber die Kammern sowohl wie die überwiegende Mehr-

zahl der Bevölkerung widersetzten sich aus verschiedenen Gründen der Verwirklichung dieses Wunsches, und vor allem war in der Moldau, in der ein großes Judenproletariat wohnte, der Widerstand ein sehr starker. Um den Kongreßbeschluß auszuführen, mußte die rumänische Verfassung einer Aenderung unterworfen werden, und da die gegenwärtigen Kammern kaum hierfür eine Mehrheit ergeben hätten, wurde ihre Auflösung verfügt, um möglichst schnell den Revisionskammern Platz zu machen, die vielleicht geneigter waren, den Anforderungen des Berliner Vertrages zu entsprechen.

Fürst Karl begab sich Ende April nach der Moldau, um durch sein persönliches Erscheinen die erregten Gemüter zu besänftigen und durch vielfache Rücksprachen zur Nachgiebigkeit zu raten. Der ihm dort bereitete Empfang war freudigster Art. Er benutzte jene Tage zu zahlreichen Besichtigungen der Kirchen, Schulen, Kasernen, Hospitäler, Gefängnisse und eingehenden Truppeninspizierungen, den Eindruck mit heimnehmend, daß er diese wichtige Fahrt nicht vergeblich unternommen.

Zurückgekehrt, wohnte er am 22. Mai der diesmal ganz besonders erhebenden Feier seiner einstigen Ankunft in Rumänien und der Unabhängigkeitserklärung bei. Mit derselben war die Uebergabe eines ihm von der Armee als Zeichen ihrer Dankbarkeit gewidmeten kostbaren Ehrensäbels verbunden, den der zu Pferd vor dem Denkmal Michaels des Tapferen haltende Fürst ergriff mit den weithin hallenden, stürmischen Jubel erweckenden Worten: „Mit Stolz nehme ich diese Waffe entgegen als ein Zeichen der Hingebung meiner teuren Armee, die durch ihren Heldenmut die ruhmreichen Zeiten der Vergangenheit neu belebt hat! Ich nehme sie an in Erinnerung an die große Epoche, die wir zusammen durchkämpft, indem wir Sorgen und Leiden, Gefahren und Hoffnungen teilten, und aus der

wir ehrenvoll hervorgegangen sind! — Wenn uns das Herz lauter schlägt bei dem Gedanken an die gefallenen Helden, so wollen wir doch nicht klagen, denn aus ihren Gräbern ist die Unabhängigkeit des Landes erblüht! — Möge Gott der Herr geben, daß dieser Säbel eine lange Reihe von Jahren in tiefem Schlafe ruhe! Sollte er aber dereinst zum Kampfe gezogen werden, so möge es sein, um ein Heer von Helden zum Siege zu führen! Es lebe unsere tapfere Armee!"

Auch die Fürstin Elisabeth empfing in jenen Erinnerungstagen einen rührenden Beweis, wie sehr gerade die unteren Volkskreise ihre aufopferungsvolle Tätigkeit während des Feldzuges und ihre Sorge um die Leidenden in friedlicher Zeit zu schätzen wußten. An einem Sonntage hatte sich wieder einmal ein dichter Menschenstrom aus nahen und entfernteren Ortschaften nach Sinaia ergossen. Als sich das dort auf kurze Zeit zur Erholung weilende fürstliche Paar, von einem Spaziergange heimkehrend, dem Kloster zuwandte, trat plötzlich eine schwarzgekleidete Frau der Fürstin entgegen. „In der vorgestreckten Hand schien sie etwas überreichen zu wollen", berichtet ein Augenzeugin. Fürstin Elisabeth, die ein Bittgesuch vermutete, wollte es in gewohnter Weise entgegennehmen. Allein mit der dem rumänischen Volke eigenen Hoheit trat die Frau einen Schritt zurück und sprach: „O nein, ich bitte um nichts, ich brauche nichts! Ich bin die Witwe eines Metzgers und habe keine Tochter, der ich meinen langbewahrten Familienschmuck vererben könnte. Ihr aber seid die Mutter der Armen und Verwundeten und habt soviel Gutes an uns getan! Ich finde keinen würdigeren Arm als den Eurigen, um fortan mein Kleinod zu tragen, und so bitte ich Euch, nehmt es an, ich schenke es Euch." Damit übergab sie der Fürstin ein goldenes Armband von alten römischen Münzen. Ueberrascht und sehr bewegt empfing die fürstliche Frau mit Worten tiefgefühlten Dankes die Gabe, die fortan zu

ihren von ihr am meisten gewürdigten Schmucksachen zählte.

Es waren erregte und bewegte Frühjahrswochen, die das Fürstenpaar — Fürstin Elisabeth noch dazu leidend, aber, ungeachtet ärztlichen Rates, bei ihrem Gemahl verbleibend — durchlebte. Seinem Vater schrieb der Fürst am Schluß eines längeren Briefes: „Meine Zeit ist durch zahllose Geschäfte sehr in Anspruch genommen. . . . Die fortwährende Arbeit und Beschäftigung, die hunderte von Interessen sind es, die mich aufrechterhalten und mir die Kraft geben, etwas zu leisten; sonst würde ich erdrückt werden und in den zahllosen Intriguen, die einen umstricken, untergehen!“

Der Fürst und seine Regierung befanden sich in einer außerordentlich schwierigen Lage. Im Lande selbst wurden sie angegriffen, weil sie der jüdischen Bevölkerung Gleichberechtigung verschaffen wollten, das Ausland dagegen beschuldigte sie, nicht liberal genug den Forderungen der Zivilisation Rechnung zu tragen.

Die Wahlvorbereitungen wurden überall auf das eifrigste betrieben; die Mitte Mai stattgefundenen Wahlen, welche übrigens in Ruhe verliefen, ergaben ein Drittel Oppositioneller, so daß man hoffen durfte, endlich zum Ziel zu gelangen. Das hob auch der Fürst in seiner Thronrede hervor, mit der er am 3. Juni die Revisionskammern eröffnete, auf die Abänderung des Artikels 7 der rumänischen Verfassung hinweisend, der nach den Beschlüssen der Berliner Konferenz formiert werden sollte, betonend, daß, wenn bisher dieser Artikel anders gelautet, dies nicht aus religiösen, sondern aus rein materiellen und sozialen Gründen geschehen wäre, und der Fürst setzte ausdrücklich hinzu: auch wenn man dem Wunsche der übrigen Mächte im allgemeinen entspräche, müßte es sich Rumänien jedenfalls vorbehalten, die Ausführungen im einzelnen

so zu bestimmen, wie sie die Interessen des Landes erforderten.

Nach langem Hin und Her und nachdem die Kammern vertagt worden waren, fand endlich im Oktober unter dem provisorischen Ministerium J. Bratianu die entsprechende Abänderung der Verfassung statt, indem jener Artikel 7 den Wortlaut erhielt: „Der Unterschied der Religion bildet kein Hindernis für die Ausübung der bürgerlichen Rechte. Jede fremde oder in Rumänien geborene Person kann das Indignat erlangen," mit dem ferneren Zusatz: „Das Indignat kann nur individuell gewährt werden." Gleich nach der Einführung dieses Gesetzes wurde nahe an tausend Juden das bürgerliche Recht verliehen.

War diese große Schwierigkeit glücklich überwunden, so war noch eine weitere, für den Staat und seine ruhige Entwicklung ungemein wichtige zu lösen, und zwar der Rückkauf der Eisenbahnen, wodurch ein für allemal die Ansprüche der deutschen Interessenten befriedigt werden sollten. Auch hier stellten sich den rumänischen Wünschen zahllose und immer neue Hindernisse entgegen und bereiteten dem Fürsten wie seinen Ratgebern sorgenreiche Tage und Wochen.

Der Fürst konnte daher in diesem Jahre keinerlei Urlaubsreise antreten, wie er auch nicht seinen großen Wunsch, der goldenen Hochzeitsfeier des greisen Kaiserpaares in Berlin beizuwohnen, zu erfüllen vermocht. Und er war der Ruhe und Ausspannung bedürftig, verlangend nach einem Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern wie einer Aussprache mit dem Vater, dem er bereits zu Beginn des Jahres geschrieben, ihm innig dankend für die Verleihung des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern:

„Empfange meinen wärmsten Dank für diesen neuen Liebesbeweis, der meinem Herzen sehr wohl getan, dessen es aber nicht bedurft hat, um mich zu überzeugen, daß Du mit Deinem Sohne zufrieden bist. Ich

weiß es, und in all Deinen Briefen hast Du es mir wiederholt ausgesprochen; dies ist auch die größte Genugtuung für mich, der schönste Lohn für all die schweren Kämpfe und für die vielen Opfer, die ich bringen muß, ein Trost in meinem Herzenskummer! Ja, Kummer, denn die jahrelange Trennung von meinen Eltern und Geschwistern nagt fortwährend an meinem Herzen. Es gehört fürwahr mehr Energie und Mut dazu, dieselbe äußerlich ruhig zu ertragen, als sich vorübergehenden Gefahren auszusetzen: von diesen bleibt die angenehme Nervenaufregung, dagegen von jener die ewige Trauer über die verlorene Zeit, die man fern von seinen Lieben verlebt, und ein tiefer Herzensschmerz. In den letzten Wochen sagte ich öfters zu meinen Ministern, halb scherzweise, halb im Ernst, daß ich streiken wolle, worauf sie mir antworteten, ob ich sie allein mit den Russen lassen wolle? — Den ersten günstigen Augenblick werde ich aber ergreifen, um zu Euch zu eilen. Wir bedürfen auch durchaus der Ruhe und des Luftwechsels, denn wir beide sind müde und abgespannt von zu anstrengender Arbeit und fortwährender Aufregung durch die politischen Ereignisse und heiklen Fragen, die uns fast täglich beschäftigen!"

In dieser ernsten und ereignisvollen Zeit mußten persönliche Wünsche und Empfindungen zurückgedrängt werden. Dagegen bestimmte der Fürst seine Gemahlin, die von den Aerzten dringend geratene Erholungsreise Anfangs August anzutreten, behufs eines längeren Aufenthalts an der See und im Gebirge. Der Fürst begleitete sie bis nach Turnu-Severin, auf der Rückfahrt den Vortrag D. Sturdzas, der dem Kabinett als Finanzminister angehörte und der gerad' aus Berlin von den Beratungen in der Eisenbahnangelegenheit zurückgekehrt war, entgegennehmend. Sturdza berichtete hierbei über seine in der zweiten Julihälfte stattgefundenen Verhandlungen mit Bismarck, der zugab, daß der Berliner Kongreß Rumänien eine schwere Aufgabe

gestellt habe; erfüllt müsse sie aber werden. Artikel 44*) bilde einen wesentlichsten Bestandteil eines großen, internationalen Aktes, und für ein kleines Land sei es nicht gut, außerhalb des internationalen Rechtes zu bleiben: es hänge dann wie an einem Faden, an dem jeder nach Gutdünken ziehen könne. Besonders schlimm würde das für Rumänien sein, welches zwischen zwei mächtigen und gleich gefährlichen Nachbarn eingekeilt sei; Rumänien müsse sich also Freunde schaffen, und zwar uninteressierte und aufrichtige Freunde. Gewisse russische Kreise arbeiteten in Rumänien gegen den Berliner Vertrag, aber auf solche Einblasungen zu hören, habe noch keinem Lande Vorteil gebracht. Rumänien bilde gewissermaßen eine eiserne Barriere zwischen Bulgarien, das eine russische Provinz jenseits der Donau zu sein scheine, und dem eigentlichen Rußland. In des letzteren Interesse liege es, diese Barriere niederzureißen, und deshalb sei es für Rumänien das Natürlichste, sich an Deutschland und Frankreich zu halten, also an die zwei Mächte, von denen es nicht nur nichts zu fürchten, sondern sogar Schutz und Hilfe zu erwarten habe. Das erste, was Rumänien zu tun habe, sei, daß es den Berliner Vertrag loyal ausführe. Der Artikel 44 sei aus der Anregung Italiens und Frankreichs hervorgegangen, Deutschland habe sich dem nicht widersetzen können, weil es sich darin um allgemeine Prinzipien handle, die in allen zivilisierten Staaten herrschten — in Rußland zwar befolge man sie nicht, aber es komme auch nicht darauf an, sie von der ganzen Welt anerkannt zu sehen, sondern nur darauf, daß Rumänien sich zu d e m bekenne, was im Berliner Vertrag stehe, und zwar ohne Rückhalte und ohne Hintergedanken! Deutschland stelle keine großen Anforderungen, sondern verlange nur das, was Frankreich und Italien wollten; es werde so viel wie möglich daran

*) Dieser Paragraph verlangte die Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse.

mildern. Fürst Bismarck verstehe wohl, daß man in einer so wichtigen Frage nicht im Eilmarsch, sondern in Etappen vorgehen müsse. In Rumänien gebe es viele Juden, und zwar seien sie in gewissen Teilen des Landes zusammengedrängt; daß früher keine einschränkenden Gesetze gegen ihre Einwanderung existiert hätten, sei ein Mangel an Voraussicht gewesen, der heute die Lage sehr erschwere. Die Rumänen müßten den Kampf auf ökonomischem Gebiete eröffnen: arbeiten und sparen, Bodenkreditbanken auf Gegenseitigkeit gründen usw. Solche Banken hätten viel dazu beigetragen, den preußischen Grundbesitz zu kräftigen. Deutschland wünsche freundschaftliche Beziehungen mit Rumänien zu unterhalten. Bis vor einiger Zeit habe Rumänien Deutschland etwas „cavalièrement" behandelt, was nicht klug gewesen und verstimmt hätte. Um die Beziehungen zwischen den beiden Ländern besser zu gestalten, müsse die Eisenbahnfrage aus der Welt geschafft werden. Bismarck ging dann des näheren auf dieselbe ein, bemerkend, welch großes Interesse Deutschland an der zufriedenstellenden Regelung hätte, da ja 100 Millionen Mark deutschen Kapitals in den rumänischen Eisenbahnen steckten und an diesem Geld hochstehende Herren wie schlichte Droschkenkutscher beteiligt wären — „mit einem Worte fast ganz Berlin!" Es sei eine peinliche Geschichte, aus der jeder herauskommen wolle: „Der Kelch muß geleert werden; wir müssen die Sache austragen, im rumänischen Interesse so gut wie im deutschen!" Und Bismarck hatte hinzugefügt: „Erledigen Sie also diese zwei Fragen so schnell wie möglich, um unter die unabhängigen Staaten zu gelangen; das ist eine große Sache und nicht zu verachten, besonders im Hinblick auf die Zukunft! Ein unabhängiges Rumänien fällt in den orientalischen Fragen sehr ins Gewicht. Sie haben Feinde, sie müssen auch Freunde erringen. Frankreich und Deutschland sind Ihre natür-

lichen Freunde — die müssen Sie gewinnen und festhalten, denn Sie werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden haben. Zwischen Deutschland und Rumänien gibt es ohnehin mancherlei Bande, das stärkste ist der Fürst, der, ehe er Rumäne wurde, zu den unseren zählte! Auch ein Handelsvertrag müßte abgeschlossen werden; Deutschland sieht seinen Handel mit Rumänien zum Vorteil anderer Länder abnehmen. Rumänien hat 2500 deutsche Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohner. Es könnte 10 Millionen haben, — welche Macht wäre es dann! Heute sind seine Schulden zu bedeutend, aber mit 10 Millionen, was könnte es da nicht machen! Die Türkei zerfällt; niemand kann ihr wieder aufhelfen! Rumänien hat eine große Rolle zu erfüllen, aber dazu muß es weise, vorsichtig und fest sein. Ich hoffe, daß Rumänien auf der Höhe der beiden schwebenden Fragen sein wird, auf der Höhe der Lage; Deutschland wird ihm dann gern seine Freundschaft beweisen.“ —

Aus der drückenden Hitze der Hauptstadt suchte Fürst Karl Anfangs August Sinaia auf, die alten, bescheidenen Klosterräume beziehend. Er konnte diesmal größtenteils die Bahn benutzen; auch die Strecke von Sinaia nach Predeal, nahe der ungarischen Grenze, und von dort bis Kronstadt war fertigestellt worden. Sie ermöglichte es dem Fürsten, sich am 12. August mittelst Sonderzuges nach Kronstadt zu begeben, um den dort zu einer Besichtigung eingetroffenen Erzherzog Albrecht, der dem Fürsten seinen Besuch angekündigt, zu begrüßen und ihn am Nachmittag nach Sinaia zu geleiten. Dort fand ein jubelnder Empfang des österreichischen Kriegshelden statt, den der Fürst in seinem der alten rumänischen Post nachgebildeten Achtgespann, dessen mit Schellen behängte und bunt bebänderte Pferde von Postillonen in malerischer Tracht geritten wurden, nach dem Kloster fuhr, begleitet von einer Schwadron Calaraschen, während als

Ehrenwache die Jäger aufgestellt waren und vor dem Erzherzog vorübermarschierten. Noch vor dem Diner zeigte Fürst Karl seinem Gast auf einem längeren Spaziergange die Schönheiten des Prahovatales und plauderte nach dem Essen noch bis in die Nacht hinein mit ihm, wobei sich der Erzherzog viele Einzelheiten aus dem letzten Feldzuge erzählen ließ und sich sehr anerkennend über die junge rumänische Armee äußerte. Am folgenden Morgen begleitete der Fürst den Erzherzog bis Predeal, sich dort herzlichst von ihm verabschiedend. Der Besuch, der auswärts viel beachtet worden, wurde, wozu keinerlei Veranlassung vorlag, auch politisch gedeutet. Mit ihm hing zusammen, daß kurz danach, am Tage vor dem Geburtsfeste des österreichischen Kaisers, die Offiziere des Kronstadter Husarenregiments einen Ritt nach Sinaia unternahmen und sich dem Fürsten gemeinsam vorstellten. Er lud sie zu Tisch ein und hob in seinem Trinkspruch hervor, daß es ihm eine besondere Genugtuung sei, am Vorabend des Geburtstages des Kaisers Franz Joseph auf dessen Wohl im Kreise seiner braven Offiziere das Glas zu erheben. Der Oberst antwortete, daß sein und seiner Kameraden Hoch nicht nur dem Wohle des Regenten eines befreundeten Nachbarlandes gelte, sondern auch dem Feldherrn der tapferen rumänischen Armee, deren Sieg jedes Soldatenherz mit Freude erfüllt habe. Seinem Vater schrieb der Fürst unterm 20. August: „Mein Aufenthalt hier, vor dem mir anfänglich, ohne Elisabeth, bange war, ist so belebt, daß ich kaum einen freien Augenblick habe. Sinaia ist in diesem Jahre der reine Taubenschlag, und die neue Eisenbahn bringt täglich hunderte von Menschen her. Bukarest ist dadurch meinem Sommeraufenthalte näher gerückt, die Geschäfte gehen ohne Unterbrechung fort und lassen mir weniger Zeit als sonst zum Ausruhen: jeden zweiten Tag habe ich einen Minister zum Vortrag." —

Ende September empfing der Fürst in Bukarest den Besuch des ihm nahe befreundeten Fürsten Alexander von Bulgarien, der ihm seit seiner Erwählung auf Bulgariens Thron schon des öfteren sein bedrücktes Herz ausgeschüttet. Der ältere und erfahrenere Freund konnte jetzt in manch' mündlicher vertrauter Unterhaltung dem teilweise schon recht entmutigten jungen Fürsten auf Grund seiner eigenen Erfahrungen guten Rat erteilen und ihn zur Geduld ermahnen.

Am 26. Oktober trat der Fürst, vom Minister Cogalniceanu begleitet, seine Fahrt nach der Dobrudscha an, überall freudig empfangen, auch seitens der zahlreichen türkischen Bevölkerung. Die Reise ging bis Konstanza, dessen Hafenanlagen fast alles zu wünschen übrig ließen. Hier — wie überhaupt im neuen Gebiet — energisch Wandel zu schaffen, nahm sich der Fürst vor: weite Pläne, Rumänien auch auf dem Meere sicher und stark zu machen, beschäftigten ihn, als er von der Mole auf die rauschenden Wellen hinausblickte! —

Am Tage nach seiner Rückkehr, am 2. November, traf Fürstin Elisabeth, gesundet und erfrischt, in Bukarest ein; sie war ohne Aufenthalt durch Wien gefahren, um nach längerer Abwesenheit wieder an der Seite des teuren Gemahls zu weilen.

Das ablaufende Jahr brachte in der Kammer und im Senat die Eisenbahnfrage zur Erörterung, ohne daß die deutschen Wünsche erfüllt wurden, ja, die deutsche Regierung drohte sogar mit einem Abbruch ihrer Beziehungen. Der Fürst war fortgesetzt bestrebt, diesen schroffen Gegensatz zu mildern und einen guten Ausweg für beide Teile zu finden. Bratianu und Sturdza, die, an einem zufriedenstellenden Ergebnis verzweifelnd, um ihre Entlassung gebeten, wußte er zu bewegen, auf ihren Posten zu verbleiben, mit Deputierten und Senatoren nahm er persönliche Fühlung, sie auf die große Gefahr aufmerksam machend, wenn sie sich unbeugsam zeigten.

Während viele es nicht mehr erwarteten, erhoffte der Fürst einen befriedigenden Ausgang, seinem Vater schreibend: „Wir werden das Weihnachtsfest still verleben und mit unseren Gedanken voll Sehnsucht in Eurer Mitte weilen. Obwohl es um uns herum fort-

Fürst Karl. Nach dem Gemälde von Healy (1880).

während wetterleuchtet, und scheinbar drohende Gefahren von Konstantinopel und Sofia heraufziehen, so klärt sich doch der rumänische Horizont auf und verspricht uns in nicht zu ferner Zeit gutes Reisewetter!“

Die Erwartung des Fürsten sollte sich erfüllen, noch ehe der Januar des neuen Jahres 1880 abgelaufen. Am 27. Januar nahm, den deutschen Wünschen ent-

sprechend, die Kammer die Eisenbahnkonvention in ihrer ursprünglichen Fassung an! Eine schwere Sorge war hierdurch von Rumänien genommen worden, auch in diesem Falle hatten sich die Worte erfüllt, die

Fürstin Elisabeth. Nach dem Gemälde von Healy (1880).

Fürstin Elisabeth ihrem Gemahl in eine ihm vor dem Kriege geschenkte Taschenuhr hatte eingravieren lassen:

„Stehst Du auch auf schwankem Borde,
Türmen sich auch Wogenwellen,
Immer sei mein Held am Steuer
Unverzagt bis an das Ende!“

Am 20. Februar erfolgte die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens seitens Deutschlands, Englands und Frankreichs, die übrigen Großmächte schlossen sich bald an.

Am 9. März empfing der Fürst in Privataudienz den neu ernannten deutschen Gesandten Grafen Wesdehlen, der einen eigenhändigen Brief des deutschen Kaisers überreichte:

„Berlin, 5. März 1880. Bester Vetter! Endlich sind wir am Ziele unserer so lang gehegten Wünsche angelangt! Schwere und unerfreuliche Kämpfe hat es gekostet, um dahin zu kommen, Dich selbständig in der Welt dastehen zu sehen! Möge das Sprichwort in Erfüllung gehen: ‚Was lange währt, wird gut!' — Die Sympathien, die ich stets für Dich als Hohenzollern und für Deine Person empfunden, habe ich nie verleugnet; aber wo viele zum selben Ziele gelangen wollen, und jeder seinen Weg geht, bis man endlich sie alle unter einen Hut bringt, das erfordert Zeit und manches Opfer! Daher mußte auch ich temporisieren, um Dich endlich vor der Welt anerkennen zu können! — Gott gebe seinen Segen zu Deiner nunmehr selbständigen Regierung und segne Dich, Deine Gemahlin und Dein Land! — Dein treuer Vetter und Freund Wilhelm."

Einige Wochen später verlieh Kaiser Wilhelm dem Fürsten den hohen Orden vom Schwarzen Adler, den in feierlicher Audienz der oben erwähnte deutsche Gesandte mit einem sehr herzlichen Handschreiben überreichte. Das war eine froh begrüßte Anerkennung der so schwer errungenen Selbständigkeit des Fürsten, der auch nach dem Kriege noch manche Geduld- und Kraftprobe gegeben, um das rumänische Staatsschiff sicher zu leiten und vor gefährlichen Zusammenstößen zu bewahren.

In der ersten Märzhälfte begab sich im Auftrage des Fürsten Ministerpräsident Bratianu nach Berlin, um dem Kaiser, dem Kronprinzen und dem Fürsten

Bismarck den Orden des „Sterns von Rumänien“ zu überbringen.

In dem Begleitschreiben an den Fürsten Bismarck hieß es, nachdem der Fürst dankbar der früheren Ratschläge des Kanzlers und des Krieges gedacht: „Meine junge Armee hat in diesem blutigen Drama ihre Schuldigkeit getan, und mein Land zweifelte nicht, daß ihm seine Opfer reichlich vergolten werden würden. Der Erfolg erfüllte auch die langgehegten Erwartungen und befreite Rumänien von den demütigenden Fesseln einer nominellen Oberlehnsherrlichkeit; die Friedensverträge aber bargen manch bittere Enttäuschung, und die auf dem Schlachtfelde errungene Unabhängigkeit wurde an harte, nicht leicht zu erfüllende Bedingungen geknüpft. Es gehörte große Langmut und viel Selbstvertrauen dazu, dieselben ohne gewaltsame Erschütterung im Innern auf verfassungsmäßigem Wege durchzuführen. — Hierin lagen die bedeutenden Schwierigkeiten der letzten Jahre, die natürlich von Kämpfen und Sorgen erfüllt waren und die Fortschritte des Landes hemmten. Heute nun, wo die Artikel des Berliner Vertrags ausgeführt und die verwickelte Angelegenheit des Rückkaufs der rumänischen Bahnen, welche leider so oft einen Schatten auf die guten Beziehungen zu Deutschland warf, geregelt ist, sehen wir mit Vertrauen der Zukunft entgegen. Rumänien ist durch seine geographische Lage berufen, in der Entwicklung der Orientalischen Frage auch fernerhin eine wichtige Rolle zu spielen, und ist als Wächter der Mündungen der Donau, dieses größten deutschen Stroms, den deutschen Interessen nahegerückt. Denselben in jeder Weise Rechnung zu tragen, ist nicht nur unser aufrichtiger Wunsch, sondern steht auch vollkommen im Einklang mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Es wird demnach das Bestreben meiner Regierung sein, die uns so wertvollen Beziehungen zu dem durch E. D. zur ersten Macht erhobenen Deutschen Reiche auf das

sorgfältigste zu pflegen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Land in allen zukünftigen Konstellationen auf den wohlwollenden Schutz des Deutschen Reiches zählen kann."

Bratianu erfreute sich in Berlin einer ausgezeichneten Aufnahme, Bismarck lud ihn zu dem von ihm am 22. März den Botschaftern gegebenen Kaiser-Diner ein, in einem längeren Gespräch erwähnend, daß Rumänien Anspruch auf die Erhebung zum Königreich habe, und daß er diese Erhebung befürworten werde, hinzufügend, Rumänien hätte an Deutschland einen warmen Freund. In gleich herzlicher Weise drückten sich dem rumänischen Abgesandten gegenüber der Kaiser und der Kronprinz aus, rühmend der rumänischen Armee gedenkend, „die sich durch ihre Feuertaufe auf den bulgarischen Schlachtfeldern als würdige Schöpfung eines Hohenzollernfürsten erwiesen habe."

Auch Fürst Karl Anton ging in verschiedenen seiner Briefe auf die Königsfrage ein, in einem Schreiben vom 1. April bemerkend, daß jene Wandlung des Fürstentums in ein Königreich seiner genauen Ermittlung nach noch aufzuschieben sei. In Berlin wäre man damit einverstanden, aber Frankreich und Oesterreich machten noch einige Schwierigkeiten, da sie befürchten, daß bei der Verwirklichung jenes Planes Serbien und Bulgarien mit gleichen Forderungen an die Großmächte herantreten könnten, was man zu vermeiden wünsche. In jenem Schreiben gedenkt der Fürst auch des kurz vordem geschlossenen Bündnisses Deutschlands mit dem Habsburger Reiche: „Die deutsch-österreichische Alliance hat in den Völkern deutscher Zunge so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie wohl niemals mehr rückgängig gemacht werden kann; sie ist aber auch eine der größten und anerkennenswertesten Taten Bismarcks."

Die alte treue Freundschaft und die offene Freude über die Erfolge des fernen Freundes sprachen von

neuem aus den Zeilen des deutschen Kronprinzen, in denen sich dieser für die Verleihung des rumänischen Ordens bedankte: „Wie seelenfroh bin ich, daß Du nebst Rumänien endlich anerkannt worden bist, und daß die leidige Angelegenheit, welche die Anerkennung bisher verhindert hatte, endlich aus der Welt geschafft ist! Ich persönlich litt geradezu unter der beständigen Verzögerung jenes Schrittes, erstens weil es Deine Person betraf, zweitens aber weil durch Strousberg eine Menge Unwissender hineingerissen worden war, die nun wieder flott gemacht werden sollten. Was lange währt, wird gut, kann hier recht eigentlich gesagt werden, und zum Glück sind Deine Geduld, Ausdauer und Hingebung nicht umsonst eingesetzt worden in diesem Kampfe, der Rumänien nach dessen glänzenden Kriegserfolgen so gewaltig zu Ansehen gebracht hat. Möchte nun eine Zeit hereinbrechen, wo das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Deinem Reiche sich noch weiter entwickelt und befestigt! Eure Stellung zu Rußland wird eine ungemein schwere sein; denn so sehr man den hochherzigen Gesinnungen des Zaren vertrauen kann, so wenig vermag man dies seiner Regierung gegenüber, wenn man unbefangenen Blickes das Walten der Agenten beobachtet, welche im Sinne der Panslawisten nach allen Seiten hin tätig sind und es schließlich der Regierung unmöglich erscheinen lassen, ihre schon so weit vorgedrungenen Landsleute zu desavouieren und aufzugeben! Man sollte doch meinen, daß Rußland schon groß genug sei und im Innern genügend zu tun habe, um seine Nachbarn in Frieden lassen zu können! Bulgarien kommt mir dabei wie eine russische Provinz vor, die nur des Winks gewärtig ist, sich einverleiben zu lassen, und schwerlich wird Battenberg, und besäße er noch so viel Einsicht und Entschlossenheit, im stande sein, wider das russische Fahrwasser anzusteuern! —“

Der Kronprinz machte in dem gleichen Briefe dem

Freunde Mitteilung von der Verlobung seines ältesten Sohnes Wilhelm mit der Prinzesssin Victoria von Schleswig-Holstein: „Gegenseitige tiefe Neigung hat beide zueinandergeführt, und so geht meiner Frau und mein aufrichtiger Wunsch in Erfüllung, diese durch Gaben des Geistes, Herzens und Gemüts, wie auch durch hoheitsvolle Anmut ausgezeichnete Prinzessin als Schwiegertochter begrüßen zu können. Gott gebe, daß dieser Herzensbund dem Reiche dereinst zum Segen diene! Eurer liebevollen Freundschaft empfehlen wir das junge Paar, dessen offizielle Verlobung, der tiefen Trauer der Braut wegen, dem größeren Publikum noch nicht sobald, wohl aber der Familie bekannt gegeben werden darf." Der Brief schloß: „Nun umarme ich Dich und Elisabeth aufs herzlichste, indem ich wie immer bin, mein lieber Karl, Dein treuer alter Freund Friedrich Wilhelm."

Zur gleichen Zeit traf beim Fürsten Karl ein längeres Schreiben des Grafen Gyula Andrassy ein, dem anläßlich seines Rücktritts ins Privatleben der Fürst geschrieben hatte. Der hervorragende Staatsmann Oesterreich-Ungarns kam auf die aufrichtigen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rumänien und dem Habsburgerreiche zu sprechen, für die er, soviel er es nur vermocht, stets nachdrücklich eingetreten war. Er bemerkte dann wörtlich: „Nach meiner Ansicht, die ich nun als Privatmann unumwunden aussprechen kann, hat Rumänien sowohl in seinem nationalen, als im europäischen Interesse den gleichen Beruf wie Oesterreich-Ungarn — eine wirksame Barriere zu bilden gegen die Slawisierung eines Teils von Europa und speziell des Orients. Es ist ihre gemeinsame Aufgabe, das Zusammenfließen der nord- und südslawischen Elemente zu verhindern. Eine Abweichung von dieser Richtung würde für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang nach sich ziehen müssen." Sodann hob er hervor, daß auch

Kaiser Franz Joseph seine, des Grafen Anschauungen über die Interessengemeinschaft beider Länder aus vollster Ueberzeugung teile, ebenso das Vertrauen in die staatsmännische Weisheit und die gutdeutsche Loyalität des Fürsten Karl. Andrassy kam dann auf das deutsch-österreichische Bündnis zu sprechen, das nicht auf persönlichen Beziehungen beruhe, sondern auf einer gesunden Realpolitik, und das er als ein bleibendes und festes betrachtete. Er fuhr dann fort: „Was Rumänien anlangt, so hat dieses nach meiner unmaßgeblichen Meinung nur zu wollen, um in einem gegebenen Augenblick der Dritte im Bunde zu sein; es hat nur in geeigneter Weise zu erklären, daß es entschlossen ist, für den Fall, daß es angegriffen würde, seine natürliche Anlehnung an die beiden Reiche zu vollziehen. Durch eine solche Erklärung würde Rumänien nur tun, was Oesterreich und Deutschland schon getan haben — im vorhinein markieren, wo es im Falle eines Angriffs seine Stütze suchen würde! Eine solche, wenn auch nur einseitig ausgesprochene Erklärung würde die beiden anderen Staaten moralisch binden, den Fall ausgenommen, daß die letzteren dieselbe von vornherein zurückweisen wollten, was sie aber wohl schon als Garanten des Berliner Friedens weder tun würden noch könnten!“

Auch Fürst Bismarck verbreitete sich in einem Briefe an den Fürsten, in welchem er ihm seinen herzlichen Dank für die Verleihung des „Sterns von Rumänien“ ausdrückte, über allerhand Rumänien betreffende politische Fragen: „Daß die Errungenschaften, die der Frieden brachte, abgesehen von der Lösung der Beziehungen zur Pforte, den Leistungen und der Tapferkeit des Heeres E. K. H. nicht äquivalent waren, bedaure ich mit Höchstdemselben; aber bei der Massenhaftigkeit und dem Schwergewicht der Mächte, von welchen Rumänien umgeben ist, und bei der Schwierigkeit, zwischen denselben einen modus vivendi zu

sichern, der uns einstweilen Frieden gewährt, wußte auch ich keinen gangbaren Ausweg, auf welchem sich größere Vorteile für Rumänien hätten erreichen lassen. Die Schwierigkeit der historisch gegebenen Situation ist die, daß jenseits der Donau die nationalen Anknüpfungspunkte für eine Verstärkung Rumäniens fehlen, und auf der anderen Seite die stammverwandten Bevölkerungen den beiden großen Nachbarreichen angehören, mit welchen in Frieden zu leben für die Konsolidierung der Zustände ein Bedürfnis ist, und von welchen wenigstens Einen zum sicheren Bundesgenossen haben, immer das Ziel rumänischer Politik bleiben wird. In dieser geschichtlich gegebenen Situation war der Erwerb der Dobrudscha ein pis-aller, dessen günstige Seite — der Besitz der Seeküste — in der weiteren Entwicklung der Verhältnisse sich als steigender Wert herausstellen wird." —

Nachdem sich die Verhältnisse nach außen hin geklärt, konnte Fürst Karl mit vermehrter Hingebung sich den Aufgaben widmen, welche die stets fortschreitende Entwicklung des Landes stellte. Mit aufrichtiger Befriedigung verfolgte er den durch die Gründung verschiedener Fabriken sich zeigenden Beginn einer rumänischen Industrie, ferner die Errichtung einer Sparbank, sowie der Nationalbank, deren Grundkapital 30 Millionen Franks betrug und die rasch einen wachsenden Umsatz erhielt. Der Staatshaushalt für 1880/81 belief sich auf über 117½ Million Franks, von denen 25 Millionen für die Armee vorgesehen waren; letztere wurde beständig vermehrt und auch mit einer sorgsamen Neubewaffnung versehen.

Unter all diesen günstigen Umständen durfte man auf das freudigste den diesmaligen 22. Mai als Nationalfeiertag begehen, zu welchem aus allen Städten und Distrikten Abordnungen eintrafen und dem fürstlichen Paare ihre innigsten Huldigungen darbrachten. Auch sämtliche Teile der Armee hatten Deputationen

gesandt, die sich auf einem von der Hauptstadt zu Ehren des Heeres gegebenen großen Bankett im National-Theater vereinten, bei dem der Fürst, der enthusiastisch begrüßt worden war, den ersten Trinkspruch auf das unabhängige Rumänien ausbrachte: „Drei Jahre sind vergangen, seitdem Rumänien in schwerer Zeitlage seine Unabhängigkeit erklärt ; Heer und Volk haben mit Heldenmut alle Schwierigkeiten überwunden und sich im Kampfe gestärkt und gestählt — heute können wir ruhig in die Zukunft schauen und mit Vertrauen und Stolz aufblicken: Es lebe unser teures unabhängiges Vaterland!“

Ende Juli wurde dann auch die Arab-Tabia-Frage erledigt und zwar zugunsten Rumäniens, nach vielfachsten Erörterungen zwischen den Großmächten. Es handelte sich um die Grenzlinie nahe Silistria, welch letztere Stadt nebst den nahen Obst- wie Gemüsegärten Bulgarien zugesprochen wurde, während Arab-Tabia an Rumänien fiel, was bisher Rußland nicht zugestehen wollte. Wurden durch das Uebereinkommen auch nicht alle Wünsche Rumäniens erfüllt, so war man mit der Lösung doch ganz einverstanden, zumal Rumänien nun der Verpflichtung enthoben war, eine Brücke über die Donau an der betreffenden Stelle zu bauen.

Am 10. August konnte das Fürstenpaar endlich seine langgehegte Absicht ausführen, die deutsche Heimat zu besuchen, wozu es immer wieder und wieder in drängenden Worten vom Vater des Fürsten aufgefordert worden war. Die Reise ging über Budapest nach Wien, wo mehrfache sehr freundschaftliche Begegnungen mit dem Erzherzog Rainer und dessen Gemahlin stattfanden, und dann in einem kaiserlichen Sonderzug nach Ischl. Dort empfing Kaiser Franz Joseph das fürstliche Paar auf dem Bahnhofe, ihm seine innige Freude ausdrückend, daß er es in seinen Bergen bewillkommnen könne. Während des zweitägigen Aufent-

haltes bezeugte in manch' vertraulichem Gespräch der Kaiser dem Fürsten, dem er persönlich Mitteilung gemacht von seiner Ernennung zum Oberst-Inhaber seines Infanterie-Regiments Nr. 6, sein warmes Interesse für Rumänien, desgleichen für das junge Heer, dessen Erfolge er mit freudigster Teilnahme begleitet; er hoffe, daß zwischen Rumänien und Oesterreich-Ungarn auch fernerhin die freundschaftlichsten Beziehungen bestehen werden.

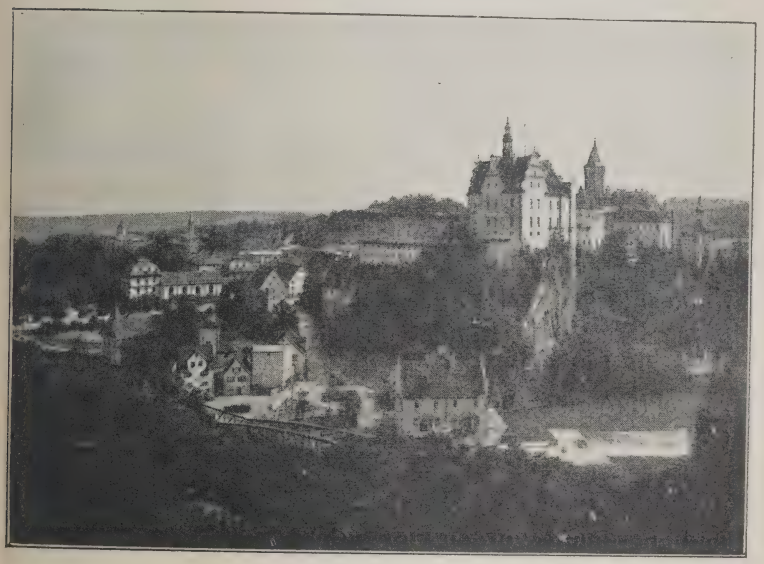
Am nächsten Tage setzte das fürstliche Paar die

Das „Landhaus" in Krauchenwies.

Weiterreise über München nach Ulm fort, wo der Fürst, dessen Gemahlin allein nach Neuwied weitergereist war, übernachtete. Aber der Schlummer floh ihn, so groß war seine Sehnsucht nach dem Wiedersehen mit den teuren Eltern. Am nächsten Mittag traf er in Mengen ein, wo ihn die geliebte Mutter nach sechs langen und ereignisvollen Jahren der Trennung wieder in die Arme schloß, und zu Wagen ging es dann nach Krauchenwies, dort empfing Fürst Karl Anton, der an den Rollstuhl gefesselt war, freudig bewegt den Sohn.

Wenige Tage später fand der festliche Einzug in Sigmaringen statt, das den ruhmgekrönten Sprossen

der heimischen Erde mit freudigstem Jubel begrüßte. Das traulich-altertümliche Städtchen hatte den prächtigsten Schmuck angelegt, auf den Straßen bildeten die Kriegervereine Spalier, und auf dem Karlsplatze ward der Fürst mit einer schwungvollen Ansprache bewillkommnet, vor dem Schloßportal aber erwartete der Vater, in großer Uniform und zum ersten Male die Ab-



Schloß Sigmaringen.

zeichen des „Sterns von Rumänien" tragend, den geliebten Sohn, der seinem Hause so große Ehre eingelegt und sich auf dem Schlachtfelde blühenden Ruhm erworben. Fürst Karl, der sonst so Ruhige und Zurückhaltende, konnte seine tiefe Bewegung nicht unterdrücken, als sich der teure Vater im Rollstuhl erhob und ihn feierlich als regierenden Fürsten begrüßte. Zur Seite des Vaters schreitend betrat Fürst Karl das erinnerungsvolle Schloß und begab sich in den neuhergestellten Rittersaal, in welchem zu seinem Empfange

sämtliche Beamte des fürstlichen Hauses sowie die Behörden der Stadt und des Regierungsbezirkes versammelt waren.

Gar zu schnell vergingen die Tage im nahen Krauchenwies, gab es doch so unendlich viel zu berichten von gegenseitigen Erfahrungen, Erlebnissen und Eindrücken. Auch an Besuchen fehlte es nicht, den willkommensten stattete, leider nur auf einen halben Tag, da ihn Truppenbesichtigungen in Bayern weiterriefen, Kronprinz Friedrich Wilhelm ab, der mit dem treuen Freunde das freudigste Wiedersehen feierte. Vieles mußte ihm jener vom Feldzuge und von Rumänien erzählen, welche letzterem der Kronprinz eine große Zukunft voraussagte.

Das Zusammensein mit den Eltern benutzte Fürst Karl, um nähere Verabredungen über die Nachfolgefrage, die ja bereits durch die rumänische Verfassung geregelt war, zu treffen, derart, daß, falls Fürst Karl ohne direkte Leibeserben bliebe, sein ältester Bruder, respektive einer von dessen Söhnen die Thronfolge antreten sollte, eine Vereinbarung, die von den Mitgliedern der Fürstlich-Hohenzollernschen Familie bisher noch durch keinen Akt offiziell zur Kenntnis genommen und anerkannt worden war, die nun aber unter Zustimmung des deutschen Kaisers als Chef der Familie abgeschlossen werden sollte.

Von Krauchenwies begab sich Fürst Karl über Darmstadt, wo er dem ihm befreundeten großherzoglichen Hofe einen kurzen Besuch abstattete, nach Frankfurt a. Main, dort mit seiner Gemahlin wieder zusammentreffend. Beide reisten dann nach Potsdam, zum Besuche des deutschen Kaiserpaares, am Abend des 28. August in der lieblichen preußischen Königsresidenz an der Havel eintreffend und auf dem Bahnhofe daselbst vom Enkel des Kaisers, Prinzen Wilhelm, und dem Bruder des Fürsten, Prinzen Friedrich, mit seiner jungen, anmutigen Gemahlin empfangen.

Nach herzlicher Begrüßung begab sich das fürstliche Paar in das Schloß, in welchem sie der Kaiser, die Kaiserin und die Kronprinzessin sowie das junge Meiningensche Erbprinzenpaar aufs innigste empfingen. Immer von neuem schloß der Kaiser den Fürsten in die Arme und drückte seine tiefe Freude aus, ihn nach so großer und für ihn wie für Rumänien bedeutsamer Zeit wiederzusehen, wie auch der Fürst tief ergriffen war von diesem trauten und gütigen Wesen des Kaisers, der ihm trotz seiner 83 Jahre noch so kraftvoll und fest erschien. Von wahrem, mütterlich-freundschaftlichem Wesen war auch die betagte Kaiserin, während die Kronprinzessin nur schwer ihre Trauer über den Tod ihres im Frühling des vergangenen Jahres verstorbenen Sohnes, des elfjährigen Prinzen Waldemar, verbergen konnte, wehmütig zur Fürstin Elisabeth äußernd: „Wir beide müssen über Gräber weiterschreiten."

Den nächsten Tag verlebte das fürstliche Paar bei den kaiserlichen Herrschaften in Babelsberg, wobei der Kaiser mehrfach betonte, wie sehr er sich freue, daß der Fürst seinem Namen solche Ehre gemacht, und wie sehr er hoffe, daß die rumänische Armee sich auf der eingeschlagenen Bahn weiter entwickeln und immerdar treu zu ihrem bewährten Führer stehen werde. Auch der älteste Enkel des Kaisers, Prinz Wilhelm, trat in diesen Tagen dem Fürstenpaare persönlich näher und erwarb sich dessen aufrichtige Sympathien durch sein natürliches, frisches Wesen und durch seine Anhänglichkeit, die er offen an den Tag legte. Auch das Erbprinzlich-Meiningensche Ehepaar schloß mit dem Fürsten und seiner Gemahlin treue Freundschaft.

An einem der folgenden Tage stattete Fürst Karl dem Reichskanzler Fürsten Bismarck einen Besuch in dessen Palais ab, das er vor vierzehn Jahren in ernsten Zweifeln betreten. Wie anders hatte sich alles seitdem gestaltet, wie waren selbst die kühnsten Erwartungen

übertroffen worden durch die großen geschichtlichen Ereignisse, denen der Fürst sich in jeder Lage gewachsen gezeigt! Das betonte in der langen Unterhaltung auch Fürst Bismarck, die Schwierigkeiten durchaus würdigend, die der Fürst durch seine kluge Politik beseitigt, hinzufügend, wie sehr er es bedauere, daß Rumänien nicht die erhofften Vorteile aus dem russisch-türkischen Kriege davongetragen; aber dem europäischen Frieden zuliebe hätten nicht alle Wünsche des jungen Staates erfüllt werden können.

Bei dem am gleichen Nachmittag in Babelsberg dem rumänischen Fürstenpaare zu Ehren gegebenen Diner bereitete Kaiser Wilhelm seinem Neffen eine freudige Ueberraschung, indem er ihn zum Chef des ersten Hannoverschen Dragoner-Regiments Nr. 9, das aus dem zweiten Garde-Dragonerregiment, dem einst der Fürst angehört, gebildet worden, ernannte. In der Kabinettsorder ward hervorgehoben, daß es sicherlich den Wünschen des Fürsten entspreche, wieder dem Verbande einer Armee anzugehören, die seinen Vater und zwei seiner Brüder zu ihren Mitgliedern zählen dürfe und die den Namen des dritten Bruders auf den Ehrentafeln derjenigen bewahre, die den Heldentod vorm Feind gefunden.

Nach dem innigen, wenn auch ein wenig wehmütigen Abschied von der kaiserlichen Familie am 31. August begab sich das fürstliche Paar nach Dresden, dort zwei schöne Tage mit der verwandten königlichen Familie verlebend. Auch hier tauchte für den Fürsten eine Fülle lieber Kindheitserinnerungen auf, hatte er doch sieben schöne Jahre in der sächsischen Hauptstadt und in deren altersgrauem Herrscherschlosse sowie in der nahen idyllischen Umgebung verbracht. Von Dresden ging die Fahrt über Düsseldorf, in welchem ein kurzer Aufenthalt gleichfalls viele Erinnerungen frisch belebte, nach Neuwied, wo das fürstliche Paar eine ruhevolle Woche verbrachte. Fürst

Karl traf dann am 8. September zum Geburtstage seines Vaters in der Weinburg ein; dort erreichten ihn auch die Glückwünsche des Kriegsministers Slaniceanu zur Erinnerung an die Einnahme der Griwitza-Redoute vor drei Jahren. Fürst Karl erwiderte auf dieselben: „Wenn auch fern vom Lande, bin ich heute doch mit allen meinen Gedanken inmitten meiner teuren Armee, die an diesem erinnerungsreichen Tage durch ihre Tapferkeit den Ruhm Rumäniens zu verkünden wußte; aber auch der Gefallenen wollen wir gedenken, welche die Grundfeste zur Unabhängigkeit des Landes gelegt haben!" Auch der Ministerpräsident hatte die Glückwünsche des Gesamtministeriums übermittelt; der Fürst antwortete, daß er stolz sei, an der Spitze einer Nation zu stehen, die für ihre Unabhängigkeit zu jedem Opfer bereit gewesen sei.

Gar zu schnell verging die Zeit im trauten Familienkreise, die Fürst Karl so recht genießen konnte, zumal auch fortgesetzt gute Nachrichten aus Rumänien einliefen. Schmerzlich war der Abschied am 11. Oktober, an welchem Tage das Fürstenpaar nach Wien reiste, dort im Hotel sogleich den Besuch des Kaisers empfangend, dem sich der Fürst am folgenden Tage in seiner Uniform als Oberst-Inhaber des 6. Regiments vorstellte. Dieses sein Regiment besichtigte dann am 13. Oktober der Fürst während seines Aufenthaltes in Budapest und traf am Morgen des 14. Oktober mit seiner Gemahlin nach durchfahrener Nacht wieder auf rumänischem Boden ein, an der Grenze wie auch in den von dem Sonderzuge berührten Städten und in Bukarest selbst auf das freudigste empfangen.

Bald nach der Rückkehr besuchte Fürst Karl auf den dringenden Wunsch des Fürsten Alexander von Bulgarien diesen in Rustschuk, wo ihm eine volkstümliche begeisterte Aufnahme bereitet wurde. „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie populär Du in Bulgarien und besonders in meiner Armee bist! Man könnte für den

Kaiser nicht mehr tun," sagte ihm der Freund, und die während zweier Tage auf bulgarischem Boden erhaltenen zahllosen Beweise treuer Sympathien bestätigten dies.

Nach einer mit der Fürstin unternommenen und mit den Manövern verbundenen Fahrt nach der Moldau kehrte das Fürstenpaar am 6. November nach Bukarest zurück, dort wenige Tage später die erste rumänische Gewerbeausstellung eröffnend. Wichtig für die Stadt war sodann die in Angriff genommene Regulierung der Dimbowitza, deren Ueberschwemmungen häufig beträchtlichen Schaden angerichtet; auch hierfür war der Fürst energisch eingetreten und tat den ersten Spatenstich.

Am 27. November vollzog Fürst Karl persönlich die Eröffnung der Kammern, seine Freude äußernd, daß die Beziehungen Rumäniens zu allen Mächten durchaus vorzügliche wären und daß mit verschiedenen Staaten der Abschluß wichtiger Abmachungen und Verträge bevorstände, gleichzeitig die Einführung von Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung ankündigend. Ferner werde man große Sorgfalt der Hebung des Volksschulwesens, der Wahrung der Unabhängigkeit des Richterstandes, dem weiteren Ausbau der Eisenbahnen und der Vermehrung des Heeres widmen, sodann auf Grundlage einer Reihe von Aktenstücken die Thronfolge nach den Vorschriften der Verfassung regeln.

Diese Regelung erfolgte bereits in den nächsten Tagen. Der frühere Minister D. Sturdza legte am 1. Dezember dem Senat eine Denkschrift vor, in der er Rumäniens geschichtliche Entwicklung entrollte und eingehend die Gründung einer Dynastie behandelte: „Indem eine Dynastie gegründet ward, hat die Verfassung entschieden, daß der Thron für die Zukunft nie mehr ein Gegenstand der Begehrlichkeit sein könne, daß er vielmehr für alle Rumänen ein nationales Prin-

zip ist, um welches sich trotz aller Hinfälligkeit und allem Schwanken menschlicher Dinge, inmitten der heftigsten Stürme, der drohendsten Ungewitter alle Lebenskräfte des Volkes vereinen zur gemeinsamen Arbeit am allgemeinen Wohl, daß er eine wohltätige Einrichtung ist, die einzig und allein die sichere Bürgschaft gibt für eine geregelte Entwicklung eines liberalen und zivilisatorischen Regimes. Die Thronfolge hängt keineswegs von dem Willen irgend eines Einzelnen ab, nicht von dem des Regenten, nicht von dem des Parlaments. Sie ist nicht mehr eine eigenmächtige, private Angelegenheit, sie ist wesentlich politisch und beruht auf dem fundamentalen Gesetze des Landes."

Seiner Denkschrift fügte D. Sturdza noch eindrucksvolle Darlegungen von großer politischer Bedeutung hinzu: „Die verfassungsgemäßen Anordnungen über diese Angelegenheit sind hiermit heute aus dem Gebiet der bloßen Theorie herausgetreten. Dank unserm Fürsten ist die rumänische Dynastie nunmehr eine wirkliche lebendige Tatsache. Auch nach dieser Richtung hin hat sich Karl I. wieder auf der Höhe der Lage der Verhältnisse gezeigt. Gleichwie der junge Prinz von Hohenzollern 1866 Rumänien vom Bürgerkrieg und dem sicheren Untergang rettete, indem er im Augenblick der höchsten Gefahr mutig auf dem Boden Rumäniens erschien, so machte Karl I. jetzt, 1880, allen Schwankungen und Ungewißheiten ein Ende und gab dem nach so vielen Anstrengungen und Opfern gegründeten Staate Sicherheit und Bestand."

Der Redner ging dann in lichtvoller Weise des näheren darauf ein, was Fürst Karl für Rumänien bedeute und wie er immerdar dem Land wie Volk ein nachahmenswertes Beispiel gewesen sei: „Wenn es erfreulich ist zu sehen, wie ein einfacher Bürger ernst und gewissenhaft seinen Pflichten nachkommt, wie sie das gewöhnliche Leben für jeden hat, so ist diese Erscheinung noch viel wohltuender, viel bewunderungs-

werter, wenn es sich um denjenigen handelt, der an der Spitze einer Nation steht und dessen Beispiel, je nachdem es gut oder schlecht ist, auf jene einen segensreichen oder verderblichen Einfluß ausübt. Vierzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem Karl I. den Thron Rumäniens bestiegen, und in diesen Jahren hat das Land hochwichtige und rasche Fortschritte gemacht. Große und ernste Ereignisse von wuchtiger Tragweite sind zu verzeichnen, und jeder dieser Fortschritte, jedes dieser Ereignisse hat den Beweis geliefert, daß die Nation 1866 keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Das wissen und fühlen die Rumänen sehr wohl, und es erfüllt sie mit hoher Dankbarkeit gegen den Herrscher. Die Achtung vor dem Gesetz ist die Grundlage des Daseins und der Zukunft eines Volkes. Alle verständigen und gewissenhaften Bürger, die fähig sind, sich über die kommenden und gehenden Strömungen der Parteien zu stellen, werden bestätigen, daß die Verfassung in Karl I. ihren tatkräftigsten, ihren tüchtigsten und unerschütterlichsten Verteidiger gefunden. Von der Höhe des Thrones ist sein Beispiel der Wegzeiger für jeden, welche Wege er zu wandeln hat. Alle, denen Gelegenheit gegeben worden, mit dem Herrscher von Rumänien zu arbeiten oder seine Lebensweise kennen zu lernen, wissen, daß kein Tag seines Daseins vergeht, der nicht den Staatsgeschäften gewidmet wäre. Immer ist er bemüht, Menschen und Dinge, die Geschichte, die allgemeine wie die besondere Politik der Staaten zu studieren, um seine staatsmännischen Kenntnisse ohne Unterlaß zu vermehren. Beständige und äußerst gewissenhafte, eingehende Studien, Prüfungen, Forschungen aller Interessen und Bedürfnisse des Landes füllen die Zeit aus und bilden die Vergnügungen Karl I., von dem dasselbe Wort gilt, wie von seinem großen Stammverwandten Friedrich II.: daß er der erste Diener des Staates sei. Und so hat der Monarch durch seine Ver-

dienste bei Allen innerhalb und außerhalb Rumäniens sich eine Hochachtung seltener Art erworben. Wenn während des letzten Krieges Rumänien die ganz ungemeinen Schwierigkeiten, die es umgaben und umtürmten, überwand, überstieg, besiegte und seine nationale Regierung wie seine öffentlichen Freiheiten bewahrte, so dankt es dies seinem Herrscher Karl I. Nur unter seiner Führung konnte es den Rumänen gelingen, zu erreichen, was sie erreicht haben, ihre Unabhängigkeit, und die Achtung wie das Vertrauen Europas."

Auch das Privatleben des Fürsten stellte Sturdza als ein Muster für alle hin: „Die Reinheit seiner Sitten, sein religiöser Geist, die Tätigkeit, die Achtung vor der Pflicht, sie sind es, die in dem Königspalast herrschen und von segensreichem Einfluß auf Volk und Land begleitet werden. So können die Rumänen nicht genug Dankbarkeit ihrem Herrscher Karl I. zollen. Denn er hat den Thron, den die rumänischen Regenten erschüttert, befestigt; er hat das Land gerettet aus dem Wirrsal unablässiger Stürme, innerer Zerrissenheit, Unordnung, Zügellosigkeit und hat ihm das köstliche Gut einer echten Unabhängigkeit gegeben. — Möge die neue Generation sich immer mehr von dem Gedanken durchdringen lassen, daß die Ehre und die Zukunft Rumäniens auch in ihren Händen ruht! Möge sie zu ihrem Führer haben nicht die Sucht nach Vergnügen und Gewinn, sondern ein unentwegtes Pflichtgefühl. Die Rumänen können nunmehr guten Mutes der Zukunft entgegenschauen. Wie auch immer die Stürme beschaffen sein mögen, die ihnen drohen könnten, sie dürfen ihre Augen fest und vertrauensvoll auf das Banner gerichtet halten, das eine mächtige Stütze hat in der kraftvollen Hand Karl I. und seiner Dynastie und dem sie allezeit mutig folgen werden mit dem Rufe: Karl und Rumänien!" —

Am gleichen Tage, dem 1. Dezember, überreichte der Ministerrat dem Fürstenpaare eine Adresse, in die-

ser seinen innigsten Dank ausdrückend, daß die Erbfolgefrage in allen den Wünschen des Landes entsprechender Weise geregelt worden sei. In seiner Antwort betonte der Fürst, wie er und seine Gemahlin glücklich seien, durch jene Regelung dem Lande einen neuen Beweis ihrer Liebe gegeben zu haben; er könne die Versicherung hinzufügen, daß die fürstliche Familie Hohenzollern aus vollstem Herzen am Wohl und Wehe Rumäniens teilnehme, was ja auch aus den Beschlüssen hervorgegangen. Aehnlich äußerte er sich mehrere Tage später bei der vom Senat überreichten Adresse, erklärend, daß das, was er und seine Familie für Rumänien tun, kein Opfer und keine Selbstverleugnung seien, sondern einfache Pflichterfüllung gegen ein Land, mit dem er sich untrennbar vereint fühle, dessen Geschicke die seinigen seien und dem sein ganzes Leben geweiht sei.

Am erinnerungsvollen 10. Dezember fand vor dem Reiterdenkmal Michaels des Tapferen seitens des Fürsten in feierlicher Weise die Verteilung der Fahnen für die neugebildeten Regimenter statt. Daran schloß sich in der Aula der Akademie die Uebergabe einer von Offiziersfrauen gestifteten Marmorgruppe an die Fürstin Elisabeth, als Dank für die von ihr während des Krieges entfaltete Liebestätigkeit für die Verwundeten. Das schöne, künstlerisch ausgeführte Werk stellt die Fürstin dar, wie sie sich über einen verletzten rumänischen Soldaten beugt und ihn labt. Die Fürstin nahm gerührt die schöne Gabe entgegen und antwortete auf die sie feiernden Worte der Gemahlin des Generals Cernat — welch' letzterer Kriegsminister während des Krieges gewesen — daß sie diese sinnige Darbietung doppelt rühre, weil sie in ihrem Herzen die Erinnerung an all die Leiden wieder wach rufe, die durch diese Gruppe versinnbildlicht würden. Die Aengste und Schmerzen jener unvergeßlichen großen Zeit hätten alle bangenden Mütter, Gattinnen und Schwestern der

Krieger zu wirklichen Schwestern gemacht, die in gemeinsamer Sorge für die Fernen sich alle einander verbunden gefühlt hätten zu denselben Gedanken, zu derselben Tätigkeit. So sei auch dieses Denkmal nicht ihr, sondern all' den rumänischen Frauen errichtet, die ihre Pflicht gegen das Land ebenso tapfer erfüllt, wie die Helden auf dem Schlachtfelde selbst! Auch die kommenden Geschlechter würden in diesem Marmorbilde erkennen, wie die Frauen Rumäniens ihr Land und ihre Fürstin geehrt und geliebt hätten! —

ACHTZEHNTER ABSCHNITT.

Erhebung Rumäniens zum Königreich.

Beschluss der Deputiertenkammer, Rumänien als Königreich auszurufen. – Der 25. März 1881. — In der Kammer und im Senat. — Die Huldigung der Deputierten im Palais. — König Karls Rede. — „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" — Die Krönungsfeier am 22. Mai 1881. — Der Krönungszug. — In und vor der Metropolie. — Die Ansprache König Karls. — „Das durch sein eigenes Verdienst gekrönte Rumänien."

War das Jahr 1880 in stimmungsvoller Weise ausgeklungen, so sollte das folgende Jahr 1881 die stolze Krönung des Baues bringen, den Fürst Karl in harter, selbstloser, unermüdlicher Tätigkeit Stein um Stein pflicht- und zielbewußt aufgeführt. Schon lange hatten sich im Lande Wünsche geregt, daß der Fürst die Königskrone annehmen möchte. Fürst Karl hatte jedoch den Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachtet, in welchem dem Staat eine sichere Zukunft beschieden wäre.

Das war jetzt der Fall. Aber noch schneller, als man geglaubt, trat das große Ereignis ein, infolge bestimmter Parteiwirren, die am 25. März zu heftigen Debatten in der Kammer geführt, in deren Verlauf seitens eines der hervorragendsten Redner der Konservativen, Titu Maiorescu, der liberalen Regierung und ihren Anhängern vorgeworfen wurde, daß sie noch immer republikanische Ideale hegten und deshalb nicht als Stütze der Dynastie betrachtet werden könnten.

Infolge dieser Angriffe fanden sich schon am frühen Morgen des nächsten Tages sämtliche Minister beim Fürsten ein, ihm nahelegend, daß er jetzt, wo die Regierung und deren Parteigänger so schwer beschuldigt worden, die Erlaubnis geben möchte, noch heute durch die Kammern das Königtum ausrufen zu

lassen, damit man im Lande erfahre, wie falsch jene Beschuldigungen seien. Der Fürst zögerte zwar noch,

König Karl. (1881.)

gewährte aber schließlich auf die dringenden Bitten hin seine Einwilligung.

Gleich nach Eröffnung der Kammern nahm General Lecca das Wort, daß die Volksvertretung noch

heute das Königtum ausrufen möge, um die Gerüchte zu widerlegen, als ob die Dynastie in Rumänien nicht feste Wurzeln geschlagen, und unter stürmischer Begeisterung ward folgender Beschluß einstimmig angenommen: „Um einem lang gehegten Wunsche der Nation zu entsprechen, um Beständigkeit und Ordnung im Lande zu stärken und eine Bürgschaft mehr dafür zu liefern, daß in Rumänien die Monarchie unter denselben Bedingungen lebt wie in den übrigen Staaten Europas und dasselbe Vertrauen einflößen muß, ruft die Kammer der Abgeordneten kraft des Souveränitätsrechts der Nation Seine Königliche Hoheit den Fürsten Carol I. zum König von Rumänien aus." —

In kürzester Zeit ward das Gesetz formuliert, mit dem nur zwei Artikel enthaltenden Antrag:

„Art. 1. Rumänien wird zum Königreiche erhoben; Fürst Carol I. nimmt für sich und seine Erben den Titel eines Königs von Rumänien an.

Art. 2. Der Thronerbe wird den Titel Kronprinz von Rumänien führen."

Von tiefer Bewegung erfüllt, ergriff der Präsident der Kammer, C. A. Rosetti, der bereits im ersten Ministerium des Fürsten seinen Platz inne gehabt und der trotz seiner Anhänglichkeit für den Herrscher und seines häufigen Eintretens für dessen Regierung nie aus seinen republikanischen Anschauungen ein Hehl gemacht, das Wort. Sein Leben, so führte er aus, neige sich seinem Ende zu, niemand könne an der Wahrhaftigkeit seiner Gefühle zweifeln. Bereits mit den Vätern vieler der Anwesenden habe er für Rumäniens Größe gekämpft und gelitten, und wenn jetzt das Land das erreicht habe, was andere Völker in hunderten von Jahren nicht erreichen konnten, so danke es dies hauptsächlich der Einigkeit der Nation in allen vaterländischen Fragen, vor denen die Verschiedenheiten der Anschauungen und Gefühle stets zurückge-

treten wären. Er aber danke der Vorsehung, daß sie es ihm noch gewährt, die Krönung seines ganzen Lebens und Strebens zu erblicken. — Im Namen der konservativen Partei sprach A. Lahovari, daß auch seine Freunde zur Einstimmigkeit der Volksvertretung in dieser großen Stunde beitragen würden, sie bringen dies huldigend der Krone dar. Auch andere Redner gaben der allgemeinen Begeisterung Ausdruck, dann faßte J. Bratianu den Inhalt der Reden kurz zusammen und erinnerte daran, wie die Rumänen schon vor Jahrzehnten das angestrebt, was heute, die Sehnsucht aller Vaterlandsfreunde erfüllend, zur Wirklichkeit geworden.

Minister Dabija war in das Palais geeilt, damit der Fürst seinen Namen unter den Gesetzentwurf füge, welch letzterer alsdann sofort dem Senat überbracht wurde. Dort herrschte die gleiche Begeisterung wie in der Deputiertenkammer, und es war tief ergreifend, als nach ganz kurzer Beratung der Senatspräsident, Dem. Ghika, aufs innigste Gott dankte, daß er ihn diesen Augenblick habe erleben lassen.

Gemeinsam mit den Senatoren begaben sich nun die Deputierten in das Palais, um dem Fürsten das Gesetz zu unterbreiten, das nur noch seiner Unterschrift bedurfte, um rechtskräftig zu werden. Im Fluge war die hehre Kunde durch die Stadt geeilt, auf deren Straßen sich die freudig erregten Menschenmassen stauten, während alle Häuser im Umsehen frohen Schmuck zeigten und im heiteren Scheine der goldenen Frühlingssonne die Fahnen von den Dächern und Balkonen flatterten. Ueberall, wo der lange Zug der Deputierten und Senatoren, die sich garnicht erst die Zeit genommen, festliche Kleidung anzulegen, erschien, an seiner Spitze die Metropoliten mit allen Bischöfen, legte er seinen Weg unter brausendem Jubel zurück, um die sechste Abendstunde im Palais eintreffend und im Thronsaal Aufstellung nehmend.

Immer wieder brach die Begeisterung los, als Fürst Karl und Fürstin Elisabeth — diese in schwarzem Gewande aus Anlaß des Todes des russischen Kaisers, das sie zu wechseln keine Zeit gehabt — den Saal betraten und ihre Plätze auf dem Podium vor dem Thron einnahmen. Der Senatspräsident D. Ghika trat vor, zum Fürsten sich wendend:

‚Stolz und glücklich bin ich, daß mich das Schicksal ausersehen hat, im Namen von Senat und Kammer Eurer Königlichen Hoheit das Gesetz vorzulegen, welches heute in beiden gesetzgebenden Körperschaften votiert worden ist und durch welches die Wünsche des ganzen Landes ihrer Erfüllung entgegengeführt werden!“ — Hierauf verlas er das kurze Gesetz, und alle Versammelten brachen in stürmisch-jubelnde Rufe aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!“

In tiefster Bewegung, ergriffen im Innersten von dem großen geschichtlichen Ereignis, entgegnete der Fürst: „Groß und feierlich ist dieser Augenblick, in welchem die Vertreter der Nation mir nahen, um den einstimmigen Beschluß der gesetzgebenden Körperschaften mir zu unterbreiten. Mit ihm beginnt ein neues Blatt im Lebensbuche unseres rumänischen Volkes, mit ihm endet eine Zeit, die reich war an Kampf und Schwierigkeit, aber auch an männlichem Streben und heldenhaftem Tun! Und in diesem Augenblick will ich wiederholen, was ich so oft ausgesprochen: Stets war es der Wunsch der Nation, der meinem Handeln Richtung und Ziel gegeben hat! Seit fünfzehn Jahren bin ich Fürst dieses Landes; seit fünfzehn Jahren umgibt mich die Liebe und das Vertrauen des Volkes: diese Liebe und dieses Vertrauen hat die guten Tage mir zu besseren gemacht, hat in bösen Tagen mich gestärkt und gekräftigt! Stolz war ich deshalb auf meine Fürstenwürde, teuer war mir dieser Name, um den sich schon in ferner Vergangenheit Ruhm und Größe gewoben! — Das Land ist jedoch der Ansicht, es stünde

ihm besser an, in seiner jetzt errungenen Stellung, in seiner durch Taten erwiesenen nationalen Kraft, daß es zum Königreich sich erhöbe: So nehme ich denn — nicht für mich, sondern für die Größe Rumäniens — den Königstitel an, sicher, daß er nichts an den Banden lösen wird, die mich so eng verschlungen haben mit meinem Volke durch alles, was wir gemeinsam durchkämpft und durchlebt! Möge der erste König Rumäniens sich derselben Liebe erfreuen, die den letzten Fürsten über alles Ungemach hinweggetragen hat! Mir gilt die Hingabe dieses edlen, tapferen Volkes, dem ich mein ganzes Sein geweiht habe, mehr als alle Größe, aller Glanz einer Krone!"

Von begeisterten Zurufen wurde die Rede des Fürsten mehrfach unterbrochen, viele der Deputierten schämten sich nicht der Tränen, immer wieder erbrauste der Ruf aufs neue: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Das königliche Paar wurde dicht umdrängt von den Glückwünschenden, allen herzlich dankend und dann, da des Jubelns auf der Straße, die sich mit enggedrängten Menschenmassen angefüllt hatte, kein Ende war, mit den Präsidenten des Senats und der Kammer auf den Balkon tretend und froh bewegt für die Huldigungen dankend. Am Abend erstrahlte Bukarest im flammenden Glanz einer allgemeinen Illumination; die Straßen wurden nicht leer von froh bewegten Gruppen, die immer wieder zum Palais zogen und in Hurrarufe ausbrachen, während Musikchöre nationale Weisen anstimmten.

Die Verkündigung des Königtums hatte im gesamten Lande ein begeistertes Echo erweckt. Aus allen Städten und Ortschaften, aus den entlegensten und fernsten Dörfern langten Huldigungstelegramme an, ebenso wie sich in den nächsten Tagen Abordnungen des Volkes und des Heeres einstellten, um dem königlichen Paare persönlich ihre freudige Genugtuung aus-

zudrücken. Die seitens einer Deputation des Offizierkorps überbrachten Glückwünsche der Armee beantwortete der König mit folgender Rede: „Die Armee kennt meine Liebe für sie, weiß auch, wie glücklich ich immer bin, wenn ich mich inmitten meiner Soldaten befinde; heute empfinde ich eine besondere Befriedigung, Abordnungen der Armee um mich versammelt zu sehen: die von der Nation proklamierte Erhöhung, durch die Tapferkeit und Hingabe meiner Krieger ist sie vorbereitet und ermöglicht worden, und aus dem edlen Blute, das sie vergossen haben, ist die Saat von Rumäniens Größe aufgesprossen, die Unabhängigkeit wiedergeboren und das Königtum erblüht! Gebe der Herr allen Landen, besonders aber uns, lange Jahre des Friedens und der Ruhe, deren wir bedürfen zu unserem Gedeihen und unserer Entwickelung. Sollte jedoch unser Land, die gemeinsame Mutter unser aller, je unser Blut, unser Leben von uns heischen, so werdet Ihr, des bin ich sicher, Rumäniens Könige folgen mit dem gleichen Vertrauen und Opfermut, wie bisher dem Fürsten, Eurem Kriegsherrn, der niemals gezweifelt hat an Eurer Hingabe und ererbten Tapferkeit! Was ich heute Euch sage von der Höhe des Thrones und angesichts dieser Fahnen, der Sinnbilder unserer Waffenehre, unseres Ruhmes, ich sage es durch Euch allen Kameraden, der ganzen Armee, die sich stets mit mir vereinen wird zu dem kräftigen Ruf: ‚Es lebe das Königreich Rumänien!“

Die auswärtigen Mächte zögerten nicht mit ihrer Anerkennung des neuen Königreiches, voran Deutschland, Rußland, Oesterreich-Ungarn, England, Italien und die Türkei, die auch durch ihre Gesandten ihre Glückwünsche aussprechen ließen. Der deutsche Kaiser schickte telegraphisch den herzlichsten Glückwunsch, und Fürst Karl Anton schrieb seinem Sohne: „Dein langes Mühen, Kämpfen und Sorgen hat Dir nun endlich die Königskrone aufs Haupt gesetzt! Empfange

zu diesem großen Lebensabschnitt den Glückwunsch Deiner Eltern, der schwerer wiegen wird als die vielen konventionellen, die Euch von allen Seiten zuströmen! Die Einstimmigkeit, mit der Dir die Königskrone entgegengetragen worden, ist das sicherste Fundament der neuen, mühsam errungenen Würde! Ich erkenne die hohe Bedeutung dieses Ereignisses rückhaltlos an und war nur überrascht durch die Verfrühung der Proklamierung, die ich ja erst zum 22. Mai erwartete. In Deinem Geburtsstädtchen wirkte diese Nachricht zündend — man wollte Ovationen aller Art darbringen, allein ich verschob diese Aeußerlichkeiten bis zum Eintreffen der offiziellen Mitteilung — die ist mir jetzt durch Deinen lieben Brief zugekommen. — Ein Sigmaringer Kind ein König! Das ist noch nicht verzeichnet, weder in der Geschichte des Fürstlich Hohenzollernschen Hauses, noch in der dieses bescheidenen schwäbischen Städtewesens! —"

Die Krönungsfeier selbst wurde auf den 22. Mai, den Nationalfeiertag, angesetzt. Die Mitglieder der Regierung hatten vorgeschlagen, daß die Krone von prunkvoller Kostbarkeit sein sollte. Das wies aber der König sogleich entschieden zurück, betonend, daß kostbare Kroninsignien nicht den Ueberlieferungen des Landes entsprächen und nur dort am Platze seien, wo sie als ererbte Kleinodien aus vergangenen Jahrhunderten geschichtlichen Wert hätten, und er setzte seinen Wunsch durch, daß für ihn aus einer der bei Plewna eroberten Kanonen eine Stahlkrone geschmiedet, für die Königin jedoch eine einfache goldene Krone von einem Bukarester Goldschmiede gefertigt werden möchte. Auch die Bitte des Metropolit-Primas, sich in der Metropolie krönen und salben zu lassen, lehnte der König in seinem schlichten Sinne ab, wie er überhaupt gern gesehen, wenn die Feierlichkeit in engeren Grenzen begangen worden wäre, sich aber hier dem allgemeinen Volkswunsche fügte.

Zu der Feier traf der ältere Bruder des Königs, Erbprinz Leopold von Hohenzollern, mit seinen beiden jüngeren Söhnen, Ferdinand und Karl, ein, ferner die Sonderabordnungen verschiedener Regierungen. Auf das schmerzlichste bedauerte es Fürst Karl Anton, der erhebenden Feier fernbleiben zu müssen, seinem Sohne schreibend: „Glück, Heil und Segen zum wichtigsten Abschnitt Deines reichen Lebens! Ich fühle doppelt die Entbehrung, mich denen nicht beigesellen zu können, welche Zeugen des großen Momentes sein werden, der Deine ganze Stellung heiligt und zu einer festen und dauernden umgestaltet. — Liebe und Vertrauen sind das sicherste Fundament für die Spitze des Staates, und ein weihevolleres als alle geschriebenen Gesetze! — Ich werde mit Dir und Elisabeth an dem großen Tage geistig vereinigt sein, und die Donau soll unsere wärmsten Wünsche hinabtragen!“

Die Krone König Karls

Am Abend des 21. Mai waren in festlichem, von dem Ministerpräsidenten und den Ministern begleiteten und von Kavallerie eskortierten Zuge die beiden Königskronen in das Palais gebracht worden, ebenfalls dorthin unter klingendem Spiel sämtliche Fahnen der Armee. Ein Zapfenstreich und großer Fackelzug schlossen sich an. In der Deputiertenkammer war zur Erinnerung an die Krönung des ersten rumänischen Königs die Stiftung eines neuen Ordens, des Kronenordens, beschlossen worden.

Hallender Kanonendonner leitete am Morgen des 22. Mai den großen Tag ein. Von früher Stunde an

füllten unzählige Tausende die festlich geschmückten Straßen, durch die der Krönungszug gehen sollte, der sich am Nordbahnhof, wohin sich das Königspaar mit seinen Gästen von Cotroceni aus begeben hatte, in Bewegung setzte. Der Zug wurde durch Abteilungen berittener Gendarmen, durch eine Schwadron Roschiori, durch Hoffuriere und hohe Hofbeamte eröffnet. Hinter den von Musik begleiteten 62 Fahnen des Heeres ritt der König, dem sich der große Generalstab und das militärische Gefolge des Herrschers anschlossen. Dann kam der achtspännige, von einer goldenen Krone überragte Galawagen mit der Königin und dem Erbprinzen Leopold sowie dessen Söhnen, geleitet von der Dienerschaft des Hofes zu Fuß und von dem kommandierenden General der Territorial-Division und dem Generalinspektor der Bürgergarde. Ein aus Kavallerieoffizieren zusammengesetzter Zug und eine Schwadron Roschiori bildeten den Beschluß.

Durch das von der Garnison gebildete Spalier ging es unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung, die das Königspaar mit Blumen überschüttete, zum Hügel der Metropolie, wo die höchsten Geistlichen des Landes, die Minister und die Präsidenten der Kammern das Königspaar empfingen und es unter Glockengeläut und Chorgesang, vorbei an den Abordnungen der Distrikte und Kommunen des ganzen Landes, den Weg hinauf zum Gotteshause geleiteten, in dem die Kronen aufgestellt waren. Nach Verrichtung stiller Gebete begab sich der feierliche Zug wieder in das Freie, das Königspaar auf eine reichverzierte Tribüne, vor der unter freiem Himmel der Gottesdienst stattfand, an den sich unter dem Salut der Geschütze die feierliche Einsegnung der Kronen schloß, die von Generalen unter Begleitung von vier Fahnen getragen wurden.

Der König und die Königin, Erbprinz Leopold, die Metropoliten, Präsidenten und Minister unterzeichne-

Der Krönungszug in Bukarest (22. Mai 1881).

ten die ihnen vom Ministerpräsidenten unterbreitete Krönungsurkunde, die folgenden Wortlaut hatte:

„Wir, Carol I., König von Rumänien, geführt von der Hand Gottes und der Bestimmung des tapferen und intelligenten rumänischen Volkes, haben am 10. (22.) Mai 1866 unsern Einzug in Bukarest gehalten. Die Stimme des Volkes hat uns zum Fürsten der vereinigten Länder Moldau und Walachei durch Plebiszit vom 8. (20.) April 1866 (am Jahrestage unserer Geburt, den 8. (20.) April 1839), sowie durch das Votum der Wahlversammlung vom 1. (13.) Mai desselben Jahres gewählt.

„Nachdem wir der rumänischen Nation durch die Verfassung vom 30. Juli 1866 ihre Freiheit und ihre Rechte zugesichert, konnten wir an der Spitze dieses Volkes durch die Tage der Drangsale, alle Schwierigkeiten überwindend, gehen, so daß 1877 am 10. (22.) Mai die Unabhängigkeit des Landes proklamiert wurde.

„Nach dem Willen Gottes, welcher allein den Sieg verleiht, habe ich unsre Armee am 7. Juli 1877 über die Donau geführt und unsre Fahnen haben sich bei Calafat, Nikopolis, Rachowa, Smidan, Griwitza, sowie am 28. November desselben Jahres durch die Einnahme von Plewna Lorbeeren errungen, so daß die alte rumänische Tapferkeit auf den Schlachtfeldern Bulgariens das einstimmige Votum der Kammern sanktioniert hat.

„Das edle rumänische Blut, welches zur Verteidigung und für die Unabhängigkeit des Vaterlandes vergoßen worden ist, erhielt am 14. (26.) März 1881 seinen Lohn. Die gesetzgebenden Kammern, beseelt von dem Wunsche, dem durch die Verschmelzung der Fürstentümer Moldau und Walachei geschaffenen rumänischen Staate eine vollkommene Sicherheit und eine festere, glänzendere Individualität zu geben, proklamierten die Erhebung Rumäniens zu einem Königreiche Europas.

„Das ganze Land, vertreten durch den Senat und das Abgeordnetenhaus, begleitet von den Mitgliedern aller bestehenden Körperschaften des Landes, des Kassations- und Rechnungshofes, der rumänischen Aka-

Die Messe vor der Metropolie bei der Krönungsfeier in Bukarest (22. Mai 1881).

demie, der Repräsentanten der Universitäten Bukarests und Jassys und ihrer Schüler aller Grade, der Delegationen der städtischen und ländlichen Gemeinden, sowie aller Handwerker-Korporationen und zahlreicher Gesellschaften der verschiedenen Zweige unserer nationalen Kultur, hat sich heute, den 10. (22.) Mai 1881,

zu dem heiligen Altar der Metropolie von Bukarest begeben und hat mit uns, Carol I., König von Rumänien, mit der Königin Elisabeth, unserer geliebten Gemahlin, mit unserm geliebten Bruder Leopold, Erbprinzen von Hohenzollern, umgeben von unsern Neffen Ferdinand und Carol, den heiligenden Gebeten beigewohnt, unter welchen Sr. Heiligkeit der Metropolit und Primas Calino Miclescu und Sr. Heiligkeit der Metropolit der Moldau und von Suczawa, Joseph, ebenso wie die Bischöfe der Eparchien und der hohe Metropolie-Klerus die Kronen geweiht haben, die uns das Land als ein für uns köstliches Emblem der Stabilität und Unabhängigkeit des Vaterlandes entgegenbringt.

„Die Königskrone, die das Land heute auf unsre Stirne setzt, ist im Kriegsarsenal aus dem Stücke einer Kanone gefertigt, die, dem Feinde am 28. November 1877 bei Plewna abgenommen, mit dem Blute der Helden bespritzt ist, die für die Unabhängigkeit gefallen sind. Die goldene Krone, welche das Land heute auf die Stirne seiner ersten Königin setzt, ist nicht mit kostbaren Steinen geschmückt, aber die Taten der Königinnen, welche die einfache Goldkrone der Königin Elisabeth tragen werden, werden sie strahlen lassen.

„Damit künftigen Jahrhunderten das Andenken des 10. (22.) Mai unvergeßlich sei, unterzeichnen wir im fünfzehnten Jahre unserer Herrschaft dieses Dokument auf der heiligen Metropolie unserer Hauptstadt in Bukarest in Gegenwart der Königin Elisabeth, unserer geliebten Gemahlin, unseres geliebten Bruders Leopold, im Angesichte des Landes, das zu der großen nationalen Feier der Heiligung der Proklamierung des Königreiches Rumänien herbeigeeilt ist, und befehlen, daß dieser Akt mit dem großen königlichen Siegel versehen und von unsern Ministern, den Staatssekretären, gegengezeichnet werde, sowie derselbe von den Herren Präsidenten der gesetzgebenden Kör-

perschaften, Ihren Heiligkeiten den Metropoliten und von dem Präsidenten des hohen Kassationshofes als Zeugen unterschrieben werden soll."

Nach der Unterzeichnung begab sich der Zug in der gleichen Ordnung, in der er gekommen, den Metro-

Thron im Bukarester Palais.

poliehügel hinab, und dann zum Palais, umflutet wiederum von den Begeisterungsstürmen der unzähligen Menge.

Im Palais empfing das Königspaar die Glückwünsche der Minister und deren Gemahlinnen, der Chefs der rumänischen Vertretungen im Auslande, der Mitglieder des diplomatischen Korps und ihrer Damen,

sich dann, umgeben von sämtlichen Würdenträgern des Staates, von den fürstlichen Verwandten und dem Gefolge nach dem Thronsaal begebend und auf den Thronsesseln Platz nehmend, während die Kronen vor dem Throne, um den die Fahnen der Armee aufgestellt waren, ruhten.

Die Präsidenten des Senats und der Kammer überreichten dem Königspaare die Kronen unter bewegten Worten, und der König, die Krone ergreifend, antwortete in weihevoller Stimmung: „Durch die heutige Feier wird der an schweren Kämpfen und Großtaten so reiche Abschnitt von fünfzehn Jahren glanzvoll abgeschlossen! Unter dem Schutze seiner Verfassung und seiner Gesetze hat Rumänien sich herrlich entfaltet, die rastlose Arbeit seiner Staatsmänner, die Tapferkeit seines Heeres und mein festes Vertrauen zu der Kraft des Volkes haben den heißen Wunsch aller zur Erfüllung gebracht: das Königreich, ein sicheres Unterpfand für die Zukunft, ist heute aufgerichtet! — Mit Stolz nehme ich darum diese Krone an — sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blut unserer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist; ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit und Stärke Rumäniens! Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugnis ablegen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, wird spätere Generationen an den Heldenmut ihrer Vorväter erinnern und an die Einigkeit, die zwischen Fürst und Volk geherrscht! Die schönste Krone aber für die Königin, wie für mich wird sein und bleiben die Liebe und das Vertrauen des Volkes, dem all unser Denken und Fühlen gehört. Angesichts dieser Fahnen, die auf dem Schlachtfelde wehten, angesichts dieser Kronen, den Emblemen des Königstums, um welche das Volk sich scharen möge, wie sich die Krieger um jene Fahnen scharen, angesichts der großartigen Huldigungen, zu denen das ganze Volk in die Hauptstadt geeilt ist,

Ueberreichung der Königskronen im Thronsaale des Bukarester Palais. (22. Mai 1881.)

um Zeuge dieses denkwürdigen Tages zu sein, vereinigen wir uns zu dem Rufe, der unserm Herzen teuer ist, und der auch heute in diesem durch die historischen Ereignisse meines Lebens bereits geweihten Raume einen mächtigen Widerhall finden wird: Unser geliebtes, heute durch sein eigenes Verdienst gekröntes Rumänien, es lebe hoch!" —

Nachdem der König, dessen Worten man seine tiefe Bewegung angemerkt, geendet, herrschte zunächst feierliche Stille, dann aber löste sich die Begeisterung in den jubelndsten Zurufen, die gar nicht enden wollten und sich immer und immer wieder erneuten, von der Volksmenge draußen stürmisch aufgenommen. In langer Reihe zogen die Abordnungen des Landes an dem Königspaare vorüber, ihm huldigend und duftende Blumenkränze auf den Stufen des Thrones niederlegend.

Drei Tage noch währten die Festlichkeiten, die einen durchaus volkstümlichen Charakter trugen und einen prächtigen, farbenfrohen Festzug aller Gewerbe, sowie eine glänzende Truppenschau brachten, ohne jegliche Störung verlaufend, in reiner Harmonie die enge Vereinigung zwischen dem gesamten Volk und seinem königlichen Führer zeigend.

Der moderne rumänische Staat war in fester Weise begründet worden, wie dies auch in einer von einem hervorragenden rumänischen Gelehrten stammenden, aus Anlaß der Krönung veröffentlichten Denkschrift dargelegt wurde: „Die erste große Epoche des Landes bezeichnet die Ankunft Trajans und seiner Legionen in den Ländern der südlichen Donau; die zweite, die von Radu-Negru und Dragosch, gab den Fürstentümern der Moldau und Walachei ihr Leben, nachdem verheerende Wanderzüge barbarischer Völker über unsern Boden hinweggeschritten waren; die dritte ist die des großen und tapfern Königs Karl I., des Begründers des modernen rumänischen Staates."

NEUNZEHNTER ABSCHNITT.

Friedensarbeit.

Die Wiedergeburt der Nation. — König Karls Friedensarbeit. — Königin Elisabeth und die Wohlfahrtspflege. — Des Königs Interesse für Künste und Wissenschaften. — Im Bukarester Palais. — Castel Pelesch. — Ein Königsschloss. — Die festliche Einweihung desselben. — Das Leben des Königspaares. — Fürstliche Besuche. — Die Krondomänen Reisen des Königspaares. — Frohe und trübe Tage. — Die Einweihung der Kirche von Argesch. — Rumänien und Bulgarien. — In der Heimat und Fremde. — Der Tod Kaisers Wilhelm und Kaisers Friedrich. — Das 25jährige Regierungs-Jubiläum des Königs

---

Das bisherige lange und mühevolle Lebenswerk König Karls hatte seine Krönung erfahren. Das Ziel, das sich der 27jährige Zollernprinz gesetzt, als er dem Rufe des rumänischen Volkes gefolgt, es war erreicht. Aber was der Fürst vielleicht als Erstrebenswertestes angesehen, das Land von dem Vasallentum zu befreien, ihm seine Selbständigkeit auf dem Schlachtfelde zu erringen, des jungen Staates Stellung und Bedeutung weithin sichtbar zu machen durch das Königtum — König Karl setzte sich stets weitere Ziele! Er am besten wußte, daß die Arbeit, die ihm das Geschick übertragen, erst halb getan war. Wohl war die feste Grundlage geschaffen für die ersprießliche Tätigkeit der gegenwärtigen und nachkommenden Geschlechter; nun aber galt es für ihn, den rastlosen Führer, die Wege weiterhin zu bestimmen und auszugestalten, die zum Wohl der Allgemeinheit leiteten. Auch diese Wege enthielten noch genug der Steine und Hindernisse für den pflichterfüllten königlichen Bahnbrecher, der aber auch fernerhin keine Entmutigung und keine Müdigkeit kannte, stets beständig und stets sicher in seinem Tun, mit kluger Energie das eine Ziel ver-

folgend: die begonnene Wiedergeburt der Nation erfolgreich zu bewerkstelligen.

Hatte es bisher nicht an mancherlei Stockungen in der inneren Entwicklung des Landes gefehlt, so ging nun letztere rascher und folgerichtiger vorwärts. Die politischen Leidenschaften, falls sie auch gelegentlich noch durchbrachen, zeigten sich nicht mehr so zügellos, und wenn es auch nie an einer oft lebhaften und zähen Opposition fehlte, so richtete dieselbe nicht mehr ihre Angriffe gegen die Dynastie, sondern nur gegen die einzelnen Vertreter der Regierung. Für die große Besserung der gesamten inneren politischen Zustände sprach schon der lange Bestand des Ministeriums Bratianu, das bis zum Jahre 1888 sich erhielt, insgesamt also zwölf Jahre, eine Erscheinung in der Geschichte des Landes, die nie dagewesen und die man nie für möglich gehalten. Die Beziehungen zu den ausländischen Mächten wurden stets engere und freundschaftlichere, und es ergab sich von selbst, daß der Staat, der so wenig Förderung und Berücksichtigung von russischer Seite gefunden, sich mehr und mehr an die Westmächte anlehnte, in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Grade Deutschland gewann auch in geistiger und kultureller Beziehung einen besondern Einfluß, der Rumänien vielfach zugute kam.

Fortgesetzt widmete der König seine hingebende Sorgfalt dem Heere, das nicht auf den blutig errungenen Lorbeeren ausruhen durfte. In entsprechender Weise fand in bestimmten Fristen eine Vermehrung statt und wurde auf eine stets bessere Bewaffnung Rücksicht genommen. An allen Manövern nahm der König persönlich teil, unterließ nie Besichtigungen der entfernteren Garnisonen und erfüllte durch sein Beispiel das Offizierkorps mit pflichttreuer Hingebung an den hohen Beruf, nicht nur jederzeit bereit zu sein, den vaterländischen Boden zu verteidigen, sondern auch erzieherisch zu wirken auf die waffentragenden

Kreise des Volkes. Um in einem eventuellen Entscheidungskampfe einen wuchtigen, gesicherten Mittelpunkt zu haben, wurde Bukarest nach dem Plan des belgischen Generals Brialmont stark befestigt, indem es durch eine Reihe von Forts mit Panzertürmen umschlossen ward, ebenso wie die Linien Focschani-Namaloasa-Galatz nach dem Entwurf des preußischen Majors Schumann wichtige Befestigungen erhielten.

Auch dem gesamten Unterrichtswesen widmete der König fortgesetzt sein fördersames Interesse, zu seiner steten Hebung und Vertiefung beitragend, wie er das Ehrenpräsidium der rumänischen Akademie nicht bloß als eine leere Würde betrachtete, sondern die Bestrebungen dieser gelehrten Vereinigung aufmerksam verfolgte und ihr durch private Zuschüsse die Herausgabe eines großen rumänischen Wörterbuches ermöglichte. Auch auf kirchlichem Gebiet wurde ein großer Wandel geschaffen, indem die nationale Kirche, die noch immer in gewissem Sinne abhängig war von dem Patriarchat in Konstantinopel, von diesem unabhängig wurde. Weiter und weiter spann sich das Eisenbahnnetz aus, und ein Lieblingswunsch des Königs erfüllte sich damit, indem sich von Bukarest nach allen Richtungen hin die Schienenwege erstreckten, welche die Hauptstadt mit den verschiedensten Donaupunkten und mit den entlegensten Grenzgegenden sowie mit allen Nachbarreichen verbanden.

Im Laufe des Jahres 1881 hatte der König die Genugtuung, die von einheimischen Ingenieuren erbaute Verbindungsstrecke der rumänischen Staatsbahn Buseu-Marascheschti einzuweihen; mit Recht hob er hierbei hervor, daß, als die erste Lokomotive ihre Fahrt auf rumänischem Boden angetreten, niemand gehofft habe, das von Fremden und mit fremdem Geld erbaute Eisenbahnnetz so bald im Besitz des Staates zu sehen, der nun den Ausbau dieses Netzes in die eigene Hand genommen.

Während der König unermüdlich bedacht war, sein Land politisch, militärisch und wirtschaftlich zu stärken, widmete sich die Königin hingebungsvoll allen Wohlfahrtsbestrebungen, in Verbindung damit die verschiedensten kulturellen und geistigen Interessen an-

Königin Elisabeth.
(Nach dem Gemälde von A. Koch 1882)

regend, fördernd, beeinflussend. Ihre besondere Aufmerksamkeit wandte sie dem Unterricht und der weiteren Ausbildung der Mädchen, den allgemeinen Erziehungsfragen, der Pflege der Musik und Kunst zu; sie rief neben Suppenanstalten den ersten Armenverein ins Leben und gründete eine Web- und eine Stickereischule, des ferneren eine Anstalt für barmherzige

Schwestern, eine allgemeine Wohltätigkeitsgesellschaft und eine Beschäftigungsanstalt für ältere Frauen, wie sie auch ständige Bazare, in denen nur rumänische Arbeiten verkauft werden, erstehen ließ. Auf ihre Veranlassung kamen Kaiserswerther Schulschwestern nach Bukarest, dort Kleinkinderschulen und Schulen für höhere weibliche Bildung begründend; umsichtig sorgte sie, der Sterblichkeit der Wöchnerinnen und Neugeborenen Einhalt zu tun, und heimische Diakonissinnen für die Kranken- und Kinderpflege auszubilden. Mit Freuden folgte sie sodann einer Anregung des Kultusminister, T. Maiorescu, ein als Prämie für die Schuljugend bestimmtes Buch zu verfassen, das in sinnig-poetischer Weise die gewaltigen Berggipfel bei Sinaia zur vaterländischen Sage und Geschichte in Beziehungen brachte, das Heimatsgefühl pflegend und vertiefend. Eine spätere deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel: „Aus Carmen Sylvas Königreich: Peleschmärchen", mit einem innig empfundenen Einleitungsgedicht. Das Buch fand eine so warme Aufnahme, daß später ein dem Dichter V. Alexandri gewidmeter zweiter Band folgte: „Durch die Jahrhunderte", in welchem in eindrucksvoller Weise von der römischen Zeit an bis zum letzten Kriege gegen den Halbmond geschichtliche Gestalten und Begebenheiten uns menschlich näher gebracht werden, reiche Blicke gewährend in die rumänische Volksseele. —

Nachdem der König in langer, angestrengter Arbeit den Staat auf eine feste Grundlage gestellt, konnte er auch, ohne daß darüber seine emsige Tätigkeit für das Land vernachlässigt wurde, die langgehegten Wünsche erfüllen und seine eigenen Heimstätten ausbauen und ausschmücken. Mit Friedrich dem Großen, der einst an d'Alembert geschrieben: „Ich liebe es zu bauen und zu schmücken, aber nur von meinen Ersparnissen, der Staat leidet nicht darunter," teilte König Karl auch diese Vorliebe. Das Kloster Cotro-

ceni war schon früher für den Frühlings- und Herbstaufenthalt der königlichen Familie in entsprechender Weise umgebaut worden und hatte allmählich ein gänzlich anderes Aussehen gewonnen. Auch das Bukarester Palais wurde den wesentlichsten Umänderungen unterworfen, würdig in jeder Beziehung eines königlichen Hofhaltes, dabei wohnlich und behaglich in allen Räumen, so das Arbeits- und Bibliothekszimmer des Königs, mit besonderer Berücksichtigung des Geschmackes des Herrschers, der im Gesamtstil wie im einzelnen das Feste, Gediegene, Alte liebt, das an die

Palais Cotroceni.

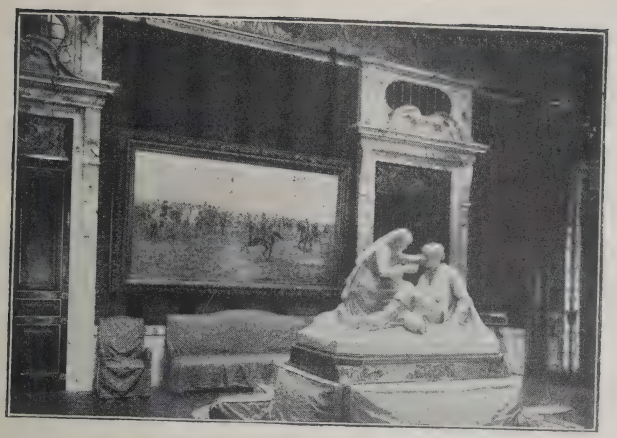
großen Zeiten der deutschen Renaissance gemahnt, und in jenem der Königin, die das Frohe, Leichte, Farbige bevorzugt. Im ersten Stock war ein prächtiger Wintergarten angelegt worden, breit und geräumig wurde der altdeutsche Speisesaal gestaltet, in gefälliger Anmut zeigen sich das Wohngemach und das Musikzimmer der Königin, mit Gemälden alter Meister, kostbaren Stoffen, erlesenen Bronzen reichlich verziert. König und Königin überwachten alles auf das genaueste, überall selbst eingreifend und selbst bestimmend, die besten Kräfte heranziehend, unter ihnen den schon früher erwähnten Meister Martin Stöhr, dessen

hervorragende Arbeiten auf dem Gebiet der Holzskulptur schon die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Sigmaringer Hofes auf sich gezogen hatten, und den König Karl ein Jahr, nachdem er die Regierung übernommen, zu sich berufen, ihm ein immer weiteres Feld ersprießlicher kunstreicher Tätigkeit einräumend.

Von früh an hatte der König ja ein besonderes Interesse für Holzarchitektur gehabt, bereits auf jenen

Das Königliche Palais in Bukarest.

in seinen Knabenjahren unternommenen Reisen durch die Rheinprovinz und Belgien alte Schnitzereien bewundernd und schon bei seiner Wohnungseinrichtung in Berlin als junger Dragoneroffizier das Hauptgewicht auf schön geschnitzte Möbel legend. Die Freude daran verlor sich auch nicht über all den unendlichen Schwierigkeiten und verantwortlichen Pflichten seines fürstlichen Berufes. In wachsendem Maße und stillgenügsamer Freude konnte er von Jahr zu Jahr mehr seiner Vorliebe gerecht werden und hatte in Martin



Vorraum im ersten Stock des Bukarester Palais

Vorraum zum Arbeitszimmer des Königs im Bukarester Palais.

Stöhr, der seinen einstigen vielgerühmten Berufsgenossen in Nürnberg, Augsburg, Lübeck glich in Kunstfertigkeit, Fleiß und Hingebung, den geeigneten Mann gefunden, der ihm auch persönlich nahe trat und von ihm aufrichtig geschätzt wurde wegen seiner ausgezeichneten künstlerischen Fähigkeiten und seines

Arbeitszimmer des Königs im Bukarester Palais.

kernigen, echt deutschen Charakters wie seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Treue. Die von Meister Stöhr, der seinem königlichen Gönner bis zu seinem letzten Atemzuge treu ergeben war, herrührenden Vertäfelungen an Türen, Wänden, Decken im Bukarester Palais sowie seine sonstigen Schnitzwerke, so die wundervollen, wie für die Ewigkeit geschaffenen Möbel, halten in jeder Hinsicht den Vergleich mit den besten deutschen Holzarbeiten der Vergangenheit aus

und erwecken immer wieder die aufrichtige Bewunderung der Kenner.

Auch für Gemälde hatte sich der König von Jugend auf interessiert und, wo es ihm möglich gewesen, manch gutes Bild erworben, mit dem er sein Bukarester Palais geschmückt. In dem preußischen General-

Empfangsraum und Bibliothek des Königs im Bukarester Palais.

konsul F. Bamberg, der vielerlei persönliche Beziehungen zum Elternhause des Königs und zu letzterem selbst hatte, fand er einen emsigen Förderer seiner Sammellust und erwarb durch ihn bzw. von ihm eine erhebliche Zahl erlesener Werke der größten Meister des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Welch eingehende, verständnisvolle Kritik der König zu üben wußte, geht aus einem Briefe hervor, den er unterm 5. Juli 1879 an Bamberg gerichtet: „Die ersten Kunstwerke Ihrer

Sammlung sind unversehrt eingetroffen und haben unsern Beifall. Das Bild, das uns besonders sympathisch ist, ist die ‚Ekstase der hl. Magdalena' von Antolinez; die Blumenstücke von R. Ruysch und J. Breughel würden jeder Galerie zum Schmucke gereichen, und wir bewundern sie sehr; der Ribera ist

Speisesaal im Bukarester Palais.

großartig, wir haben nur keinen Raum, in dem er zur Geltung kommen kann; der Goya mag eine gewisse Berühmtheit haben, mais je m'en passerais volontiers, es wäre interessanter, eine seiner satirischen Kompositionen zu besitzen; die beiden Bilder von Signorelli sind merkwürdig und haben großen Wert in einer Sammlung; der G. Douffet ist genial gezeichnet. Was den Murillo betrifft, so zweifle ich an seiner Echtheit; Petersburg und Paris streiten sich um das Original;

jedenfalls ist es eine ausgezeichnete Kopie, vielleicht von einem seiner Schüler. Die italienische Landschaft von Claude Lorrain ist wundervoll und ganz in meinem Geschmack. . . .“

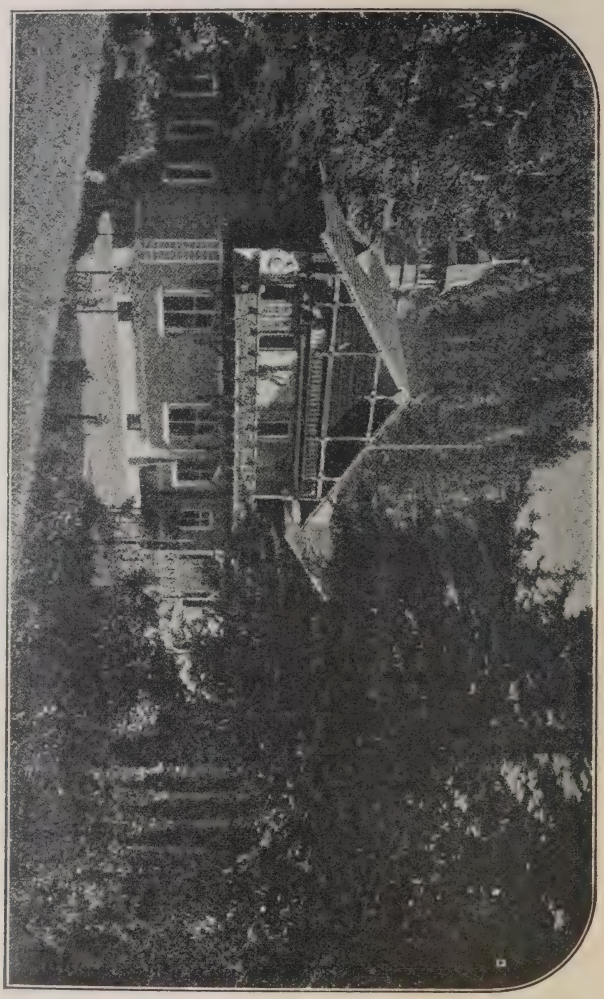
Die größte Befriedigung bereitete aber doch dem König der Bau des Schlosses Pelesch, weil er hier ganz aus Eigenem und Vollem zu schaffen vermochte.

Festsaal im Bukarester Palais.

Infolge der Kriegswirren war im Bau eine längere Stockung eingetreten; nach dem Friedensschluß ward aber mit Hochdruck gearbeitet, so daß am 6. August 1881 festlich und fröhlich in Gegenwart des Königspaares das Richtfest begangen werden konnte.

Für das königliche Paar war etwas oberhalb des Schlosses ein Forsthaus errichtet worden, im Schwarzwaldstil mit breit ausladendem Dach und hölzerner Veranda. „Es ist ideal, wie ein Nestchen im Grünen, und wirklich ein kleines Paradies, so heimlich und so

warm in seinen Tannen drin," schrieb die Königin ihrer Mutter nach der Krönungsfeier. Das untere Geschoß



Das Forsthaus bei Schloß Pelesch.

enthielt, neben einigen kleinen Nebenräumen, das Eßzimmer und das Arbeitsgemach für den König; unter dem Dach im oberen Geschoß mit der Tür auf den blumengeschmückten Balkon hatte sich die Königin

drei winzige Stübchen eingerichtet, deren bunte Fenster überallhin den Ausblick auf die großartige Natur ermöglichten. Die Ausstattung war einfachster Art, entsprach aber gerade den Wünschen der Königin, die sich der Ausarbeitung mannigfachster dichterischer Pläne widmete. Hier entstanden auch, wohl unter der Einwirkung des mit dem Schloßbau verbundenen betriebsamen Hin und Her und des persönlichen Zusammentreffens mit vielen der dabei Beschäftigten, die „Handwerkerlieder", die, häufig komponiert und gesungen, später in einem besonderen Bändchen erschienen.

Eine schöne Nachfeier der Krönung bildete für das Königspaar der Besuch der Mutter des Königs, der Fürstin Josephine von Hohenzollern, die zum ersten Male das Reich des geliebten Sohnes betrat. Am 14. September 1881 langte die Fürstin, vorher an der Grenze freudig vom Königspaare bewillkommnet, in Sinaia an, wo mit sorgendster Umsicht alles für ihren Empfang und für ihre Unterkunft vorbereitet worden war. Der persönliche Eindruck der edlen Frau war ein sofort alle Herzen gewinnender; zart, weich, hingebungsvoll im Wesen, hatte sie sich ihre feine Schönheit zu bewahren gewußt, mit der etwas mädchenhaft Zartes, graziös Schüchternes verbunden war. Auch auf rumänischem Boden gewann sie sich vom ersten Augenblick an die tiefsten Sympathien, wie dies aus einem Briefe der Königin hervorgeht, in welchem es heißt: „Es ist entzückend, solchen Engel von Schwiegermutter hier zu haben, es geht ein Duft von Zartheit und Harmonie von ihr aus, der ganz bezaubernd ist — die Mönche in Sinaia haben sich eifrigst erkundigt, welchen Platz sie bei Tische einnimmt, und wie sie hörten: ‚den Ehrenplatz', da sagten sie froh: ‚Gerade so machte es König Salomo, als seine Mutter zu ihm kam, da setzte er sie auf seinen Thron, kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände. So macht es auch unser König

Karl, den Gott segnen möge und ihm ein langes Leben schenken.“‘ —

Ueber zwei Jahre vergingen noch, ehe die feier-

König Karl und Königin Elisabeth (1883).

liche Einweihung des Schlosses Pelesch stattfinden konnte, im Herbst 1883, nachdem während des Sommers das Königspaar in der deutschen Heimat geweilt,

Schloß Pelesch (1883).

am 7. Juli in Potsdam der Taufe des zweiten Sohnes des damaligen Prinzen Wilhelm, des Prinzen Eitel Friedrich, beiwohnend, bei dem der König die Patenschaft übernommen.

Der 7. Oktober 1883 — einer der herrlichen Herbsttage wars, die mit goldigem Schein die Gebirgsnatur umhüllen, den Wald durchleuchten, die Gebirgsrecken

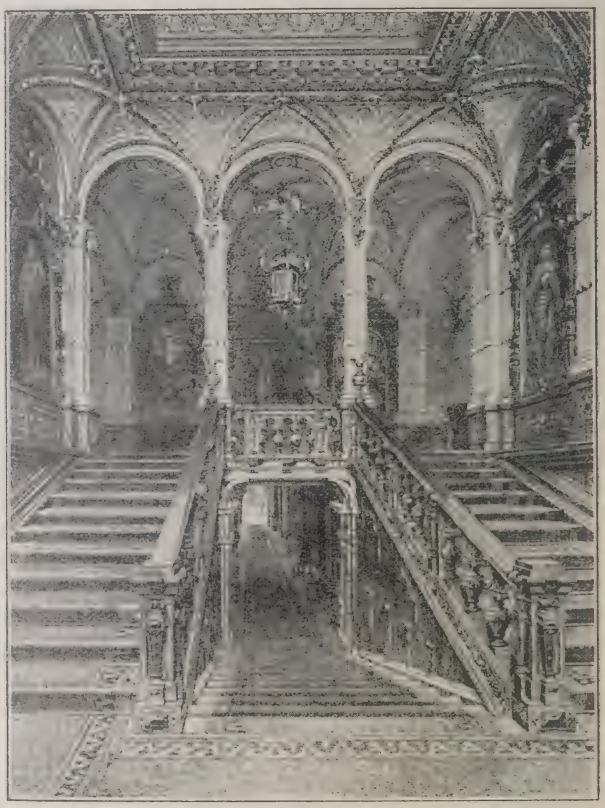
Südostecke des Schlosses Pelesch.

noch kühner und gewaltiger erscheinen lassen, voll wärmender Stimmung in ihrer klaren Schönheit.

Weit über den eigentlichen Rahmen hinaus gestaltete sich das Fest zu einer nationalen Feierlichkeit, die auch in ihrer Art eindrucksvoll zeigte, wie eng das Königspaar und die Dynastie mit dem Volke verbunden waren, und wie letzteres auf das innigste teilnahm an den freudigen Ereignissen, die das Herrscherhaus betra-

Ostseite des Schlosses Pelesch mit der Terrasse (1883).

fen. In dichter Menge hatte sich die Landbevölkerung eingefunden, selbst von jenseits der rumänischen Grenze, zahlreiche Scharen hatten die Züge aus Bukarest und Kronstadt gebracht, auch aus Sinaia, das sich mehr und mehr als bevorzugter Sommerkurort entwickelt.



Die Hauptstiege in Schloß Pelesch (1883).

waren viele Fremde erschienen. Den Zielpunkt aller bildete das Schloß, von dessen Türmen und Zinnen fröhlich die rumänischen Farben flatterten, und vor welchem ein Jägerbataillon mit Fahne und Musik die Ehrenwache übernommen hatte.

Arbeitszimmer des Königs in Schloß Pelesch.

Groß und glänzend war der Kreis der Eingeladenen, der, sich um das Königspaar scharend, die Minister und Würdenträger, zahlreiche hohe Beamte und Offiziere sowie all jene, die in leitender Stellung an dem Schloßbau mitgewirkt, vereinte. Den um 9 Uhr

Erker im Arbeitszimmer des Königs in Schloß Pelesch.

beginnenden Gottesdienst hielt der Metropolit-Primas ab, der auch unter Mithilfe seines Vikars und der Mönche des Klosters in dem mit würzigem Tannengrün dicht bestreuten Schloßhofe die Wasserweihe vollzog, an die sich der Gesang des Tedeums schloß.

General Creteanu, Chef des Militärhofstaates, verlas nun die Urkunde, die von der Königin auf Perga-

ment gemalt worden war, und die in deutscher Uebersetzung lautet: „Uns Karl I., Herrn und König, und Elisabeth, der Königin, ist es gelungen, nach hartem zweijährigem Kampfe mit einem lockeren, von Quellen durchdrungenen Boden den Grundstein zu diesem Bau

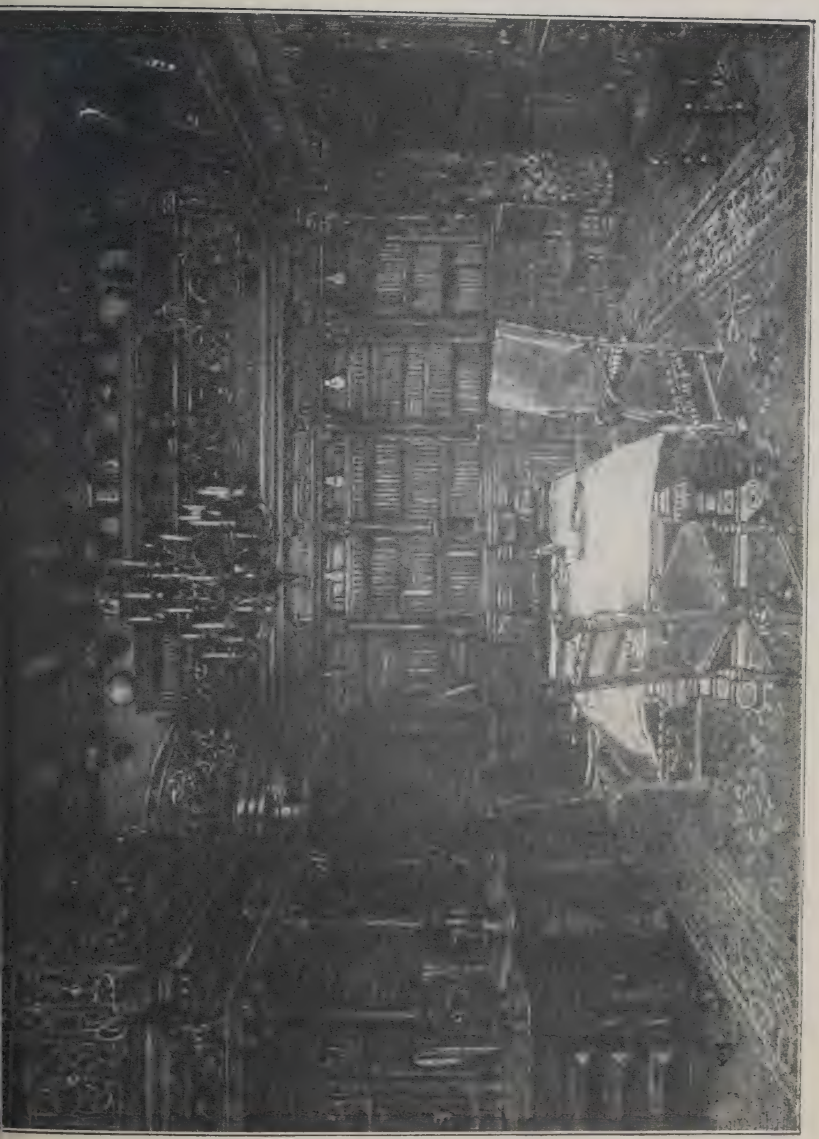
Korridor vor dem Arbeitszimmer des Königs in Schloß Pelesch.

am Fuß des Bucegi zu legen im Jahre des Heils 1875, dem neunten Unserer Regierung. Der Bau stand still während des Krieges für die Unabhängigkeit Rumäniens. Eingezogen sind Wir in dieses Unser Haus im Jahre des Heils 1883, dem siebenzehnten Unserer Regierung, und haben ihm den Namen gegeben Castel Pelesch.“

Nach Unterzeichnung des Dokuments seitens des Königspaares und der Ehrengäste begab sich unter den Klängen der Nationalhymne und dem Präsentieren der Ehrenwache der gesamte Zug zu dem mit kunstvollem

Glasgemälde in der Bibliothek des Königs in Schloß Pelesch: Schloß Sigmaringen.

Schmiedewerk reich bedeckten Hauptportal, dessen nicht minder kunstfertigen Schlüssel Hofbildhauer Stöhr auf rotem Sammetkissen dem königlichen Bauherrn darbot. Unter Vorantritt des von der Geistlichkeit begleiteten Metropolit-Primas, der unter Gebet und Gesang die Räume mit dem geweihten Wasser besprengte und auf sie den Segen Gottes herabflehte, vollzog sich der feierliche Einzug.



Bibliothekzimmer des Königs in Schloß Pelesch.

Bei dem im holzgetäfelten Speisesaal stattfindenden Festmahl brachte der König den ersten Trinkspruch auf das Wohl Rumäniens aus: „Dies Schloß habe ich erbaut als ein sichtbares Zeichen, daß die Dynastie, die durch den Volkswillen erwählt worden ist, nun in diesem schönen Lande Wurzel gefaßt hat, und daß wir mit Liebe die Liebe unseres Volkes erwidern, indem wir das vollste Vertrauen zu der Zukunft unseres teueren Vaterlandes haben. Eine heilige Pflicht ist es für mich und zugleich die Erfüllung eines tiefen Herzenswunsches, dieses erste Glas voll rumänischen Weines in diesem unserem Hause zu Ehren und zum Wohle Rumäniens zu erheben. Es lebe Rumänien!"

Den gleichen Jubel wie dieser Toast erweckte jener des Senatspräsidenten Demeter Ghika, dem Königspaare geltend: „Durch Mut und Ausdauer haben Eure Majestät Rumänien zu der Höhe gefördert, auf der es sich jetzt befindet. Dank denselben Tugenden haben Sie es auch vermocht, die großen Schwierigkeiten, die dem Vorhaben Eurer Majestät auf dieser Stelle entgegentraten, zu überwinden und dieses prachtvolle Schloß mitten in dieser großartigen Berglandschaft zu errichten. Ueberzeugt, daß ich dem ganzen Volke aus dem Herzen spreche, drücke ich den Wunsch aus, daß Eure Majestät lange Jahre ruhmvoll in der Mitte Ihres geliebten Volkes leben mögen! Mögen Eure Majestät stets in voller Gesundheit von diesem Schlosse aus regieren und Ihr Lebensglück mit Ihrer erhabenen Gemahlin teilen! Es lebe unser geliebter König! Es lebe unsere liebe Dynastie!"

Auch Rumäniens gefeierter Dichter V. Alexandri kam zum Wort, im Namen der rumänischen Nation sprechend und an eine alte Landessitte erinnernd: „Wenn zu unserer Ahnen Zeit Fürsten oder Großbojaren hierzulande in ein neues Haus einzogen, versammelte sich das Volk vor demselben und drückte seine Gefühle durch folgende Verse aus:

Schlafzimmer in Schloß Pelesch.

„Soviel Steine und Balken,
So viele Schätze und Siege!
Soviel Körnchen Sand,
So viele glückliche Tage!
Die Sonne soll es erwärmen
Und der Wind es stärken!"

Glasgemälde im Schlafzimmer in Schloß Pelesch: Lagerszenen aus dem 17. Jahrhundert.

„Diesen uralten Spruch unserer Vorfahren bringen wir heute Ihren Majestäten im Namen des rumänischen Volkes dar. Gebe Gott, daß Allerhöchstdieselben noch viele andere Monumente im Lande errichten, so herrlich und prächtig, wie dieser Palast, feenhaft wie ein Pelesch-Märchen. Mögen der Segen des Himmels und

Musiksaal in Schloß Pelesch.

die Liebe des Volkes stets die Gäste dieses Hauses sein!“

Der Präsident der Deputiertenkammer, C. A. Rosetti, gedachte in einer improvisierten und um so frischer gestalteten Rede des Königspaares, an den

Türkischer Salon in Schloß Pelesch.

Spruch Alexandris erinnernd, der am Aufgange der Ehrentreppe des Schlosses angebracht worden war:

„Ich, König Carol, hab' erbaut
Dem Volk, das sich mir anvertraut,
Sein Königreich im Kriegsgebraus,
In Friedenszeit mein eigen Haus“ —

und besonders die Königin nicht nur als Fürstin, sondern auch als Dichterin von Gottes Gnaden feiernd.

Zwei Trinksprüche schlossen sich noch an, der eine des Metropolit-Primas, welcher im Namen der Geistlichkeit, und jener des Generals Cernat, der im Namen der Armee, „die durch König Karl gebildet und von

Erker im Boudoir der Königin in Schloß Pelesch.

ihm zu glorreichen, die Unabhängigkeit des Landes gebrachten Siegen geführt ward", sprach.

Zum Schluß ergriff der König nochmals das Wort und dankte der Ephorie der Hospitäler für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die sie viele Jahre hindurch ihm und seiner Gemahlin gewährt, ihnen beiden würde der Aufenthalt im Kloster von Sinaia stets eine teure Erinnerung sein.

Nach dem Festmahl verblieb das Königspaar noch im Kreise seiner Gäste, denen zur Erinnerung eine auf die Vollendung und Einweihung des Baues geprägte Medaille überreicht worden war, dann schloß sich eine allgemeine Besichtigung der Einzelteile an, wobei manch bewundernder Ausruf laut ward.

Auch diesen 7. Oktober 1883 konnte König Karl in seinem Lebensbuche als einen sehr bedeutsamen

Kleines Musikzimmer der Königin in Schloß Pelesch.

Tag verzeichnen: was er acht Jahre zuvor seinem Vater geschrieben, daß ein „Königsschloß" hier erstehen könnte, es war in Erfüllung gegangen, glänzender und schönheitsvoller, als man je gedacht. Auch hier wieder hatte sich der feste Wille des Königs, das einmal als richtig Erkannte mit starker Energie zu vollenden, zum vollen Erfolg durchgerungen: Schloß Pelesch ist die ureigenste Schöpfung König Karls, gewissermaßen eine Verkörperung seines Selbst, ein Bild seines abgeklärten Innern wie das seines unermüd-

lichen Ringens und rastlosen Strebens nach Vollendung!

Viele ehrlich empfundene Worte der Freude und Bewunderung konnte das Königspaar über Schloß Pelesch entgegennehmen. Jeder, der seine Schritte dorthin richtete, war überrascht von der frohsinnigen, ein-

Boudoir der Königin in Schloß Pelesch.

drucksvollen Wirkung beim ersten Anblicke des Schlosses, zumal wenn man sich ihm vom Kloster aus näherte, den Waldweg einschlagend längs des unten dahinsprudelnden Pelesch. Tannen- und Buchendickicht breiten sich zu beiden Seiten aus, bis man plötzlich durch eine Lichtung drüben jenseits des Quells wie eine reizende Märchenschöpfung das Schloß sieht mit seinen Türmen und Zinnen, Erkern und Altanen, mit den von

Efeu und Weinlaub umrankten Galerien und Veranden, eingebettet in dichtes Grün, vorn mit Blumenbeeten und Springbrunnen, als Hintergrund sanft aufsteigende Höhenzüge mit sich zusammendrängenden Rottannen von wunderbarer Größe und Schönheit; als letzten Abschluß dieses einzigen Gemäldes die schroffen Felswände und Kuppen des Bucegi, die bei Sonnenuntergang in zauberhaftem Farbenspiel erglühen. Und dazu die weihevolle Einsamkeit, nur unterbrochen vom Ruf des Kuckucks und dem Locken der Amsel, vom raunenden Plätschern des Pelesch und vom leisen Rauschen der hoch oben sich schließenden Baumwipfel, alles groß und erhaben und doch dabei von liebenswürdigster Anmut.

Als Stil des Schlosses hatte man jenen der deutschen Renaissance des 16. Jahrhunderts gewählt, ohne sich gar zu streng um dies oder jenes wichtige Vorbild zu kümmern. Das untere und erste Stockwerk wurden in Steinbau, das zweite in Riegelbau aufgeführt, wodurch an sich schon eine große Mannigfaltigkeit erzielt ward, zu der sich noch das vielgestaltete, schiefergedeckte Dachgeschoß mit Türmchen und Dachreitern, Erkern und vergoldeten Eisenspitzen wie Eisenfähnchen gesellte, alles freundlich und gefällig, ohne schweren Pomp und Prunk, sich aber harmonisch zur Umgebung fügend. Von gewisser Wuchtigkeit war nur der am westlichen Ende der Vorderfassade sich erhebende, starke, vierseitige Hauptturm mit seinem von offener Galerie umgebenen Dachstuhl, auf seiner schlanken Spitze die blau-gelb-rote Fahne flatternd. Ein kleinerer Rundturm mit scharf ausgehendem Kegeldach schließt die östliche Ecke ab. Nischen, Balkone, Galerien, zum Teil mit dichten Schlingpflanzen bewachsen oder mit duftender Blumenzier versehen, allerlei Ein- und Ausbauten, ein steter Wechsel von Linien und Profilen sind von anheimelnder Traulichkeit, verstärkt durch Malereien, Schnitzereien, bunte Glasfenster.

Zwei Innenhöfe hatten gleichfalls reiche dekorative Zier erhalten, nach dem einen derselben lagen die Wirtschaftsräume, der andere, mit altdeutschem Springbrunnen, nahm bei festlichen Gelegenheiten die Wagen auf; die Vorfahrt erfolgte bei dem seitlich, am Durchgange zum Hofe, liegenden Hauptportal.

Die innere Ausstattung des Schlosses harmonierte mit dem Aeußern desselben. Mit erlesenem Schönheitssinn und vornehmstem Kunstverständnis bestimmte der König jedes Stück der Einrichtung und sorgte bis ins kleinste für eine wohltuende, einheitliche Durchführung des dekorativen Elements, das in altdeutschem Stile — dies im besten Sinne des oft mißdeuteten Wortes — gehalten ist, unter besonderer Berücksichtigung der Holzarchitektur.

Schon weiter oben hatten wir Meister Stöhrs erwähnt, der, wie im Bukarester Palais, auch im Schlosse Pelesch, an dessen Bauleitung er ohnedies seinen Anteil gehabt, seine Kunst aufs umfassendste bezeugen konnte.

Neben der Holzarchitektur legte der König großes Gewicht auf schönheitsfreudige Glasmalereien, die von trefflichsten Meistern in hervorragender Weise hergestellt wurden. Gedämpft fällt durch sie das Licht auf Hallen und Treppen, in Zimmer und Säle. In den Motiven, die eine geistige Einheit nicht vermissen lassen, wechseln historische Figuren aus der Hohenzollern- und rumänischen Geschichte mit Szenen aus dem deutschen Mittelalter, mit Ansichten der heimischen Schlösser und Burgen, mit allegorischen Darstellungen und Gestalten und, wie im Musiksaale, mit Episoden aus der rumänischen Märchenwelt.

Mit den Gemälden, die er gleichfalls von früh an gesammelt, und die durch die bereits hervorgehobene Bambergsche Galerie eine sehr wichtige Ergänzung erfahren, sowie mit anderen Kunstwerken schmückte der König gleichfalls das Schloß. Von Jahr zu Jahr trach-

tete er, seine Sammlungen zu vermehren, in umsichtiger und feinsinniger Weise, sich gern mit inniger Genugtuung an den Schätzen dieses Besitzes erfreuend. Auch in der Vereinigung der Gemälde, die nach einem

Schloß Pelesch im Winter.

festen Plan erfolgte, zeigte sich der geläuterte künstlerische Sinn des Königs, sein inniges Verständnis für die Werke der Großen und Größten, seine Freude an dem Wahren, Echten, Tiefen der reinen Kunst. In seiner Gemahlin fand er eine verständnisfrohe Helferin, die seine künstlerischen Neigungen teilt. Die Königin

wohnte häufig seinen Beratungen mit den Baumeistern und Künstlern bei, immer mit Rat und Tat zur Stelle; manche Malerei und dekorative Zier zeugen von der Kunstfertigkeit der hohen Frau. In ihren Gemächern waltet heitere Phantasie, licht und freundlich, wie ihr Gemüt, ist alles, und alles ist von intimem persönlichem Reiz erfüllt, von der Eigenart ihres poetischen, musikalischen, künstlerischen Talents. „Carmen Sylvas Zimmer habe ich auch gesehen," so läßt die Königin in ihren Pelesch-Märchen den munteren Gebirgsbach plaudern, „da ist ein großes Fenster darin, daß man glaubt, es ist gar keines da, und die Tannen und der Rasen von der Bergwand würden direkt hineinspazieren." Ja, das ist auch ein berückender Zauber des Schlosses, daß man von den meisten Gemächern hinausblickt auf den herrlichsten Rahmen, den die Natur geschaffen, auf die ihren würzigen Duft herübersendenden Waldungen, auf die Schluchten und Berge, und daß man fast überall das Rauschen und Plätschern von Fontänen und Quellen vernimmt, die uns soviel, soviel zu erzählen wissen von den Mären und Geschichten der verschwiegenen Forsten und der gewaltigen Gebirgsrecken, in deren Schluchten Bären und Wölfe hausen, die zu harter Winterszeit — Meister Petz früher gelegentlich auch, wie wir erfahren haben, im Sommer — ihre Streifzüge bis zum Schloßgebiet ausdehnen, freilich, nachdem die ganze Gegend belebter geworden, immer seltener.

Ihrer Mutter schrieb die Königin kurz nach der Uebersiedelung ins Schloß: „Ueberraschend schön ist unser neues Heim. Lauter Holz und immer Holz, reich geschnitzt. In Ueberfluß dicke, dunkle Teppiche, angenehme Farben überall, so wie ich mit fünfzehn Jahren Papa mein zukünftiges Haus beschrieb. Merkwürdig, daß ich mit vierzig Jahren dazu gelange. Es ist ungeheuer gemütlich und scheint mir gut eingeteilt für eine fröhliche Menschenschar. So Gott will, sollen

Menschen dort glücklich sein und ihr Bestes einander schenken!" — Und ein andermal schrieb sie der Mutter, der sie stets von allem, was sie erlebt und bewegt, Mitteilung gemacht, über ihre Tageseinteilung, ihre Arbeiten, ihr Zusammensein mit dem König: „Es ist meine Eigentümlichkeit, daß ich gern mit vielen Arbeitenden zusammen bin. Ich habe höchst ungern ein Tête-à-Tête, selbst zu einem angenehmen Gespräch gehören immer drei Personen. Im Tête-à-Tête kommt man leicht auf seine kleinen Misèren, über die man viel besser schweigt. — Auch lebe ich immer mit offenen Türen, so daß man jeden Augenblick zu mir hereinkommen kann. Nur die ersten Tagesstunden von 5 bis 8 Uhr morgens reserviere ich für die einsame Arbeit. Nachher lasse ich mich durch jedermann stören, angefangen mit der Hausarbeit und dem Küchenzettel. Ich habe aber oft Leute von 10 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. — Der König findet mich gern jeden Augenblick, den er frei hat, und so bin ich immer zu Hause. Er darf nie bemerken, daß ich arbeite. Wenn er ruft, oder wenn ich seinen Schritt höre, werden Feder und Pinsel hingeworfen, bis er mich nicht mehr braucht. Denn da er sehr viel Arbeit hat und viele Menschen sieht, müssen wir die Viertelstunden, die uns allein gehören, schätzen und benutzen. Würde ich einen Augenblick zögern, so wäre er vorüber und nicht wieder zu erreichen. Und ich denke, ich bin zuallerst Frau, dann Landesmutter und dann Dichter. Gott sei Dank geht aber der Dichter ganz heimlich mit zu Audienzen, in den Wald, in die Schulen, zum Diner usw. Alles und jedes bietet Gelegenheit zu unaufhörlichen Studien, und es werden Schätze im Gedächtnis aufgespeichert, das besonders früher ein sehr zuverlässiger Kamerad gewesen ist. — In Politik ist der König mein Orakel, und ich hüte mich, je davon mit anderen zu sprechen als mit ihm. Er hält mir Vorträge über Nationalökonomie und Finanzwesen, Eisenbahnen, Armee, kurz über alles,

was in sein Fach schlägt. Er hat ein ganz hervorragendes Genie für Verwaltung. Seine Talente liegen alle in entgegengesetzter Richtung wie meine. Neulich sagte Demeter Sturdza, er habe noch nie zwei Leute sich so ergänzen sehen wie uns beide. — ‚Und doch könnte man nicht verschiedener sein', sagte ich. ‚Ja,' antwortete er, ‚die Wege sind zwei, aber das Ideal ist immer nur eines."

Das Königspaar dehnte seinen Aufenthalt im Schlosse, das selbstverständlich mit den neuesten Heizvorrichtungen versehen worden war, bis tief in den Winter hinein aus. Es gab ja genug noch zu tun, da die lange Bauzeit ihre deutlichen Spuren in der nächsten Umgebung am merkbarsten hinterlassen hatte, und man ferner erst jetzt an die Schaffung eines gärtnerischen Vordergrundes wie des Parkes gehen konnte. Die Zugangsstraßen von Sinaia aus mußten ferner in Ordnung gebracht und die Nebenbauten des Schlosses mit diesem verbunden werden. Andere Pfade führten durch den Park und den sich unmittelbar an diesen schließenden Hochwald, hier zum Pelesch und zur Prahova hinunter, dort hinauf zu den Bergen, bis zu der friedlichen, 1500 Meter hohen Königswiese, auf der später eine schlichte Meierei entstand, zu der gern seitens des Königspaares und seiner Gäste Ausflüge unternommen wurden.

Auch um all diese wichtigen, mühsamen, kostspieligen Umwandlungen kümmerte sich der König persönlich, der jeden Weg bestimmte, viele tausende von Pflanzen aus der Ferne kommen ließ und dem Gartendirektor seine Weisungen erteilte.

Schloß Pelesch hatte dem Königspaare das so schmerzlich entbehrte eigene Heim gegeben. Wohl war das Bukarester Palais vorhanden, das, wie wir geschildert, im Laufe der Jahre aus dem einstigen unansehnlichen und unwohnlichen Bojarensitz zu einem statt-

lichen, modernen fürstlichen Heim umgewandelt worden war; aber abgesehen davon, daß es dem Staate gehörte, mußte man hier mit Gegebenem, auch in räumlicher Beziehung, rechnen und konnte nicht ganz nach eigener Lust schalten und walten. Anders bei Pelesch, der eigensten Schöpfung des Königs auf seinem eigenen Grund und Boden. Der Aufenthalt in den Klosterräumen von Sinaia, so anmutig und romantisch er zuerst gewesen, hatte sich doch mehr und mehr als recht unzuträglich erwiesen, zumal nach den großen Erfolgen des Krieges und der Erhebung Rumäniens zum Königreich. Damit waren ja auch selbstverständlich die repräsentativen Pflichten des Königspaares gewachsen. Die Zahl der fürstlichen und sonstigen hervorragenden Besucher stieg fortwährend, fremde diplomatische und militärische Missionen kamen ins Land und mußten empfangen werden: mit Rumäniens langem Dornröschenschlaf war's zu Ende; die wirtschaftliche Erschließung und finanzielle Gesundung des Landes machten erhebliche Fortschritte, im Mittelpunkt aller wichtigen Interessen stand der königliche Hof mit dem Königspaar an der Spitze. Denn wenn bei der rumänischen demokratischen Verfassung und der parlamentarischen Regierungsform dem Staatsoberhaupt es auch versagt ist, aktiv — von ganz besonderen Gelegenheiten abgesehen — in die Politik einzugreifen, so hatte es König Karl doch vom ersten Tage seines Regierungsantrittes an verstanden, seine Persönlichkeit voll zur Geltung zu bringen und der Fürsten-, später der Königswürde eine weithin sichtbare Stellung zu geben, wie man sie nur zur Zeit des höchsten Glanzes der früheren rumänischen Geschichte, eines Mircea des Alten, Stephan des Großen, Michael des Tapferen, gekannt. Bloß daß jetzt dieser neue Glanz der Krone und die bei aller Ruhe und Schlichtheit so eindringliche Kraft der Persönlichkeit des Königs auch nach außen hin einen starken Eindruck machten, der sich in dem stets wach-

senden Interesse für den König und seine Gemahlin wie für das emsig aufstrebende Volk zeigte.

Für das Königspaar, das immer einen anregenden Verkehr bevorzugt und diesen, soweit es mit der fürstlichen Stellung vereinbar, gern nach allen Richtungen ausgedehnt, ward Schloß Pelesch bald die Pflegestätte edelster Gastlichkeit, verbunden mit innigstem Familienglück. Die Empfindung hiervon teilte sich nicht nur allen Besuchern mit wohltuender Wärme mit, sie durchströmte belebend und erfreuend auch alle Räume des großen Baues und verlieh ihnen jene eigentümliche Stimmung, die nur mit einer glückerfüllten, von gütigen, zufriedenen Menschen bewohnten Stätte vereinbar ist.

Der König, nie frei von sorgender Arbeit um des Staates Wohl und Wehe, freute sich, daß die räumliche Engigkeit der bisherigen Verhältnisse gewichen war, und er seinen Ministern und hohen Beamten, die, soweit sie nicht während des Sommers in Sinaia wohnten, häufig zu Beratungen von Bukarest herüberkamen, eine andere Aufnahme gewähren konnte, wie in den schmalen Klosterzellen. Auch für die Bibliothek war ja neben dem Arbeitsgemach ein besonderer Raum geschaffen worden, was für den an emsige, pflichterfüllte Tätigkeit gewöhnten Herrscher, der so gern nach einem bedeutenden Buche griff, von großer Wichtigkeit war. Die Königin aber hatte sich ihr eigenes sonniges Reich gestaltet in ihren lichten Gemächern, ihr schien es, als ob sie nun erst ganz eingewurzelt im rumänischen Boden war.

Bald stellten sich auch die ersten fürstlichen Gäste ein, als besonders willkommene Kronprinz Rudolf von Oesterreich mit seiner jungen Gemahlin, die, nach frohem Empfange in Bukarest, mehrere Frühlingstage des Jahres 1884 in Schloß Pelesch verlebten, sich dort außerordentlich wohlfühlend. Den Höhepunkt der

verschiedenen Festlichkeiten bildete ein malerisch gestalteter Ball in rumänischer Bauerntracht, die auch die jugendliche österreichische Thronfolgerin angelegt hatte.

Das gleiche Jahr 1884 ward auch insofern von Bedeutung für den König und das Land, als auf Vorschlag J. Bratianus ein Kronbesitz geschaffen wurde, bestehend aus zwölf in den verschiedensten Gebieten des Landes liegenden Gütern, die über 130 000 Hektar umfassen. Durch diesen Besitz sollen der Krone die Mittel gewährt werden, eine zweckentsprechende Repräsentation auszuüben, er soll auch eine enge Verbindung herstellen zwischen ihr und dem Land, zumal der bäuerlichen Bevölkerung desselben. „Der König muß der erste Besitzer rumänischen Bodens sein", meinte Bratianu, mit dem stillen Wunsche, daß diese Krongüter vorbildlich würden für den gesamten Staat, ein Beispiel gebend zur regen Nacheiferung. — Und diese Erwartung erfüllte sich glänzend im Laufe der Jahre, dank der steten Sorgfalt des Königs, der seine ersprießliche Aufmerksamkeit nicht nur der rumänischen Landwirtschaft, sondern auch allen mit ihr in nähere wie weitere Verbindung zu bringenden Betrieben widmete. Er fand zudem einen emsigen und verständnisvollen Verfechter wie Ausführer seiner Pläne in dem Administrator der Domänen, Dr. Joan Kalindéro, der schon früher dem Staat wichtigste Dienste in der Regelung der Eisenbahnfrage geleistet. Mit klarem Blick und voller Tatkraft ausgestattet, unermüdlich hingebend und schaffensfroh die Ideen des von ihm treu verehrten Herrschers verwirklichend, betrachtete Dr. J. Kalindéro die ihm gestellte neue Aufgabe als sein vollstes und würdigstes Lebenswerk. So wurden Musteranstalten geschaffen, in erster Linie in landwirtschaftlicher Beziehung zur möglichst rationellen Ausnutzung des Bodens, dann aber in industrieller Hinsicht, indem Fabriken und sonstige Unternehmungen entstanden, um

Besuch des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in Bukarest: Parade vor dem Königlichen Palais (1884).

die besonderen Erzeugnisse bestimmter Güter vorteilhaft für die Bevölkerung zu verwerten.

Am 11. September des letztgenannten Jahres wurde in Sinaia eine weihevolle Erinnerungsfeier begangen, da sich's an jenem Tage siebenmal gejährt, daß die tapferen rumänischen Truppen die heldenmütig verteidigten Griwitza-Schanzen genommen. Nach orientalischer Ueberlieferung ist die Sieben eine geheiligte Zahl, deshalb beging man jene Feier besonders festlich. Um den Klosterhof von Sinaia stand das zweite Jägerbataillon, unter Glockengeläut nahte vom Schlosse her das Königspaar mit großem Gefolge, die Kirche betretend, in der eine Totenmesse für die Gefallenen gelesen ward, an die sich ein Lobgesang zum Dank für den ruhmvollen Sieg reihte; draußen stimmte die Militärmusik das von Himmel komponierte Theodor Körnersche Gebet vor der Schlacht: „Vater, ich rufe dich" an, das der König gleich nach seinem Regierungsantritt als Armeegebet eingeführt hatte, und das seitdem stets beim Zapfenstreich gespielt wird. Nach dem Gottesdienst zogen die Truppen am Königspaar vorüber, das sich hierauf mit seiner Umgebung nach dem Militärlager auf dem nahen Waldgelände begab, wo der Kommandeur des Jägerbataillons vor einem Triumphbogen der Königin einen Rosenstrauß überreichte. In der Mitte des Lagers waren zwei Zelte errichtet, das eine für die Königstafel, das andere für jene der Soldaten. Aus Laub und Farnkräutern, mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben des Königs und seiner Gemahlin, war sehr hübsch das Königszelt errichtet, das im Innern eine Reihe blumenumrahmter, ins Rumänische übersetzter Denksprüche der Königin wie des nationalen Dichters Alexandri, die auf das Soldatenleben und die rumänischen Waffenerfolge Bezug hatten, aufwies, zwischen denen die Namen der bei Erstürmung der Griwitza-Redoute gefallenen rumänischen Offiziere und Soldaten angebracht waren. Beim Schlusse des

Mahles hatten die Jäger um das Königszelt Aufstellung genommen, der König erhob sich von seinem Platz und sprach eindringlichen Tones: „Haltet heilig die Ueberlieferungen des Bataillons von 1877, um stets der hohen Auszeichnung würdig zu sein, die Ihr Euren tapferen Brüdern verdankt. Ich erhebe mein Glas, um auf das Wohl der Armee zu trinken und gedenke gleichzeitig der gefallenen Helden von Griwitza.“ Als die schmetternden Musikklänge und die Hochrufe auf den König verhallt, trat der König auf die sich vor ihm senkende, mit dem „Stern von Rumänien“ verzierte Fahne zu mit den Worten: „Diesen Blumenkranz weiht die Königin der von Kugeln zerfetzten, von Pulverdampf geschwärzten Fahne, um die sich in der Stunde der Gefahr die Reste des Bataillons geschart hatten, vorwärts zu gehen zum Siege!“

Zu der Feier hatte sich in dichten Scharen die ländliche Bevölkerung eingefunden, die dem Königspaare bei seinem Rundgange jubelnde Huldigungen darbrachte. Und als nun plötzlich Zigeunermusik erscholl, da fügte sich wie von selbst Hand in Hand, in weitem Kreise ward um das königliche Paar die Hora getanzt, es war ein Volksfest im schönsten Sinne des Wortes. Als der König und seine Gemahlin beim Sonnenuntergang das Plateau verließen, folgten ihnen noch lange die Jubel- und Hochrufe durch den schweigenden Wald, aus dem sich nach eingebrochener Dunkelheit ein langer Zug von Fackelträgern loslöste, die beim Schloße vorbeizogen unter Musik und vaterländischen Gesängen, dem auf die Galerie hinausgetretenen Königspaare stürmische Huldigungen darbringend.

Eine freudige Veranlassung führte das Königspaar im Oktober 1884 nach der deutschen Heimat, wo in Sigmaringen die goldene Hochzeit des Fürsten Karl Anton und seiner Gemahlin gefeiert wurde, in Anwesenheit

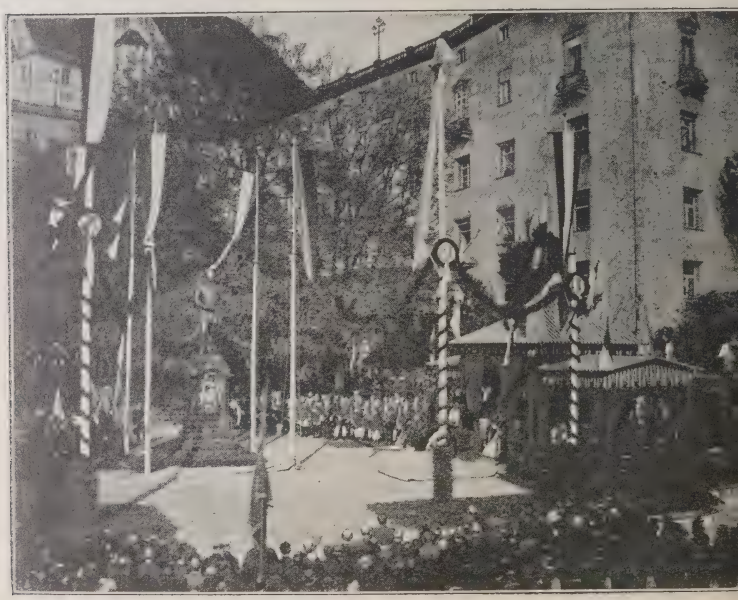
des Kaisers, des Kronprinzen, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden und vieler fürstlicher Gäste. Begeistert schrieb die Königin über dieses Fest an eine Freundin: „Der Empfang hatte etwas Imposantes; mein Schwiegervater in goldgestickter Uniform im Rollstuhl, so ganz Herr des Hauses, graziös und vornehm, meine Schwiegermutter so zart und lieblich und mädchenhaft schüchtern. Alle die Söhne, Töchter, Enkel, dann die jungen Hünen, die drei wunderschönen Söhne der noch so schönen Herzogin von Anhalt, alle Höfe unter den Ahnenbildern im lichtdurchströmten Saal. Ich hielt mich immer etwas abseits, um sehen zu können. Etwas Rührenderes und Schöneres als diese Feier hat es gewiß noch selten gegeben. Vom frühesten Morgen, von der Kommunion bis zum letzten Augenblick, war es schattenlos und wunderschön. Der Kaiser sah so schön aus und brachte auch einen sehr schönen Toast aus, aber mein Schwiegervater, der sonst immer so glänzend sprach, war zu erschüttert und dankte nur mit wenigen Worten. Der Großherzog von Baden war besonders lieb zu mir; er frug mich, ob ich mich noch erinnerte, mit welchen Idealen ich vor einundzwanzig Jahren ins Leben eingetreten. „Ja," sagte ich, „und das Leben hat mir noch viel mehr gehalten, als ich von ihm erwartet." „Das freut mich," sagte er mit Tränen in den Augen. Ich hatte schon zweimal neben ihm gesessen bei Tisch und hatten wir lange gesprochen. Er war eigentlich meine allererste Flamme, wie ich vierzehn Jahre alt war. Ich wußte nur nicht, was das für ein Gefühl war, im Herzgrübchen, wenn ich ihn sah. Seine große Güte und Milde zogen mich so an. Jetzt ist sein Bart schneeweiß, aber sein Ausdruck unverändert. — Der Kronprinz ist noch viel schöner geworden und hat noch immer dieselbe Treue und Güte und Herzlichkeit in seinem Wesen. — Er sagte, er habe den König und mich noch nie zusammen gesehen. Wir klagten ihn an, daß

er unsere Ehe gestiftet und nun nicht einmal zugesehen habe, wie sie geht!"

In einem anderen Briefe aus Sigmaringen kam die Königin auf ihre Ehe zu sprechen: „Meine Schwägerin sprach gerührt vom ehelichen Glück der jüngsten Geschwister; da dachte ich, daß das unsrige doch noch viel rührender ist. Ich habe es gepflegt wie eine seltene Blume; ich werde aber auch mit Zärtlichkeit vom König überschüttet. Möchte es nur immer so bleiben. Aber ich sehne mich nach Hause!" Und einige Tage später: „Ich habe solche Sehnsucht nach Hause, wie ich es gar nicht sagen kann. Sonst sagte ich immer von Deutschland ‚zu Hause', jetzt, seit ich ein Haus habe, sage ich es von Rumänien. Ich bin dort doch arg festgewachsen und fühle mich auf jedem anderen Boden unsicher und unbehaglich." —

Damals, in jener festfrohen Zeit, die dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern bewies, daß sein vaterländisches Wirken reichste Anerkennung gefunden, würdigte Max Duncker in liebevollem Eingehen das Wesen des Vaters König Karls: „Großes nach mehr als einer Seite hin anzubahnen und einzuleiten, war dem Fürsten Karl Anton beschieden. Die anspruchslose, sich selbst zurückstellende Weise, in der er Deutschland so hervorragende Dienste geleistet, erhöht deren Wert. Die Willenskraft, die Geduld, ja die unverkümmerte Freudigkeit des Herzens, mit welcher der Fürst die schwere körperliche Verhinderung, die ihn seit zehn Jahren hemmt, ertragen hat und trägt, konnten Achtung und Sympathie nur vermehren. Von schlichtem, stets zu helfen bereitem, mildem und freundlichem Sinn, von leutseligstem Wesen zählt der Fürst zu den verehrungswertesten und verehrtesten Häuptern im deutschen Reich. Nicht zu seinen geringsten Verdiensten gehört das Vorbild eines einfachen, reinen und schönen Familienlebens, das er in seinem Hause dem deutschen Volke gegeben. Mit lebhaftem und dank-

barem Anteil begleitet die Nation das Fest, das dem Fürsten im vierundsiebzigsten Lebensjahr an der Seite seiner edlen und gemütvollen Gemahlin, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, zu feiern vergönnt ist; sie erblickt in demselben mit stolzer Freude die Krönung der echtdeutschen Tugenden, die dieses Haus gebaut und behütet haben."



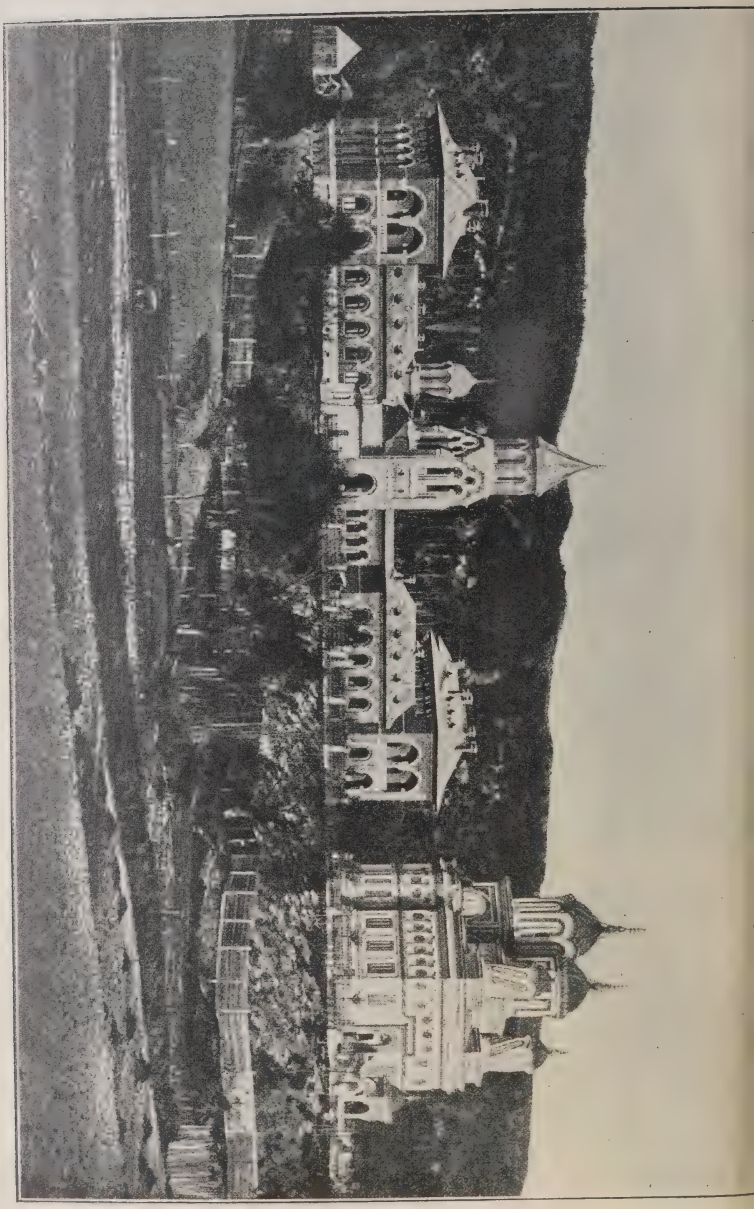
Enthüllung des Denkmals des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern in Sigmaringen (21. Oktober 1890).

So freudig im Herbst 1884 die Veranlassung gewesen, das Königspaar nach Sigmaringen zu führen, so schmerzlich war der Grund im Sommer des folgenden Jahres, als die Kunde von der ernstlichen Erkrankung des Fürsten Karl Anton seine Kinder und Enkelkinder wieder im Sigmaringer Schloß vereinte, in welchem der Fürst am 2. Juni 1885 verschied, eine unersetzliche Lücke hinterlassend bei den Seinen, in der

Geschichte aber den Ruhm eines wahrhaft großen und edlen deutschen Fürsten, der auch in den schwersten Tagen mit begeisterter Hingebung für das Vaterland eingetreten und ihm jederzeit seine besten Kräfte geweiht hatte. König Karl hatte nicht nur den Vater, sondern auch den treuesten Freund verloren, und es währte sehr lange, bis er in rastloser Arbeit und Pflichterfüllung das seelische Gleichmaß wiedergewann.

Kurz nach dem Hinscheiden des edlen Fürsten vereinte sich ein Kreis hervorragender deutscher Männer, um dem Verewigten ein seiner würdiges Denkmal zu errichten, das im Oktober 1890 feierlich in Sigmaringen enthüllt ward.

Der Herbst 1886 brachte die feierliche Einweihung der Kirche von Argesch, deren Wiederherstellung sich der König mit besonderer Liebe gewidmet und hierzu sehr erhebliche Summen aus seiner Privatschatulle gespendet hatte. Schon kurz nach seinem Regierungsantritt hatte Fürst Karl das in köstlicher, einsamer landschaftlicher Umrahmung gelegene und mit bedeutsamen Entwicklungen der früheren rumänischen Geschichte verbundene Gotteshaus besucht, das von dem von 1512 bis 1521 regierenden Fürsten Neagoe aus dem Geschlecht der Basarab erbaut worden war, der mit dieser Aufgabe den Baumeister Manole betraut hatte. Mancherlei Erinnerungen und Sagen waren mit dem wundervollen Gotteshause verknüpft, das in den späteren Kriegszeiten argen Verwüstungen und Entstellungen ausgesetzt war, das man gelegentlich aber auch in einzelnen Teilen wiederherzustellen trachtete. Schwere Verheerungen richtete im Jahre 1814 ein Brand an, nicht minder ein 1831 stattgefundenes Erdbeben, und von neuem wütete am 23. April 1867 das Feuer in dem hehren Raume. Gleich nach seinem ersten Besuch hatte sich Fürst Karl vorgenommen, das nationale Heiligtum wieder in alter Schönheit erstehen zu lassen, aber infolge wichtigerer Aufgaben konnten



Kloster und Kirche von Argesch.

erst im Jahre 1875 die ersten Arbeiten zur Wiederherstellung beginnen. Fürst Karl hatte dieselben, wie wir schon früher erwähnt, dem französischen Architekten A. Lecomte du Nouy überwiesen, der in elfjähriger Wirksamkeit die schwierige Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit löste.

Die Königin hatte für das wiederhergestellte Gotteshaus ein Evangelienbuch bestimmt, von erheblichem Umfang, dessen zahlreiche Pergamentblätter sie mit künstlerisch durchgeführten Blumenmotiven bemalte, ihrer Mutter darüber schreibend: „Für die Kirche Curtea de Argesch habe ich eine große Arbeit angefangen. Auf enormen Pergamentbogen, mit Malereien verziert, schreibe ich die zwölf Evangelien, welche man daraus an jedem Donnerstag lesen soll, zur Erinnerung an den Gründonnerstag, an welchem ich sie an meines Kindes Sarg vernahm. Es wird eine schöne Arbeit, und zuletzt schreibe ich das mit meiner Handschrift hinein, dann wird es ein Monument für Kleinchen wie kein anderes. Für die Einweihung will ich ganz mittelalterlich mein Geschenk dazu malen." Nachdem die Königin die ersten Seiten und die Einbanddecke geschildert, fuhr sie fort: „Die Widmung lautet: „Ich habe dieses Buch mit den zwölf Evangelien der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus gemacht für die heilige und gottgeweihte Kirche und Episkopie von Curtea de Argesch, in Erinnerung an mein vielgeliebtes einziges Kind Maria, welches am Leidens- (Grün) Donnerstag in das ewige Leben einging, zu deren Häupten ich damals die tröstlichen Worte des Herrn lesen hörte. Castel Pelesch, am 8. September 1886."

Der Eindruck des Gotteshauses ist ein ganz wundervoller. In einer von alten Bäumen beschatteten Allee schreitet man entlang, da, bei einer kleinen Biegung, leuchtet und glüht und sprüht es gleich fremdartigstem Zauber in einiger Entfernung vor uns auf,

goldschimmernde, schlanke Türme umgeben eine stolze Kuppel, die sich in zierlicher Wölbung erhebt über einem Unterbau, der in seiner feinen Gliederung und in seiner buntfarbigen Pracht einem jener orientalischen Schmuckkästchen gleicht, die uns die Dichter der „Tausend und eine Nacht" so oft lockend geschildert. In der gesamten anmutigen Gliederung, in der Verschiedenartigkeit der Ornamente, in dem Reiz der kunstreichen Formung sämtlicher Einzelteile, in der berückenden Farbensymphonie ähnelt die Kirche mehr einem bewunderswerten Werke echt orientalischer Kunst. Inwendig tritt uns reichster byzantinischer Geschmack entgegen, es gleißt in allen Farbentönen, zumal in Gold, Blau, Grün, goldene Ampeln in orientalischen Formen hängen von den hohen, luftig gespannten Deckenwölbungen herab, zu denen sich die Säulen so zierlich hinaufwinden, als ob sie bloß ein leichtes Blätterdach zu tragen brauchten. Sämtliche Gegenstände, auf die das Auge trifft, sind mit erlesener Kunst im einheitlichen Stil gearbeitet und fügen sich voll reiner Stimmung dem Ganzen ein. Ein großer, goldumsäumter Glasschrein birgt das erwähnte, wahrhaft einzigartige, kostbare Geschenk der Königin, jenes Evangelium, dessen fünfzig große Blätter breite silberne, goldziselierte Einfassungen aufweisen. Rechts und links vom Eingang erblickt man in Mosaikmalerei, in würdiger Schlichtheit dargestellt, die Gestalten des Königs und der Königin; unter der letzteren zieht sich der Spruch dahin: „Weine nicht, sie ist nicht gestorben, sie schläft," und die Erklärung der Worte gibt uns ein vom Himmel herabschwebender Engel mit den lieblichen Zügen des teuren, so früh verschiedenen einzigen Kindes des Königspaares, des Prinzeßchens Marie. — —

Das Königspaar war schon am 11. Oktober in dem Städtchen Argesch eingetroffen, das von freudigstem Leben und Treiben erfüllt war. Nach einem kurzen Gottesdienst besichtigten der König und die Königin die

Kirche in all ihren Teilen, dem Wiederhersteller ihre große Befriedigung aussprechend. Am Abend fand bis

Einweihung der Kirche von Argesch (12. Oktober 1886).

nach Mitternacht ein feierlicher Gottesdienst statt, genau wie bei dem ersten Weihegottesdienste im Jahre 1517. Am folgenden Tage, am 12. Oktober, ging dann zur Vormittagsstunde die Einweihung vor sich. Das

Königspaar ward von sämtlichen Ministern, den Staatswürdenträgern, den Mitgliedern des diplomatischen Corps und dem Bischof wie der hohen Geistlichkeit auf der Plattform empfangen; der König wurde vom Bischof zu seinem Ehrensessel, die Königin zu dem ihrigen vom Metropoliten der Moldau geleitet. Nach der Weihe und der sich anschließenden Prozession wurde seitens der Königin die Urkunde über die Wiederherstellung verschlossen und dieselbe in den Altar eingefügt. Nach der Messe dankte der Bischof dem König für die Wiederherstellung des Gotteshauses, die sich würdig an andere von ihm wiederhergestellte Gotteshäuser schlösse, und der Königin für das von ihr gestiftete Evangelium, „das mit engelgleicher Geduld von derselben erhabenen Hand geschrieben wurde, welche die Wunden unserer auf dem Ruhmesfelde gefallenen Soldaten heilte. Gesegnet sei dieses Kleinod! Gesegnet seien diejenigen, die es lesen und anhören werden!"

Nach dieser Einweihung begab sich das Königspaar hinaus auf die von goldener Herbstsonne beschienene Plattform, vor der eine dichtgedrängte Menge harrte. Der König, neben der Königin stehend, umgeben von den zu der Einweihung Erschienenen, hielt folgende Ansprache: „Die Völker, welche ihre Denkmäler pflegen, ehren sich selbst, denn überall sind dieselben eine lebendige Darstellung der Geschichte, der Spiegel der Vergangenheit, sichtbare Wahrzeichen für die späteren Generationen. Zur Erinnerung an berühmte Taten errichtete man gewöhnlich Statuen. In Rumänien aber bauten die großen Fürsten Kirchen und Tempel, um auf diese Weise den Glauben zu stärken, der durch wiederholte heidnische Angriffe schwer gelitten hatte, und als Zeugnis, daß nur der Himmel allein Erfolg beschert und vor Gefahren beschützt. Wir begegnen daher im Gebirge, in den bezaubernden Tälern des Landes zahlreichen heiligen Stätten, von unseren

tapferen und frommen Fürsten erbaut, die mit Recht in der Kirche und deren Lehren den kräftigsten Schutz der rumänischen Nation erblickten. Neagoe Basarab, der im gläubigen Sinne in der Religion seine Stütze suchte, bestimmte, daß am Abhang der Karpathen die schönste Kirche errichtet werden sollte. Der Meister Manole ging ans Werk, Meister und Gesellen arbeiteten Tag und Nacht, und nach kurzer Zeit erstand am unteren Argesch, an seinem schönen Ufer, ein Bau wie kein zweiter. Zur Einweihung dieses Baues berief der Fürst eine imposante Versammlung. Es kamen der Patriarch von Konstantinopel, vier Metropoliten, sämtliche Bischöfe und Aebte des Landes, die Aebte vom Berge Athos und über tausend Geistliche, die diesem schönen Feste beiwohnten, und der Name Curtea de Argesch wurde im ganzen Orient genannt und seine Kirche ein Wunderwerk des Ostens. Unter den Unbilden der Witterung aber litt diese heilige Stätte, Feuer und Erdbeben zerstörten die schönsten Teile derselben und dem stolzen Bau drohte die Vernichtung. Das Volk, von gleichem religiösem Gefühl durchdrungen, welches tapfer das Erbe seiner Vorfahren verteidigte und seine Heimat vor feindlichen Einfällen bewahrte, wollte nicht, daß dieses Kleinod verloren gehen sollte. Die Nation steuerte reiche Mittel hierzu bei, und heute, nach $3^1/_2$ Jahrhunderten, glänzt Curtea de Argesch in alter Pracht, als ein neuer Beweis, daß falsche Lehren den Glauben der Rumänen nicht vernichten konnten, und daß nur durch die Gnade Gottes große und gute Taten vollbracht werden können. Wir, die Königin und ich, sind stolz und glücklich, daß unter unserer Regierung dieses heilige und historische Denkmal den Gläubigen zurückgegeben wurde, das für immer die Heimstätte der Religion bleiben möge, in welchem das Volk in allen Lebenslagen seine Zuflucht sucht. Wir bitten den Allmächtigen, daß er unser teures Rumänien segne!“ Bei den feierlich gesprochenen

Schlußworten erhob der König wie segnend die Hand, von tiefer Bewegung waren die vielen Tausende ergriffen, die der Rede gelauscht.

Nach dem König ergriff Minister D. Sturdza das Wort, eindringlich das segensreiche Wirken des Königs für das Land schildernd, voll treuer Ueberzeugung schließend: „Indem ich vor Euren Majestäten den Gefühlen der Erkenntlichkeit des ganzen Landes in diesem feierlichen und heiligen Augenblick Ausdruck verleihe, erfülle ich unser Aller heilige Pflicht!“

Ihrer Mutter schrieb die Königin über das Gotteshaus und die Feier: „Die Kirche ist einfach ein Märchen aus Indien oder Persien, auf dem prachtvollen Hintergrunde von Bergen, die so hoch sind wie der Karaiman. Eine solche Harmonie von Farben habe ich selten gesehen — ich war sehr erschüttert, als ich die Kirche betrat. Ebenso war ich erschüttert, als mein Evangelienbuch herausgetragen und geküßt wurde und das Evangelium daraus gelesen — es waren einige merkwürdige Augenblicke! Während der Kommunion erklangen plötzlich in leisem Windhauch alle die Glöckchen, welche die Tauben in den Schnäbelchen halten, und während Karls Rede war ein Echo aus der Kirche, als wenn sie beständig Antwort gäbe. Es waren wohl mehr als 15 000 Menschen versammelt, Bauern in herrlichen Trachten. Sie jubelten, daß ich angezogen war wie sie. Am Nachmittag machten sie mir eine Ovation. Da fanden wir die Kirche gesteckt voll niederen Volkes, als ich mein Evangelienbuch herausholen wollte. Der Bischof trug es hinaus und stellte sich damit vor die Kirchentüre. Ich wandte den Leuten die Seiten um, und sie küßten mir Schultern, Arme und Hände und segneten mich, bekreuzigten sich und küßten das Buch. Frauen, Kinder, Soldaten, alles umdrängte uns dicht in der wundervollen Kirchentüre. Dazu der Sonnenuntergang, der das Hochgebirge rosa und violett, die nahen Hügel goldig und sammetig färbte.“

In verschiedenen Berichten ausländischer Zeitungen über die Feier hatte man versäumt, der außerordentlich werktätig-materiellen Hilfe des Königs bei der Wiederherstellung der Kirche zu gedenken, dafür das ganze Verdienst der rumänischen Regierung zugeschrieben. Die Königin bemerkte darüber in einem Briefe, der dies und ihren Gemahl betraf: „Wie oft zittert ein feines Lächeln unter dem Bart, wenn die Leute sich in seiner Gegenwart rühmen, etwas erdacht oder gemacht zu haben, wohin er sie durch 14jähriges Bohren gebracht. Von dieser zähen Geduld wird man erst eine Ahnung haben, wenn er nicht mehr ist! — Nur ich allein weiß, wie er eine Idee verarbeitet und durchsetzt. Charakteristisch ist der Plan der Donaubrücke, den ich schon vor 17 Jahren auf seinem Schreibtisch fand! So ist es mit allem. Nur ich weiß, wohin er will, und was er anstrebt, und wie weit seine Gedanken gehen; denn er hütet sich, sie jemand zu sagen und damit alles zu verderben. Wenn er das Land administrieren könnte, statt es zu regieren — es hätte ein ganz anderes Gesicht. Es würde aufblühen in überraschender Weise. —“

Mit großem Interesse und aufrichtiger Teilnahme verfolgte König Karl die August- und September-Ereignisse des Jahres 1886 in Bulgarien, die nach mancherlei erregtem Hin und Her zur Abdankung des Fürsten Alexander am 7. September führten; den König verband ja enge Freundschaft mit dem ritterlichen Fürsten, dessen tapferes und liebenswürdiges Wesen er während des Feldzuges von 1877-78 genau kennen und schätzen gelernt. Der damalige Prinz von Battenberg hatte auch einige Zeit zum Stabe des Fürsten Karl gehört, war des öfteren mit der Fürstin in Bukarest zusammen gewesen und hatte dem fürstlichen Paare stets seine treue Verehrung bezeugt, wiederholt, nachdem er den Thron Bulgariens bestiegen, ein stets willkommener Gast auf rumänischem Boden, sei es im Bukarester

Palais, sei es im Schlosse Pelesch. Während der fürstenlosen Zeit in Bulgarien beschäftigte sich ein Teil angesehener bulgarischer Politiker, an ihrer Spitze Stambulow, mit der Absicht, dem König Karl die Krone Bulgariens anzubieten, derart, daß er über beide Nachbarreiche herrschen sollte. Dieser Plan war schon wiederholt früher angeregt worden. So hatte Graf Ignatiew, der bekanntlich längere Zeit russischer Gesandter in Konstantinopel gewesen und aus seiner Sympathie für Bulgarien nie ein Hehl gemacht hatte, am 1. Februar 1878 an der Tafel des Fürsten Karl in Bukarest gesprächsweise die Möglichkeit der Wahl des Fürsten Karl für den bulgarischen Thron berührt und den Fürsten direkt gefragt, wie er sich einem derartigen Falle gegenüber verhalten würde, aber eine ausweichende Antwort erhalten. Im Dezember 1878 wurde dieselbe Idee von neuem angeregt, und zwar war es D. Bratianu, der sie durchaus sympathisch verfolgte, ja, dafür eintrat, daß man von rumänischer Seite aus energische Schritte tun müßte, um die Wahl des Fürsten Karl herbeizuführen, hierdurch eine Personal-Union Rumäniens und Bulgariens herstellend. Diesen Anregungen sowohl wie auch den späteren hielt sich der König fern, der in entscheidungsvoller Zeit Bulgarien und seinem Fürsten die wichtigste Hilfe geleistet. Der Gesandte Rumäniens in Berlin, A. Beldiman, berichtete darüber anläßlich einer anfangs Februar 1913 in Berlin stattgefundenen Gedenkfeier der Vereinigung der Moldau und Walachei auf Grund eingehender Kenntnisse, da er damals diplomatischer Vertreter Rumäniens in Sofia gewesen: „Seit die bulgarischen Bestrebungen nach nationaler Selbständigkeit einsetzten, hat Rumänien diesem Streben jahrzehntelang seine lebhafte Sympathie und seine tatkräftige Unterstützung zuteil werden lassen. Das Eingreifen Rumäniens im Feldzug von 1878 war ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung. Weniger bekannt ist die Rolle Rumäniens im

Jahre 1885, als Bulgarien seine Vereinigung mit Ostrumelien erkämpfte und so einen ähnlichen Prozeß durchmachte, wie Rumänien dreißig Jahre vorher. Daß dieses Unternehmen gelang, ist nicht zum geringsten Teile ein Verdienst Rumäniens. Als damals Serbien gegen die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien Einspruch erhob, weil es den Nachbar nicht übermächtig werden lassen wollte, und bereits seine Truppen für den bald darauffolgenden Krieg mobilisiert hatte, sandte König Milan seinen Adjutanten und Oheim, den General Catargiu, der dem bekannten rumänischen Geschlecht entstammte, nach Bukarest, um dem König ein Bündnis gegen das Anwachsen Bulgariens vorzuschlagen. Catargiu wurde aber unter höflichen Vorwänden nicht vom König empfangen, sondern von Campineanu, dem Minister des Aeußern in dem damaligen Kabinett Bratianu. Das Ansinnen Serbiens wurde abgelehnt, und der damalige Geschäftsträger in Sofia, Beldiman, erhielt den Auftrag, die bulgarische Regierung und den Fürsten Alexander über die Haltung Rumäniens zu beruhigen. Rumänien konnte damals als der einzige wirkliche Freund Bulgariens bezeichnet werden, und letzteres wäre ohne diese Freundschaft in eine um so schwierigere Lage geraten, als ihm Rußland bekanntlich seine Protektion entzog und sämtliche Offiziere der bulgarischen Armee bis zum Hauptmann, die damals fast ausschließlich Russen waren, zurückberief. Eine Mobilisierung Rumäniens würde damals für Bulgarien verhängnisvoll geworden sein. Bulgarien konnte seine ganze Kraft nur deshalb gegen Serbien wenden, konnte nur deshalb die Siege von Slivnica und Pirot erringen, weil es für die Verteidigung der Grenze gegen Rumänien und die Dobrudscha auch nicht einen einzigen Mann benötigte. Durch diese Unterstützung des Nationalgedankens von Seiten Rumäniens ist die Vereinigung von Nord- und Südbulgarien ermöglicht worden. Bulgarische Patrioten aller

Parteien haben damals die Tatsache, daß die Dobrudscha rumänisch war, als segensreich empfunden."

Im November des gleichen Jahres 1886 weilte der

Fürst Leopold von Hohenzollern
in der Uniform seines 3. rumänischen Grenadier-Regiments.

ältere Bruder des Königs, Fürst Leopold, mit seinen beiden Söhnen Ferdinand und Karl in Bukarest. Der König hatte seinen Bruder zum Chef des dritten Grenadier-Regiments ernannt, in das gleichzeitig der zweit-

älteste Sohn des Fürsten, Prinz Ferdinand, als Sekounde-Leutnant eingereiht wurde. Dies vollzog sich in feierlicher Weise in Gegenwart der Königin, der Minister, der Präsidenten des Senats und der Deputiertenkammer, sämtlicher Generale und vieler hochgestellter Offiziere. Nachdem die königliche Verfügung der Ernennung des Prinzen Ferdinand verlesen worden, hielt der König eine Ansprache, in der er hervorhob, wie wichtig für den Prinzen Ferdinand sein Eintritt in die rumänische Armee wäre: „Es ist dies für ihn eine Ehre, der er sich, ich bin dessen überzeugt, würdig zeigen wird. Für uns ist es eine Freude und eine Gewähr für die Zukunft, was das ganze Land mitempfinden wird, denn als Mitglied meiner Familie könnte er eines Tages berufen werden, mein Werk zu bewahren und meine Ueberlieferung fortzusetzen. Es ist also ein wichtiger Augenblick, der uns gegenwärtig hier vereinigt, und in späteren Zeiten werden wir uns daran erinnern, daß der 26. November eine hohe Bedeutung hat. Ich und mein Nachfolger werden heute wie auch in Zukunft uns stets in vollem Vertrauen auf die Armee als eine unerschütterliche Grundlage stützen." Die eindrucksvolle Feier schloß mit einem Vorbeimarsch der Truppen, wobei der Fürst von Hohenzollern sein Regiment vorführte, neben dessen Fahne Prinz Ferdinand seinen Platz genommen.

Der Frühling 1887 führte das Königspaar nach Berlin zur Teilnahme an den Festlichkeiten des 90. Geburtstages Kaisers Wilhelm. Die Königin berichtete darüber in einem am Morgen des 22. März geschriebenen Briefe: „Unser Empfang konnte nicht schöner und herzlicher gedacht werden. Ich fuhr mit der Kronprinzeß ins Palais, in meine alten Räume, wo mich Kaiser und Kaiserin empfingen, genau an derselben Stelle wie vor sechsundzwanzig Jahren! Es erschütterte mich tief. Der Kaiser wunderbar frisch und unverändert, nicht so die Kaiserin. Großherzog und Großherzogin

von Baden, der Kronprinz, der Kaiser, alle erklärten mich als „unser Kind" und riefen einmal über das andere: „Ach, sie ist ja noch ganz die alte, noch ganz unverändert!" Die Kaiserin sagte zum König: „Du bist ein echter Hohenzoller, treu wie Dein Vater." Mein König ist doch noch immer der schönste von allen; das dachte ich beim Familiendiner von 90 Personen. Er sieht so anders und südländisch aus. — Grad als die Wache aufzog, fuhren wir aus dem Palais, der Kaiser am Fenster, tausende von Menschen riefen Hurra, dann wandten sie sich auch uns zu mit Hurra, und wie wir vorbei waren, wieder zum Fenster. Der Kronprinz und Großherzog fuhren mit uns und sagten: „So ist es alle Tage." Wie schön!" Und am nächsten Tage schrieb sie: „Bei Tisch war ich wieder zwischen dem Kaiser und dem Prinzen von Wales. Ersterer ist von leuchtender Demut in seiner Heldengröße, sprach so mild und lieb." —

Nach Rumänien zurückgekehrt, siedelte das Königspaar alsbald nach Schloß Pelesch über, dort, Mitte Mai, zu seiner größten Freude den Besuch der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich erhaltend. Noch heute, falls sich die Gelegenheit bietet, erzählt die Königin mit besonderer Hingebung von jenen fernen Tagen, die sie an der Seite der Kaiserin in Pelesch und dessen traulicher Umgebung verlebt; es waren und bleiben für sie Stunden unvergeßlicher Erinnerung: „Wie lieb hatte die Kaiserin unsern Park und unsern Wald gewonnen! Schon um fünf Uhr früh streiften wir beide hinaus, und ich mußte ihr Märchen vom Pelesch erzählen. Wir rasteten irgendwo und vergassen völlig die Zeit über dem Austausch unserer innersten und innigsten Empfindungen und Erlebnisse. Da erzählte mir auch die Kaiserin, als ich von allerhand neuen literarischen Plänen Mitteilung machte, daß sie gleichfalls schriebe, daß ihre Schriften aber erst fünfzig Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden dürften.

Gewiß kann man da etwas ganz Besonderes erwarten. Diese seltene Frau war eine große, offene, eine klare und wahre Natur, die nichts so sehr verachtete wie

Erker am Schloß Pelesch.

Heuchelei, und die es schmerzlich empfand, daß sie oft von Konvenienzen, von Etikettefragen eingeschlossen war. Sie sagte mir, die Erde könnte nicht groß genug sein für ihre Reisesehnsucht. Von ihrem Gemahl, dem

Kaiser, sprach sie nur mit Liebe und Verehrung; zwischen beiden bestand die ehrlichste Freundschaft, jeder hatte für des anderen Wesen und Charakter Verständnis und Achtung. Sie schrieb ihm stets, wenn sie fern von ihm weilte, und sprach sich zu ihm immer mit vollster Offenheit aus. Alles in dieser seltenen Frau war

Terrasse vor Schloß Pelesch.

echt, ihre Gedanken groß und kühn, ihr Ausdruck originell, alles war schön an ihr, wie ihr wunderbares Haar, der Blick ihrer großen, märchenhaften Augen, der Klang ihrer tiefen, weichen Stimme, die verhalten tönte, als wollte sie anderen nicht ihr Inneres offenbaren, und die doch, wo sie einmal Sympathie und Vertrauen gefaßt, sich mit unbedingter Ehrlichkeit gab. Wir beide verstanden uns sofort, ich freute mich über

den verschiedenartigen Eindruck, den ihre bei der Tafel gefallenen Worte auf die Umsitzenden machten. Sie sagte nie etwas Hergebrachtes, nie das, was man gerade erwartete; aus der Gegenwart schweiften oft und plötzlich ihre Gedanken in die Vergangenheit und Zukunft. Die Natur mußte ihr vieles ersetzen, was ihr das Leben genommen. Mit langem elastischem Schritt stieg sie die Berge hinan und stand und betrachtete schweigend die Aussicht, sich an Gottes Schöpfung freuend, wie ein Kind sich freut, so ganz ohne Nebengedanken, ganz dem Eindruck hingegeben. Und dann sprachen wir weiter und weiter, stundenlang, der Faden riß nicht ab, denn jeden Augenblick entdeckten wir neue Sympathien. Alle, die ihr nahestanden, fühlten den warmen Strahl ihrer Güte und Liebe. Oft genug, wenn ich in Schloß Pelesch das Zimmer betrete, das sie bewohnte, freut es mich, daß sie dagewesen."

Im Sommer des gleichen Jahres weilte zur innigsten Freude des Königspaares die Mutter des Königs, die Fürstin Josefine von Hohenzollern, in Schloß Pelesch, nachdem sie sechs Jahre zuvor dem von ihrem Sohne regierten Lande den ersten Besuch abgestattet, dessen wir bereits gedacht.

Diesmal konnte ihr der Sohn eine andere Aufnahme im eigenen, waldumrauschten Heim bereiten, und die edle Frau vermochte sich zu überzeugen, welche Fortschritte Rumänien unter der Führung seines Königs gemacht.

Immer zahlreicher stellten sich von nun an die Gäste in Schloß Pelesch ein, so außer den nächsten Angehörigen des Königspaares der Erzherzog Carl Ludwig mit seiner Gemahlin, der Erzherzogin Marie Therese, der Erzherzog Albrecht (Feldmarschall), der dem König als alter Soldat ein warmes Interesse entgegenbrachte, der Fürst Alexander von Bulgarien, das schwedische Königspaar, der Erbprinz von Sachsen-

Meiningen mit seiner Gemahlin und zahllose andere Fürstlichkeiten.

Inmitten erheblicher innerpolitischer Umwandlungen traf den König die eine ganze Welt erschütternde Trauerkunde vom Hinscheiden Kaisers Wilhelm I. Die Nachricht davon erhielt das Königspaar durch ein Telegramm der Kronprinzessin von Schweden, der Tochter des Großherzoglich Badenschen Paares, das in seiner Schlichtheit um so bewegender lautete: „Teurer Großvater ½9 Uhr sanft entschlafen, schmerzlos ruhig, waren alle um ihn, wundervolles, friedvolles, erhebendes Ende. Wir wissen ihn bei Ludwig.“ Hier sei erwähnt, daß mit Ludwig der Sohn des Großherzogs und der Großherzogin von Baden gemeint war, der in frischestem und vielversprechendstem Jünglingsalter wenige Wochen vorher durch eine Lungenentzündung dahingerafft worden war, zum unsagbaren Schmerz der Eltern und des Großvaters, Kaisers Wilhelm, der den jungen Prinzen auf das innigste in sein Herz geschlossen hatte. Das Königspaar wohnte den Beisetzungsfeierlichkeiten bei, die ein ganzes Volk in tiefstem und aufrichtigstem Schmerz zeigten, durch diese erhebende Trauer allen einen Trost gewährend, deren Herzen durch den Verlust des greisen Herrschers tief bekümmert waren.

War der König schon durch den Tod des teuren Verwandten, der ihm stets eine so väterliche Liebe und Güte bewiesen, auf das schwerste erschüttert, so zerrissen sein Herz die Nachrichten über die unheilbare Krankheit seines treuesten Freundes, des Kronprinzen, um dessen Leben er in jeder Minute bangte. Als man hörte, daß sich der Kronprinz einer entscheidenden Operation unterziehen mußte, schrieb Königin Elisabeth einer Vertrauten: „Den König brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben, Sie können sich seinen Zustand denken. Mit ganz eingesunkenen Wangen und großen Augen, kaum imstande, an etwas anderes zu denken.

Der König sagt immer: „Wer wird mir dreißig Jahre treuer Freundschaft ersetzen!“ Große, sehr große Hoffnungen hat der König für uns auf den Kronprinzen gebaut. Natürlich sind die nun alle zerstört.“

Das Frühjahr 1888, welches für Deutschland ein so ereignisvolles gewesen, wurde auch für Rumänien insofern ein bedeutsames, als nach mehrfachen künstlich geschürten Bauernaufständen nahe Bukarest und Straßenkrawallen in der Hauptstadt, die das Einschreiten des Militärs erforderten, das Ministerium Bratianu im April seine Entlassung genommen hatte und die Zusammensetzung der nächsten Regierungspartei unter der Führung Rosettis erfolgte. Aber auch dieses Ministerium wie die nächsten waren nur von kurzer Dauer. Das gleiche Jahr war von wichtigstem Einfluß auf das gesamte rumänische Wirtschaftsleben, da die Reform der rumänischen Valuta durch- und die Goldwährung eingeführt wurde, indem die Noten der Nationalbank die Golddeckung erhielten, die auch durch keinerlei spätere Krisen mehr in Frage gestellt wurde.

Im Laufe des Jahres 1888 war auch ein Wechsel in der deutschen Gesandtschaft eingetreten, und zwar war zum Vertreter Deutschlands in Bukarest Bernhard von Bülow ernannt worden, der Sohn des früheren Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes in Berlin, der in dieser verantwortlichen Stellung wiederholt Gelegenheit gehabt, sich des näheren mit Rumänien zu beschäftigen. Der Bukarester Gesandtenposten war der erste, den sein Sohn bekleidete, der vordem in Paris und Petersburg im diplomatischen Dienst tätig gewesen und von dem bereits 1879 sein damaliger Chef in Paris, der Botschafter Fürst Chlodwig von Hohenlohe, gemeint: „Der kann einmal deutscher Reichskanzler werden!“ Seine hervorragende Befähigung erwies Bernhard von Bülow auch in Bukarest, im Winter dort, im Sommer in Sinaia an der Seite seiner feinsinnigen, kunstfreudigen Gemahlin vornehme Ge-

selligkeit und große Gastlichkeit entfaltend und rasch sich die aufrichtigen Sympathien und die volle Wertschätzung des Königs erwerbend, was Bernhard von Bülow mit treuer Verehrung und innigster Hochschätzung erwiderte. Zu den leitenden Staatsmännern, u. a. zu D. Sturdza, L. Catargiu und P. Carp, trat er in nähere persönliche Beziehungen, wie ihn auch ein enges Freundschaftsband mit seinem mehrere Jahre in Bukarest weilenden, österreichisch-ungarischen Kollegen, dem Gesandten Grafen Goluchowski, verknüpfte. Diese Beziehungen sollten später, als Bernhard von Bülow eine einflußreiche Stellung in der deutschen Heimat einnahm, von großem Wert für Oesterreich-Ungarn wie auch für Rumänien werden. Hier sei gleich erwähnt, daß Bernhard von Bülow den Bukarester Gesandtenposten bis zum Schluß des Jahres 1893 bekleidete und daß, neben anderen wichtigen Vereinbarungen, in die Zeit seiner dortigen Amtsführung der Abschluß des deutsch-rumänischen Handelsvertrages fiel.

Festliche Tage brachte das Frühjahr 1889. Prinz Ferdinand, der voraussichtliche Thronfolger, betrat dauernd den rumänischen Boden, den er bisher nur vorübergehend besucht, um sich in seiner neuen Heimat auf den seiner harrenden hohen Beruf vorzubereiten und um, in unmittelbarer Nähe seiner Verwandten, mehr und mehr zum Land und Volk in Verbindung zu treten, zu dessen Regierung er dereinst ausersehen. Prinz Ferdinand, am 24. August 1867 in Sigmaringen geboren, hatte gleich seinen Brüdern die sorgfältigste Erziehung genossen. Nachdem er mehrere Jahre Privatunterricht erhalten, bezog er das Gymnasium in Düsseldorf, dort 1885 sein Abiturientenexamen mit Auszeichnung ablegend. Später besuchte er die Kriegsschule in Kassel, machte in Berlin sein Offiziersexamen und tat während einiger Zeit Dienst als Sekondeleutnant im ersten Garderegiment zu Fuß, dann zwei Jahre hindurch an den Unversitäten zu Leipzig und Tübin-

gen mannigfachen Studien obliegend und sich hier bereits auf das eingehendste mit der Geschichte, Verfassung und Sprache Rumäniens beschäftigend, von Jugend an erfüllt mit Lust und Liebe zum militärischen Beruf.

Am Vormittag des 19. April traf Prinz Ferdinand in Bukarest ein, froh bewillkommnet von der Bevölkerung. Wenige Tage später führte ihn der König dem 3. Infanterieregiment zu, dessen Chef Fürst Leopold von Hohenzollern war, damit er in demselben aktiven Dienst tun sollte, und am 9. Mai erfolgte die Aufnahme des Prinzen in den Senat. Am Nationalfeiertage, 22. Mai, vereinte im Bukarester Palais ein Festmahl die Minister, hohen Beamten und Offiziere, bei welcher Gelegenheit der König folgenden Trinkspruch hielt: „Jedes Jahr begrüße ich mit lebhafter Genugtuung die Wiederkehr des 22. Mai, als einen Tag, der meinem Herzen teuer ist. Dreiundzwanzig Jahre sind heute verflossen, seitdem das rumänische Volk mich mit Freuden und Vertrauen empfangen hat, überzeugt, daß durch Einrichtung der erblichen Monarchie Rumänien geschützt gegen heftige Erschütterungen und seine Zukunft gesichert sein werde. Indem ich mich auf die ausgezeichnetsten Männer stützte, habe ich das Glück gehabt, das Land den Weg des Fortschritts zu führen, so daß die Vergangenheit eine Fülle hochwichtiger Begebenheiten aufzuweisen hat, welche unsere Geschichte bereichern. Die gegenwärtige Generation hat heute die Pflicht, zu bewahren und zu kräftigen das, was mit so vielen Anstrengungen, mit so großen Opfern errungen worden ist, und an die Zukunft zu denken, in der wohl die Menschen dahinschwinden, das Vaterland jedoch und seine Einrichtungen sicher bleiben müssen gegen jede Erschütterung. Mein Herz hat eine wahrhafte Freude empfunden, als ich bei der Ankunft meines vielgeliebten Neffen in dem feurigen Empfang, den man dem präsumtiven Thronerben bereitete, erkannte, wie

sehr das Volk von dieser Notwendigkeit durchdrungen ist. — Das Land hat bewiesen, wie eng es mit der von ihm frei gewählten Dynastie verbunden ist. — Diese Kundgebungen der Liebe sind für mich eine starke Ermutigung, ohne Rast an der Entwicklung und der Größe Rumäniens zu arbeiten und meinen Neffen vorzubereiten, damit er eines Tages in der Lage sei, das

König Karl und Kaiser Wilhelm II. auf der Schloßterrasse in Sigmaringen (27. Juni 1889).

von mir begonnene Werk fortzuführen und kein anderes Ziel vor Augen zu haben als einzig und allein die nationalen Interessen. Indem ich die Vorsehung bitte, daß sie unser Vaterland in allen Lagen schützen möge, bringe ich diesen Trinkspruch auf das Glück und die Wohlfahrt unseres teuren Rumäniens.“ —

Und diesen frohen Tagen schlossen sich auch in der Heimat freudige an, das Königspaar wohnte Mitte Juni der in Sigmaringen stattfindenden Vermählung des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern mit der

Prinzessin Marie von Bourbon bei, zu der auch das deutsche Kaiserpaar erschienen war.

In manch' vertrautem Gespräch mit Kaiser Wilhelm II. konnte sich der König von dem Ernst und der Hingebung überzeugen, mit welcher der Herrscher seine große Aufgabe erfaßte und wie sehr sich seine Gedanken mit dem Blühen und Gedeihen des Vaterlandes beschäftigten. Auch die Königin trug von der energischen Persönlichkeit des Kaisers einen starken Eindruck davon, ihm eine bedeutende Zukunft voraussagend.

Im Herbst 1890 sah der König einen seiner mit der Wohlfahrt des Landes eng verknüpften besonderen Wünsche erfüllt durch die feierliche Grundsteinlegung zu der gewaltigen Brücke, die ihre mächtigen Bogen hoch über der Donau zwischen Feteschti und Cernavoda in der Dobrutscha spannen sollte, um eine direkte Verbindung herzustellen zwischen der rumänischen Hauptstadt und Konstanza, dem aussichtsreichen Hafen am Schwarzen Meer. Wir wissen, daß, als der damalige Fürst Karl seine junge Gemahlin in das Bukarester Palais führte, diese auf einem Schreibtische den Plan der Brücke vorfand. Seit jenem Tage mußten noch 14 Jahre vergehen, bis, 1883, die Kammer die für den Bau nötigen Summen bewilligte, und dann abermals 7 Jahre, bis die Pläne und Vorarbeiten soweit gediehen waren, um die Grundsteinlegung vollziehen zu können, welche Feier den König mit der tiefsten Freude und Genugtuung erfüllte.

Am 22. Mai 1891 konnte König Karl unter der freudigsten Teilnahme des gesamten Volkes und unter der wärmsten Anerkennung des Auslandes sein 25jähriges Regierungsjubiläum feiern. Was in diesem Vierteljahrhundert Rumänien seinem König verdankte, was man in Deutschland für ihn fühlte, das faßte Kaiser Wilhelm II. in einem Schreiben zusammen, in welchem er König Karl seine innigsten Glückwünsche darbrachte:

„Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jener Zeit, als Eure Majestät zuerst berufen wurden, die Regierung des Rumänischen Staates zu übernehmen, und am 22. Mai d. J. wird ein Jahrzehnt vergangen sein seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem es Eurer Majestät vergönnt war, nach segensreicher, im Kriege und im Frieden erprobter Herrschaft, von dem einstimmigen Wunsche der rumänischen Nation getragen, die Königskrone für Rumänien und für Dero erhabenes Haus vom Altar des Herrn zu erhalten. Eurer Majestät weiser und tatkräftiger Regierung über ein hochbegabtes und tüchtiges Volk ist es zu verdanken, wenn Rumänien nach schweren Kämpfen zu einem vollberechtigten, angesehenen Gliede im Rate der Völker geworden ist, und wenn unter Eurer Majestät Szepter jeder Rumäne sich des stolzen Bewußtseins erfreuen kann, einem Staatswesen anzugehören, welches als Träger einer uralten Kultur die wohlwollenden Sympathien aller zivilisierten Nationen besitzt! — Bei dem nahen Verwandtschaftsverhältnisse unserer Häuser ist es Mir ein Herzensbedürfnis, Eurer Majestät zu dieser freudigen Feier Meinen warmen Glückwunsch und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß ebenso, wie die Bande Unserer persönlichen Freundschaft, auch die sicheren politischen Beziehungen Rumäniens zu dem Deutschen Reiche, wie sie seit Jahren unter der erleuchteten Regierung Eurer Majestät bestehen, auch für die kommende Zeit erhalten werden mögen. — Eure Majestät werden Mich zu Dank verbinden, wenn Dieselben auch Ihrer Majestät der Königin, welche neben Eurer Majestät sich um die Pflege idealer und künstlerischer Bestrebungen, sowie um Bildung des rumänischen Volkes unvergängliche Verdienste erworben hat, Meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Füßen legen wollten."

Zur Erinnerung an das bedeutsame Jubiläum stiftete der König, um den höheren Unterricht zu fördern

und den geistigen Strömungen stets neue, anregende Nahrung zu geben, eine seinen Namen tragende Bibliothek, deren Zweck er in einem an den Ministerpräsidenten gerichteten Schreiben des näheren auseinandersetzte: „Die Vorsehung hat es so gewollt, daß seit dem Tage, an welchem Wir Unsere ersten Schritte in dies schöne Land gelenkt, sich reicher Segen über alle Unsere Taten ergoß. Mit ihrer Hilfe war es Uns vergönnt, diesen so langen Zeitraum umgeben von der Liebe und dem Vertrauen Unseres Volkes zurückzu-

Medaille auf das 25jährige Regierungsjubiläum König Karls.

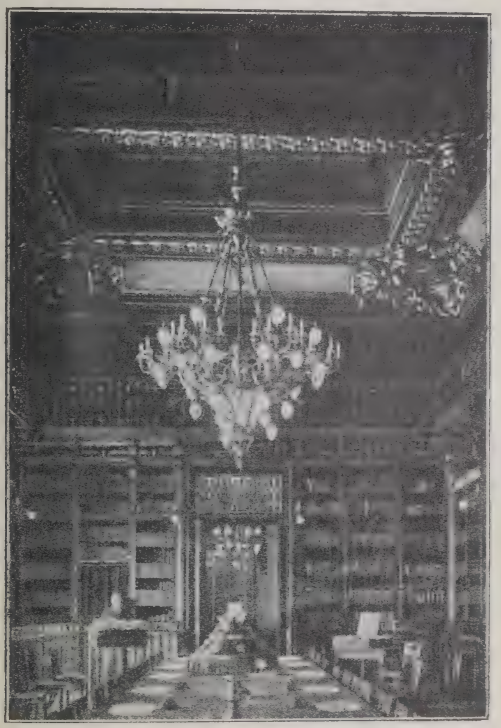
legen, die den schönsten Lohn Unserer Bemühungen um dessen Fortschritt und Glück darstellen. — Dem trefflichen Beispiele der rumänischen Fürsten der Vergangenheit folgend und zum Andenken an die in diesem verflossenen Vierteljahrhundert vollbrachten Taten, ist es Unser Wille, eine Stiftung ins Leben zu rufen, deren Wohltaten der gesamten studierenden Jugend aller Fakultäten des Landes zugute kommen sollen. Der Zweck dieser Stiftung soll sein, den Studierenden einen Versammlungsort zu bieten, verbunden mit einer stets geöffneten Bibliothek, die es ihnen ermögliche, ihren Wissensdrang zu befriedigen. Außerdem aber soll die Stiftung denjenigen behilflich sein, die unter Leitung der Professoren Spezialarbeiten unternehmen, ebenso wie sie zu den Druckkosten der Dissertationen Beihilfe

leisten und fleißigen Studierenden, die infolge ihrer Mittellosigkeit zum Nachteile der allgemeinen Bildung des Landes ihr Studium unterbrechen müßten, Unterstützungen gewähren soll. Zur Erreichung dieses Zweckes überweisen Wir schon jetzt dem Kultus- und Unterrichtsministerium das Gebäude, das nach beiliegenden Plänen aus Unsern Mitteln auf einem Unserm

Universitätsbibliothek König Karls in Bukarest.

Palaste gegenüber gelegenen Platze errichtet werden soll. —" Des ferneren wird dann in dem Schreiben erwähnt, daß der König dem Ministerium 200 000 Lei zur Verfügung stellt und daß es sein Wunsch ist, der Stiftung die Rechte einer juristischen Person zu verleihen, unter dem Namen: „Fundatiunea Universitara Carol I." Das Schreiben schließt: „Unser Wunsch sowie der der Königin und des Thronfolgers ist es, daß diese Stiftung dazu beitrage, die Brüderlichkeit der studierenden Jugend zu stärken und das Gefühl der Vaterlandsliebe, das ihre Seele veredelt, zu nähren. —

Indem Wir selbst den Ort des künftigen Gebäudes gewählt, war es Unser Bestreben, daß dasselbe sich in der Nähe Unserer Residenz unter Unsern Augen und



Lesesaal in der Universitätsbibliothek König Karls in Bukarest.

Unserm Schutz erhebe — sehen Wir doch in dem jungen Geschlecht die Hoffnung des Vaterlandes und eine der kräftigsten Stützen des Thrones und Unserer Dynastie."

ZWANZIGSTER ABSCHNITT.

Die Festigung des Staates.

Rumäniens Geltung. — Reisen des Königs. — Die Einweihung der Donaubrücke. — Besuch Kaisers Franz Joseph. — Reiche Anerkennung. — Die Erkrankung des Prinzen Ferdinand. — König Karl in Rußland. — Rumänien auf der Pariser Weltausstellung. — Das Hinscheiden der Mutter des Königs. — Die 25. Wiederkehr der Kämpfe vor Plewna. — König Karl auf bulgarischem Boden. — Die Donaufahrt des Königspaares. — Wieder in der deutschen Heimat. — Innere und äussere Erfolge. — In Konstanza. — Die Entwicklung der Dobrudscha. — Tod des Fürsten Leopold von Hohenzollern.

In ruhiger Weise schritt von Jahr zu Jahr die innere Festigung des Staates vor sich, ungeachtet manch heftiger Fehden der Parteien untereinander. Diese Kämpfe blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Zusammensetzung verschiedener Ministerien und deren verhältnismäßig kurze Dauer, bis am Schluß des Jahres 1891 Lascar Catargiu die Präsidentschaft des konservativ-junimistischen Kabinetts übernahm, mit P. Carp als Ackerbauminister. In den vier Jahren — bis 15. Oktober 1895 — der Dauer dieses Kabinetts wurden mancherlei wichtige Gesetze erlassen, die sich auf das Kirchen- und Schulwesen, auf Justiz und Verwaltung, Zentralisation der letzteren sowie Regelung der ländlichen Arbeiterverhältnisse erstreckten, vor allem auch das Heereswesen immer besser ausgestalteten. Des ferneren wurden wichtige Handelsverträge, auf Grund einer mehr den Freihandel begünstigenden Strömung, mit der Mehrzahl der großen europäischen Staaten geschlossen.

Von der Geltung, die Rumänien mehr und mehr in der Reihe der Kulturstaaten erlangt, und von dem Ansehen, das er sich selbst auf langem Wege errungen, konnte sich der König auf mancherlei Reisen außerhalb seines Landes überzeugen. Nach seinem so glänzend

verlaufenen Regierungsjubiläum besuchte er im Herbst 1891 England, da sich Prinz Ferdinand mit der lieblichen Prinzessin Maria von Edinburgh, der Tochter des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, und Enkelin der Kaiserin Viktoria, verlobt hatte; eine herzliche Aufnahme bereitete ihm bei dieser Gelegenheit die greise Königin Viktoria. Dann begab sich der König nach Brüssel zum Besuch seiner einzigen Schwester, der Gräfin Marie von Flandern, des ferneren nach Monza zum italienischen Königspaar und schließlich Ende Oktober nach Potsdam, wo ihn Kaiser Wilhelm II. freudig bewillkommnete. Zu seinen Ehren fand außer anderen Festlichkeiten ein großer Zapfenstreich sämtlicher Berliner und Potsdamer Militär-Musikkorps statt. Bei dieser Gelegenheit verlieh der Kaiser seinem königlichen Gast die Uniform des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments und befahl, daß der Name des Königs an der Spitze des Regiments geführt werden solle — es war eine besondere Ueberraschung für den König, der vom 1. Januar 1857 bis zum 30. September 1862 als junger Prinz der Garde-Artillerie angehört hatte. Am 28. Oktober besuchte König Karl das Kasernement und Offizierkorps des Regiments; nach der Parade, zu der auch das 2. Garde-Dragoner-Regiment, in dem bekanntlich der König gleichfalls gedient, zugezogen war, fand im Offizierkasino ein Festessen statt, an dem der Kaiser teilnahm, der einen jubelnd aufgenommenen Trinkspruch auf den König ausbrachte.

Ein frohes Familienfest führte den König — die Königin weilte leidend bei ihrer Mutter am Rhein — zu Beginn des Jahres 1893 nach Sigmaringen, wo am 10. Januar festlich und freudig die Vermählung des Prinzen Ferdinand mit der Prinzessin Maria gefeiert wurde. Mit innigster Freude ward im Herbst desselben Jahres, am 3. Oktober, in ganz Rumänien die Kunde aufgenommen, daß dem jungen Paare ein Sohn in Schloß Pelesch geboren, Prinz Carol, der erste Hohen-

zollernsproß, der auf rumänischem Boden das Licht der Welt erblickte.

Der November 1894 brachte unter großen Festlichkeiten die silberne Hochzeitsfeier des Königspaares, bei der es wiederum überschüttet wurde von unzähligen Zeichen der Liebe und Verehrung. Der König stiftete zur Erinnerung an das festliche Ereignis unter der Bezeichnung „Königin Elisabeth-Stiftung" ein großes Kapital zur Errichtung einer Hilfsbank für die Bauernbevölkerung, um ihr in drückenden Zeiten zinsfrei Vor-

Sulina an der Donaumündung (1894).

schüsse zu gewähren, denn gerade das in vieler Beziehung der Besserung dringend nötige Los der ländlichen Kreise lag ihm von jeher am Herzen.

Hatte der König im Frühling desselben Jahres den Sulina-Kanal, an der Mündung der Donau, welcher der Schiffahrt bedeutende Erleichterungen gewährt, eröffnen können, so wohnte er im Herbst, am 26. September, im Verein mit seiner Gemahlin und vielen Würdenträgern, der Eröffnung der gewaltigen Eisenbahnbrücke über die Donau bei Cernavoda bei, die, nach ihm benannt, in fünf Jahren mit einem Kostenaufwand von 34 Millionen Francs erbaut worden war, eine direkte Verbindung vermittelnd zwischen der Do-

brudscha und Bukarest und dadurch mit dem westlichen Europa und Konstanza, also dem Schwarzen Meere. Infolge des sumpfigen, häufig weithin überschwemmten

König Karl-Brücke bei Cernavoda.

Flußgebietes war der Bau der Hauptbrücke sowohl wie der Vorbrücke, dann der langen Viadukte und Steindämme, die sich insgesamt über 20 km erstrecken, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, die, von

Medaille auf die Eröffnung der König Karl-Brücke bei Cernavoda.

einer französischen Gesellschaft mit Hilfe rumänischer Ingenieure ausgeführt, siegreich bewältigt wurden. In einer Länge von 750 m überspannt die auf fünf aus dem breiten Strome ragenden, machtvollen Granitpfeilern ruhende eiserne Brücke hundert Fuß über dem

Wasserspiegel die Donau und ermöglicht nun auch im strengsten Winter den früher dann fast ganz unterbrochen gewesenen Handels- und Personenverkehr, abgesehen von ihrer politischen und militärischen Bedeutung. Bis dahin war die Bahn nur bis Cernavoda gegangen; man mußte sich dort über die Donau setzen

Kopf der König Karl-Brücke bei Cernavoda.

lassen und eine lange Wagenfahrt durch das sumfige Flußgebiet bis Feteschti unternehmen, wo man erst wieder den Schienenstrang erreichte.

Mit froher Genugtuung begrüßte der König gerade die Einweihung dieses gigantischen Werkes, das er von den ersten Tagen seiner Regierung an erstrebt und das er mit zäher Energie gefördert. Als Erster überschritt er an der Seite der Königin die Brücke, auf ihrer Mitte den letzten silbernen Nagel mittels einer hydraulischen Nietmaschine einfügend, dann rollten sechzehn

Lokomotiven auf einmal, um die Tragkraft zu beweisen, hinüber, unter dem lauten Jubel der von fern und nah erschienenen Bevölkerung, unter den rauschenden Klängen der Nationalhymne und dem Salut der Kanonen von den im Strome ankernden Kriegsschiffen. Wieder sah der König eine der großen Aufgaben erfüllt, die er sich gestellt, als er die Regierung übernommen, und von berechtigter Genugtuung und tiefer Empfindung war seine Rede durchweht:

Blick auf die König Karl-Brücke bei Cernavoda.

„Vereinigt an den Ufern der Dobrudscha, die durch das Blut unserer tapferen Armee eng mit uns verknüpft und von heute ab durch eine eiserne Kette für alle Zeiten mit Rumänien zusammengeschmiedet ist, feiern wir ein Ereignis, dem das Land mit Ungeduld entgegengesehen, und das einen mächtigen Wiederhall weit über seine Grenzen haben wird. Die Vollendung der Donaubrücke, ein Vierteljahrhundert von mir ersehnt, ist heute eine Tatsache, und riesenhaft erhebt sich dies stolze Werk als ein sichtbares Zeichen unserer Kraft vor unseren Augen. Dem menschlichen Geiste, der sich in dem großen Aufschwung und Fortschritt Rumä-

Einweihung der König Karl-Brücke bei Cernavoda (26. September 1894).

niens wiederspiegelt, ist es gelungen, alle Schwierigkeiten zu besiegen, alle Hindernisse zu beseitigen, um diesen dauerhaften und unvergänglichen Bau zu schaffen, der der Welt beweisen soll, daß das rumänische Volk seinen hehren Beruf, den es an den Donaumündungen und an der Schwelle des Orients zu erfüllen hat, zu würdigen weiß. Die Monumente sind die lebendige Geschichte der Völker: bis heute sind die Spuren Trajans nicht verwischt. Wer kennt nicht seine Brücke bei Turnu-Severin? Möge auch die zweite, nach tausenden von Jahren auf der unteren Donau errichtete Brücke Jahrhunderte überleben, um noch in entfernten Zeiten den künftigen Geschlechtern erzählen zu können, daß nur durch Opfer, Kämpfe und Dank einer ununterbrochenen zielbewußten Arbeit der rumänische Staat begründet wurde. Ich darf wohl stolz darauf sein, daß unter meiner Regierung und durch unsere Ingenieure dieses großartige Werk vollendet worden ist, welches einen namhaften Teil des europäischen Handels unseren Eisenbahnen sichert; denn von heute ab beherrschen wir die kürzeste Linie zwischen den nordischen Meeren und den Ländern des Orients. — Lassen wir unsere Blicke weiterschweifen, auf das Meer, auf diese unbegrenzte Wasserstraße, wo sich ungezählte Wege des Weltverkehrs kreuzen, der Reichtum den Häfen zuführt. Durch den Hafen von Konstanza eröffnet uns die Donaubrücke diese breite Wasserstraße, die in einer ungewohnten Weise unsere Handesbeziehungen heben und die Entwicklung unserer Marine befördern wird. Die Flagge Rumäniens, die bereits in den europäischen Häfen bekannt ist, wird bald in den entferntesten Ländern der Erde wehen, zur Ehre und zum Ruhme unseres teueren Vaterlandes. Mit freuderfülltem Herzen spreche ich diese Ueberzeugung aus, in Gegenwart dieser auserlesenen Versammlung, angesichts unserer herrlichen Brücke, in der ich den goldenen Schlüssel zu einer glänzenden Zu-

kunft erblicke, und danke auf das allerwärmste all Denen, die zu dem großen Erfolge, den wir heute mit lebhafter Befriedigung feiern, beigetragen haben. Ich danke noch für die tiefempfundenen Ansprachen, die an uns gerichtet worden sind, als auch dem Ingenieur-Korps für den Fleiß und Eifer, den es in den zahlreichen öffentlichen Arbeiten, die in den letzten Jahren ausgeführt wurden, entwickelt hat und die durch den mächtigen Brückenbau auf die schönste Weise gekrönt sind. Ich schätze mich glücklich, daß hohe Gäste und Sie alle Zeugen dieses denkwürdigen Tages sind, der eine neue Aera in unserer wirtschaftlichen Entwicklung bezeichnet, und ich bin überzeugt, daß Sie gerne sich mit mir in dem Rufe vereinigen: Es lebe Rumänien, dessen Aufschwung auf der Bahn seiner Größe und des Fortschrittes Niemand mehr zu hemmen imstande sein wird!"

Auch das Jahr 1896 stand in enger Verbindung mit dem besseren Anschluß Rumäniens an das Ausland durch Schaffung neuer Verkehrswege, indem im Herbst in feierlicher Weise der Grundstein zur Erbauung des Hafens von Konstanza gelegt wurde, um auch den größten Seeschiffen das Anlegen und Löschen zu ermöglichen und um im Verein mit der großartigen Donauregulierung, für die Rumänien zahllose Millionen Francs geopfert, einen bedeutend ausgedehnteren Verkehr vom Meer nach der Donau und umgekehrt zu schaffen.

Wenige Wochen zuvor, am 27. September, hatte der König der Eröffnung des Kanals am sogenannten Eisernen Tore der Donau beigewohnt, in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph und des Königs Alexander von Serbien. Nach jahrelangen, mühevollen und kostspieligen Arbeiten, zu denen die beteiligten Mächte die Mittel gewährt, waren die Hindernisse beseitigt, die hier durch gefährliche Felsenriffe der regelmäßigen Schiffahrt bereitet worden waren, indem man im Fluß-

Empfang Kaisers Franz Joseph I. in Bukarest: Abfahrt vom Nordbahnhof zum Palais (28. September 1896).

bette gewaltige Dämme aufgeführt und mittels Sprengung sowie Eindämmung einen Kanal von genügender Breite und Tiefe geschaffen, der nun auch bei geringem Wasserstand den großen Schiffen die Durchfahrt ermöglicht.

Von diesen Einweihungsfesten aus geleitete am 28. September der König den Kaiser Franz Joseph, in dessen Umgebung sich der Ministerpräsident Graf

König Karl und Kaiser Franz Joseph I. (29. September 1896).
Prinz Ferdinand. Prinzessin Maria.

Goluchowski und der Generalstabschef Freiherr von Beck befanden, nach Bukarest.

Tiefste Freude durchhallte das ganze Land, daß der verehrungswürdige österreichische Herrscher als Gast der Königsfamilie den rumänischen Boden betreten. Stürmische Hochrufe schollen überall ihm und König Karl entgegen; in allen Ortschaften, die der Sonderzug berührte, strömte Alt und Jung von weither zusammen, mit Guirlanden, Fahnen und Bildern schmückte man die Stationen und Häuser, die Frauen

Parade bei Cotroceni anläßlich des Besuches des Kaisers Franz Joseph (29. September 1896)
König Karl an der Spitze seiner Truppen.

standen in ihren bunten Staatsgewändern und die Männer in ihren gestickten weißen Röcken da, und in dichten Scharen drängten sich die Kinder heran, Blumen in den Händen haltend, um sie dem Kaiser und ihrem Landesherrn darzubringen. Zum erstenmal hatte ja ein Kaiser in friedlicher Absicht rumänischen Boden aufgesucht! Festlich war der Empfang in Bukarest; auf dem Bahnhofe begrüßten die Königin Elisabeth und das junge Thronfolgerpaar aufs innigste den Kaiser, dem auf der Fahrt zum Palais die freudigsten Huldigungen dargebracht wurden.

Am 29. September fand eine glänzende Heerschau auf dem Manöverfeld bei Cotroceni statt, auf dem zwanzig Regimenter versammelt waren und eine nach Hunderttausenden zählende Menge das weite Gelände einsäumte. Zur Seite des Kaisers, der die Campagne-Uniform eines Generals der Kavallerie angelegt, ritt Prinzessin Maria, während die Königin der Parade in einem vierspännigen Landauer beiwohnte. Obgleich der voraufgegangene Regen den Boden arg durchweicht hatte, gelang der Vorbeimarsch der Truppen vorzüglich, so daß nach dessen Schluß der Kaiser, dem König die Hand reichend, äußerte: „Ich gratuliere Ew. Majestät zu der Haltung und dem Aussehen der Truppen. Rumänien kann stolz sein auf seine Armee.“ Freudig erwiderte der König: „Die Zufriedenheit Ew. Majestät erfüllt mich und meine Armee mit Stolz.“

Bei dem Festmahl, das im Bukarester Palais stattfand, brachte der König in warmen Worten die Gesundheit des Kaisers aus: „Ich schätze mich glücklich, Ew. Majestät in der Hauptstadt Rumäniens willkommen heißen zu können. Die Weisheit Ew. Majestät war stets ein Vorbild für viele Monarchen und besonders für mich und den noch jugendlichen rumänischen Staat, der heute sich der Auszeichnung erfreut, Ew. Majestät zu begrüßen. Ew. Majestät lebe hoch!“ — Und der Kaiser erwiderte: „Indem ich Ew. Majestät für den wahrhaft

Rückkehr von der Parade bei Cotroceni: 1. König Karl; 2. Kaiser Franz Joseph; 3. Prinzessin Maria von Rumänien; 4. Fürst Leopold von Hohenzollern (29. September 1896).

erhebenden Empfang in dieser Hauptstadt danke, halte ich es für nötig, zu betonen, daß ich mit vieler Freude diesen noch jungen Staat betreten habe. Es gibt wenige Beispiele in der Weltgeschichte, wo ein junger Staat in so kurzer Zeit derartige bedeutende Fortschritte zu machen vermochte, die ihm einen ehrenvollen Platz in Europa sichern. All dies ist das Werk Ew. Majestät. Ich aber als friedlicher Nachbar und aufrichtiger Freund Ew. Majestät wünsche eine gedeihliche Fortentwicklung zum Wohle Rumäniens. Ew. Majestät lebe hoch!"

An den offiziellen Bukarester Teil des Kaiserbesuches schloß sich der private in Sinaia. Dort wurde dem österreichischen Herrscher gleichfalls ein jubelnder Empfang bereitet, der durch die starke Teilnahme der Landbevölkerung, die an einem farbenfrohen Triumphbogen mit den Erzeugnissen des Bodens, mit Blumen, Mais und Früchten, und den zur Gewinnung derselben notwendigen Gerätschaften, Aufstellung genommen, ein besonders eigenartiges Gepräge erhalten hatte. Frei vom höfischen Zwange konnte hier im wundervollen Pelesch-Schlosse der Kaiser sich ganz seinen liebenswürdigen Wirten widmen und ungehindert von Empfängen und Festlichkeiten die herrlichen Natureindrücke genießen, für die grad er so warme Liebe empfindet.

Dem familiär-vertraulichen Charakter dieses zweiten Teiles des Kaiserbesuches entsprach ein auf den Vormittag des 30. September angesetztes Frühstück auf der „Poiana Reginei", der „Alm der Königin", einer hoch über dem Schloß gelegenen Alpenwiese, auf der sich die Königin eine Meierei angelegt hatte, gern hier mit den Ihren Rast haltend von weiten Gebirgswanderungen, ein ebenso liebliches wie zugleich großartiges Plätzchen mit den herrlichsten Ausblicken auf die gewaltigen Gebirgshäupter und hinab in die waldreichen Täler. In einer mit Laub und Blumen um-

rankten, aus Baumstämmen errichteten Hütte war die Frühstückstafel aufgeschlagen; während des Mahles spielte eine Militärkapelle und ließ ein Trupp Zigeuner feurige Weisen ertönen, die auch den kleinen Kreis auf dem Rückweg begleiteten, der Kaiser und der König in vertrautem Gespräch vorangehend. Ernst und schweigsam ragten die Felsen auf, aber ein eifrig geheimnisvolles Flüstern und Wispern ging durch die weiten Tannenwaldungen, als ob ein Baum dem andern berichtete von der frohen Kunde dieses denkwürdigen Kaiserbesuches auf rumänischem Boden. Oberhalb der erwähnten Alm ward später am ‚Kaiser Franz Joseph-Felsen' eine von Künstlerhand gefertigte Marmortafel mit den Bildnissen des Kaisers und Königs angebracht.

Medaille auf den Besuch Kaisers Franz Joseph I. in Rumänien (September 1896).

Wie innig und fest die Liebe zur Dynastie beim rumänischen Volke eingewurzelt, zeigten die düsteren Maitage des Jahres 1897, in denen der Erbe der Krone, Prinz Ferdinand, von schwerer Krankheit befallen worden war. Tiefe Traurigkeit umfing das ganze Land, jeder Tag brachte neue Beweise der Liebe und Verehrung für das bang harrende Königspaar, für den Erkrankten und seine Familie. Die aufrichtige Hingebung und Dankbarkeit des gesamten Volkes zeigte sich in ungeahnter Weise; es gab damals nur ein Gesprächsthema und nur einen Wunsch, und wie von lastendem Druck atmeten die sich schweigsam vor dem Bukarester Palais zu vielen hunderten Drängenden auf, als eines Abends der König auf den Balkon trat und mit ergriffener Stimme verkündete: „Baiatul merge mai bine!" („Dem Jungen geht es besser!")

In innig rührenden Worten dankte der König bald darauf seinem Volke: „Rumänen! In den Augenblicken schwerer Prüfungen, die wir während der gefährlichen Krankheit meines geliebten Neffen durchzumachen hatten, sammelte sich mein treues Volk in einem einzigen Gedanken um mich und sandte heiße Gebete empor zum Allmächtigen für die Lebensrettung des Thronfolgers, der berufen ist, die große und schöne Last auf sich zu nehmen, welche die Nation mir anvertraut hat. — Ergreifend waren die Sympathiekund-

Die Alm der Königin Elisabeth oberhalb des Schlosses Pelesch.

gebungen, rührend die Beweise innigster Teilnahme, die in jenen Tagen des Bangens aus allen Schichten der Gesellschaft bis zur letzten Hütte hinab kamen. Das ganze Land war wie von heftigem Schauer ergriffen und teilte unsere Sorgen; die Gedanken verdüsterten sich durch die drohende Gefahr, es könnte eine ununterbrochene Arbeit eines halben Jahrhunderts so schwer heimgesucht werden. Diese aus den warmen Herzen des Volkes hervorgegangenen Gefühle, die übereinstimmende Hingebung in der für die Zukunft des Staates so gefährlichen Stunde, waren für uns der süßeste Trost, ein neuer Sporn für mich, unentwegt über den Geschicken Rumäniens zu wachen, für meine

Kaiser Franz Joseph mit der königlichen Familie auf der Alm der Königin (30. September 1896).

Nachfolger aber eine kraftvolle Veranlassung, sich stets würdiger zu zeigen so vieler Liebe und so vieler Ergebenheit. — Heute, wo die tiefe Wissenschaft und die Unermüdlichkeit der Aerzte unseres Landes die Krankheit besiegt und unsere Herzen wieder belebt haben, erfülle ich mit Freuden die heilige Pflicht, allen zu gestehen, daß nur die Treue, mit der mein geliebtes

König Karl in St. Petersburg (Juli 1898).

Volk sich um mich scharte, mein Bangen in jenen schmerzlichen Augenblicken zu erleichtern vermocht hat. — Tief und grenzenlos ist die Anerkennung, welche mein Herz, sowie das der Königin und der Prinzessin Maria, um dieser zärtlichen und zahllosen Beweise von Liebe willen erfüllt: dieselben haben zwischen Land und Thron neue und unvergängliche Bande gewoben. Wir alle gehen gestärkt aus dieser Prüfung hervor; das Land vertrauensvoller auf die Zukunft, ich aber stolzer auf mein Volk, das mich in diesen Tagen gren-

zenloser Verzweiflung für die Arbeit meines ganzen Lebens reich entschädigt hat."

In der Begleitung des Prinzen Ferdinand unternahm im Juli des nächsten Jahres, 1898, König Karl, einer Einladung des Kaisers Nikolaus II. folgend, eine

König Karl in der Uniform seines russischen Infanterie-Regiments Wologda No. 18.

vierzehntägige Reise nach Rußland, und überall auf den einzelnen Stationen, auf denen sein Zug hielt, waren die alten Krieger, die unter seiner Führung vor Plewna gekämpft, zusammengeströmt, um dem König ihre freudigsten Huldigungen darzubringen. Auch mit den hohen Offizieren gab es manch erinnerungsvolles Wiedersehen, so in Warschau mit dem Generalgouver-

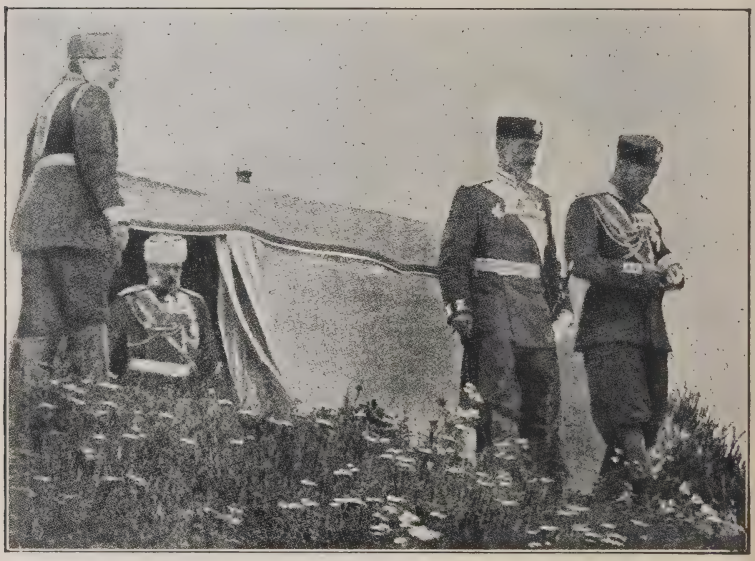
neur Fürsten Imeritinsky, der vor Plewna Generalstabschef des Königs gewesen, und welcher bei dem zu Ehren des Herrschers veranstalteten Festmahle in kernigen Worten das Wohl auf den König, als auf den Oberbefehlshaber der russisch-rumänischen Armee, „der uns zum Siege geführt", ausbrachte.

Seitens des Kaisers und dessen Angehörigen wurde der König in Peterhof auf das herzlichste empfangen, und mit besonderer Genugtuung begrüßte es der König, daß ihm der Kaiser das russische Regiment Wologda, das vor Plewna im Verein mit den Rumänen mehrfach tapfer vorgedrungen, verlieh. Bei der großen Parade im Lager von Krassnoje-Sselo führte Kaiser Nikolaus dem König seine erlesensten Truppen vor, die kaiserlichen Garden und das I. Armeekorps in Stärke von 35 000 Mann, welcher glänzend verlaufenen Heerschau neben sämtlichen in Petersburg anwesenden Großfürsten die Kaiserin, die Königin von Griechenland und die Großfürstinnen beiwohnten. Bei dem auf dem Paradefelde veranstalteten Festmahl betonte König Karl in Erwiderung des auf ihn von Kaiser Nikolaus ausgebrachten Trinkspruches in wärmster Weise, wie es ihn stets mit Stolz erfüllt habe, daß er dieses schöne Gardekorps, welches er soeben wiederum bewundert, einst in schweren Tagen vor dem Feinde befehligt habe auf blutgetränktem Boden, auf dem es seine kriegerischen Eigenschaften in so hervorragender Weise bewiesen.

Dieser glanzvollen militärischen Veranstaltung folgte ein prunkendes Fest auf den Inseln des Parkes von Peterhof mit stets sich überbietenden Ueberraschungen, die an die Märchen von Tausend und eine Nacht gemahnten. Einen freudigen Empfang bereitete die Einwohnerschaft von St. Petersburg dem König, als er zu Schiff die Stadt an der Newa besuchte, zur Peter Pauls-Festung fahrend, um an den schlichten Sarkophagen der Kaiser Alexander II. und III. sowie

König Karl und Kaiser Nikolaus II. bei der Parade in Kraßnoje-Sselo (18. Juli 1898).

des Großfürsten Nikolaus, mit denen er schwere Lebenstage durchgemacht, in treuem Gedenken und stillem Gebet Blumenspenden niederzulegen. Dann ging es zu dem zur Erinnerung an den russisch-türkischen Krieg errichteten Denkmal, an welchem sich zahllose alte Krieger versammelt hatten, das ihnen vom Könige

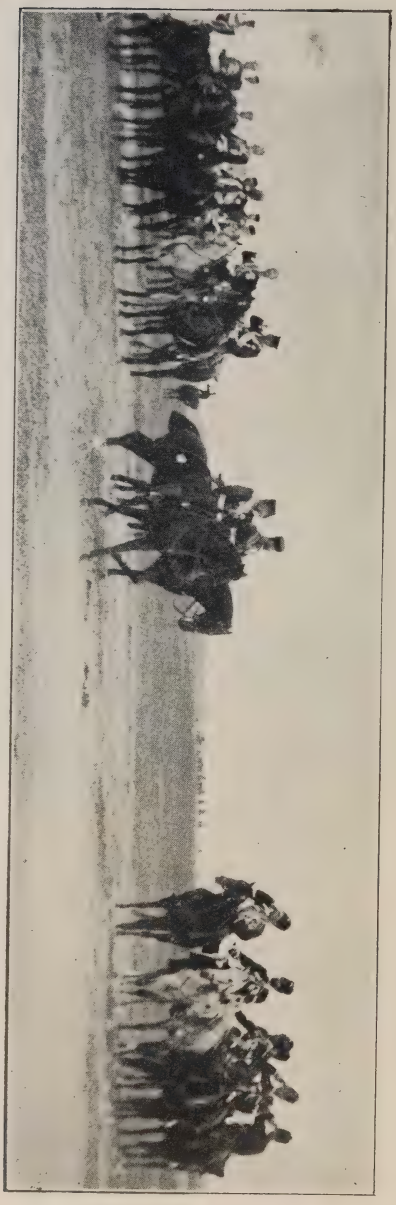


König Karl und Kaiser Nikolaus II. auf dem Paradefeld von Kraßnoje-Sselo (18. Juli 1898).

verliehene Donaukreuz auf der Brust, in erhebender Weise dem König huldigend, der sie, elf Jahre zuvor, zu Sieg und Ruhm geführt. Auch bei dieser Gelegenheit, wie bei manch folgender auf russischem Boden, so in Moskau, wo der König den Kreml bewohnte, in Wilna, Kiew etc., bereitete es dem Herrscher eine frohe Genugtuung, mit den alten Waffengefährten zusammen zu sein, mit ihnen das Gedächtnis jener großen Zeit von neuem zu beleben, in der Russen und Rumänen Schulter an Schulter gekämpft, und große Erinnerungen auszutauschen.

Im gleichen Jahre ward Rumänien und seinem Herrscher auch deutscherseits warme Anerkennung gezollt von weithin sichtbarem Platze, hob doch am 12. Dezember Graf Bülow, der früher deutscher Gesandter in Bukarest gewesen, als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in einer die Beziehungen Deutschlands zum Orient behandelnden Reichstagsrede mit besonderer Befriedigung hervor, wie sehr der rumänische Staat König Karls I. einen bedeutsamen Faktor der Ordnung, des Fortschritts und der Kultur auf der Balkanhalbinsel bilde: „unter der weisen Leitung seines erleuchteten Fürsten".

Was Rumänien auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in den letzten Jahrzehnten geleistet, brachte es in eindrucksvollster Weise auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 zur Anschauung, und zwar in einem großartig angelegten, sorgfältig ausgeführten Palast, der mit seiner Hauptkuppel und seinen beiden seitlichen Glockentürmen, den bunten und gewählten Außenverzierungen, dem umfassenden und doch dem Ganzen würdig angepaßten dekorativen Beiwerk den Stil der rumänischen Kirchenbauten des 16. und 17. Jahrhunderts vortrefflich verkörperte. In erschöpfender Zusammenfassung wurde hier den internationalen Besuchern die Leistungsfähigkeit der jungen rumänischen Industrie gezeigt, daneben die große Bedeutung der Landwirtschaft und der Krondomänen. Aber auch das geistige und kulturelle Leben der Nation ward eingehend veranschaulicht, das Blühen des Kunstgewerbes und die Haustätigkeit der Frauen, daneben kamen Schulwesen, Buchhandel, Wissenschaften und Wohlfahrtspflege ebenso zu Ehren, wie der Ausbau der Eisenbahnen, Chausseen und Hafenanlagen. Besonderes Gewicht war auf die Darstellung der Wehrkraft des Landes gelegt, dessen Bodenschätze, wie Metalle, Salz, Kohlen, Petroleum usw., man auf das genaueste in ihrer Gewinnung und Verwertung kennen lernte.



König Karl und Kaiser Nikolaus II. auf dem Paradefelde von Kraßnoje-Sselo (18. Juli 1898).

Leider brachte das gleiche Jahr durch eine siebenmonatige, ununterbrochene Dürre, die eine vollständige Mißernte zur Folge hatte, dem Staate eine sehr ernste wirtschaftliche Krisis, die naturgemäß auch die Finanzlage und damit den Staatskredit erheblich erschütterte, denn binnen zwei Jahren belief sich das Budgetdefizit auf über 70 Millionen Francs. Der so schweren augenblicklichen Notlage suchte man zu steuern, indem die Regierung, dank der zur silbernen Hochzeit des Königspaares begründeten „Königin Elisabeth-Stiftung", 120 000 Hektoliter Mais kaufte und sie zur Verteilung brachte, teils unentgeltlich, teils darlehnsweise, ebenso Staatgut, das die Bauern erhielten.

Auch durch Notstandsbauten im Straßenwesen wußte man die brachliegenden Arbeitskräfte zu beschäftigen und veranlaßte die umfassendsten Aufforstungen, um die klimatischen Verhältnisse zu bessern. Das im Februar 1901 zustande gekommene liberale Ministerium, welches das konservative abgelöst, war unter D. Sturdzas Führung bestrebt, ein sorgsam angelegtes Sparsystem durchzuführen, was auch in zufriedenstellender Weise gelang. Das Budget wurde erheblich ermäßigt und eine gewisse Grenze gezogen, um Ueberschreitungen zu vermeiden. Der König ging auch hier mit seinem Beispiel voran, indem er seine Zivilliste herabsetzen ließ, den Beamten und Offizieren wurde vorübergehend das Ge-

Vorbeiritt des Kaisers Nikolaus II. von Rußland und der Großfürsten vor König Karl bei Krassnoje-Sselo (18. Juli 1898).

halt gekürzt, sodann ein neues, das Budget erleichterndes Pensionsgesetz durchgeführt. So erzielte

Fürstin Josephine von Hohenzollern mit dem Prinzen Carol und der Prinzessin Elisabeth.

man bereits im ersten Jahre einen Ueberschuß von 21, im zweiten von 31 Millionen Francs und konnte durch andere finanzielle Einrichtungen, ohne neue Steuern und

Anleihen, die erwähnte Schuld von 71½ Millionen Francs bezahlen, sogar noch Gelder flüssig behaltend für dringende Arbeiten und für die Armee.

Dies für Rumänien so unheilvolle Jahr 1900 sollte auch König Karl den schwersten Verlust zufügen durch den am 19. Juni erfolgten Tod der heißgeliebten Mutter, der Fürstin Josephine, die ihn immerdar mit treuester Liebe und rührendster Sorgfalt umgeben. Zweimal hatte der König die innige Genugtuung gehabt, seine Mutter auf rumänischem Boden begrüßen zu können, in den Jahren 1881 und 1887, in jeder Stunde bestrebt, ihr den Aufenthalt so sonnig wie möglich zu gestalten und ihr mit Stolz zeigend, was er für das Land zu leisten vermocht und welchen Aufschwung letzteres unter seiner Regierung genommen.

In weichen, stimmungsvollen Zügen zeichnet uns Königin Elisabeth das rührende Bild der Fürstin Josephine in ihren Erinnerungen, die ihre Schilderungen „Rheintochters Donaufahrt" eröffnen: „An der jungen Donau stand ich in Sigmaringen und dachte daran, wie die Kinder aus diesem Schlosse ausgezogen in die weite Welt und wie das zärtliche Mutterherz geblutet hat. In Sigmaringen waren sie alle geboren, diese selten schönen Kinder, mit den offenen regelmäßigen Zügen und dem ernsten edlen Herzen, denn ernst waren sie alle, die Hohenzollernkinder, wie ihre Heimat, die auch nicht lachend ist, wie der Rhein, sondern etwas außerordentlich Ernstes hat." Die Königin berichtet dann des weiteren von den schweren Schicksalsschlägen, welche die Fürstin betroffen, die so früh ihre Tochter Stephanie und den dritten Sohn Anton verlieren mußte, während sie den zweiten Sohn an die Fremde, das ferne Rumänien, abgab: „Sie trug ihr Leid so still, so schweigsam, niemand erfuhr, wie es in ihrer Seele wühlte, während sie zwei Kinder an den Tod und das dritte ans Leben abgab. — Ja, die arme, arme Mutter! Wie still, wie sanft hat sie das unendliche Weh ge-

tragen! Nie hat man eine Klage von ihren Lippen gehört! Sie hat ihre Kinder an die Ewigkeit abgegeben und hat geduldig des Wiedersehens geharrt; mir schien es oft, daß ihr fast noch härter war, den Sohn zu entbehren, der im Leben so schweren Stand hatte und so

König Karl in der Uniform seines preußischen Dragoner-Regiments König Karl I. von Rumänien, (1. Hanov.) No. 9 (1901).

heiße Kämpfe durchmachen mußte! Wie war sie stolz auf ihn! Sie sagte mir: „Ach, ich könnte Dich darum beneiden, daß Du bei ihm sein kannst, ich würde mich ganz still in eine Ecke setzen, ihn gar nicht stören bei seiner Arbeit, aber ihn ansehen, so viel ich wollte!“ — Sie meinte, daß ich eigentlich etwas versäumte, in-

dem ich meinen eigenen Beschäftigungen nachging, statt das Glück zu genießen, ganz still bei ihm zu sitzen und ihn ansehen zu dürfen, wofür sie viele Lebenstage hingegeben hätte. „Nicht wahr, er ist immer noch sehr schön," sagte sie, ihm mit ihrer

König Karl in der Uniform seines K. u. K. Infanterie-Regiments Karl I. König von Rumänien Nr. 6 (1901).

Lorgnette nachsehend, wenn er dahin ging, „nicht wahr, er sieht doch noch sehr jung aus! Hast Du ihn lieb?" — Ach, wer sollte diese Mutter und diesen Sohn nicht lieb haben! Ich entgegnete ihr, ich hätte ihn ja nur geheiratet, weil er ihr Sohn war! Denn ich vergötterte sie schon längst, ehe ich ihn kannte!" — Mit immer erneuter tiefster Freude hatte die Fürstin Josephine die Erfolge ihres teuren Sohnes verfolgt, und

Drei Generationen (22. Mai 1902).

Prinz Ferdinand. König Karl.

Prinz Carol.

mit zärtlicher Liebe hatte sie, wenn sich Gelegenheit dazu gefunden, die Kinder des prinzlichen Paares, Carol und Elisabeth, bemuttert, die an der auch im Alter noch so schönen und zarten fürstlichen Frau mit innigster Liebe hingen. —

Das Jahr 1902, dessen 22. Mai besonders festlich begangen wurde, auch durch eine die drei Generationen der Dynastie vereinende Parade, brachte die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der großen kriegerischen Ereignisse, an denen unter der Führung ihres Herrschers die rumänische Armee so ruhmvoll teilgenommen. König Karl benutzte das Jubiläum, um, einer Einladung des Fürsten Ferdinand folgend, die bulgarischen Stätten aufzusuchen, auf denen er seine und die russischen Truppen zum Siege und zum Ruhme geführt. Diese Reise des Königs war insofern auch von politischer Tragweite, als gerade in den letzten Jahren zwischen Rumänien und Bulgarien eine zu gewissen Zeiten recht ernste Spannung bestanden hatte wegen bestimmter bulgarischer Umtriebe, die engen Zusammenhang hatten mit den makedonischen Bestrebungen des Zentralkomitees in Sofia.

In Rustschuk empfing am 11. November Fürst Ferdinand von Bulgarien den König, ihn froh bewillkommnend unter dem brausenden Jubel einer von überall herbeigeströmten Bevölkerung, und brachte bei dem folgenden Festmahl einen Trinkspruch auf den König aus, hervorhebend, daß dessen Besuch in diesem Augenblick um so wichtiger sei, als er mit dem 25. Jubiläum der Befreiung zusammenfiele, an welcher der König und das rumänische Heer auf den Schlachtfeldern zwischen Donau und Balkan einen so glorreichen Anteil genommen: „Wir Bulgaren bewahren eine dankbare Erinnerung daran."

Der König erwiderte mit dem Ausdruck des herzlichen Dankes für den warmen Empfang seitens des Fürsten, der Armee, der Bevölkerung und der Stadt

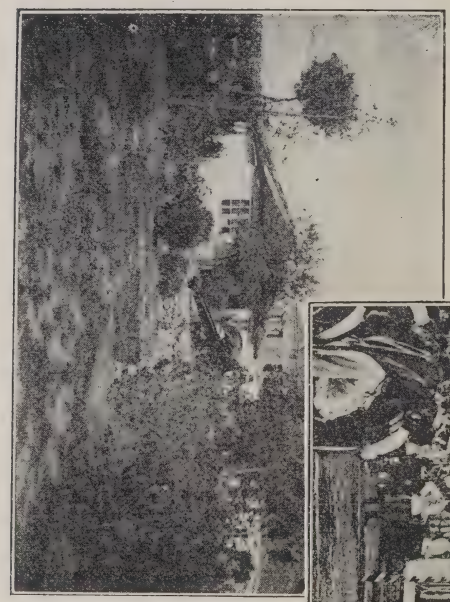
König Karl mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien in Bukarest (13. November 1902).

Rustschuk, deren Entwickelung seine Bewunderung hervorgerufen habe. Diese sei nur möglich gewesen dank dem Befreiungskriege vor 25 Jahren; er freue sich, die Erinnerung daran jetzt zu begehen und begrüße die Verbesserung der Beziehungen zwischen beiden Nationen.

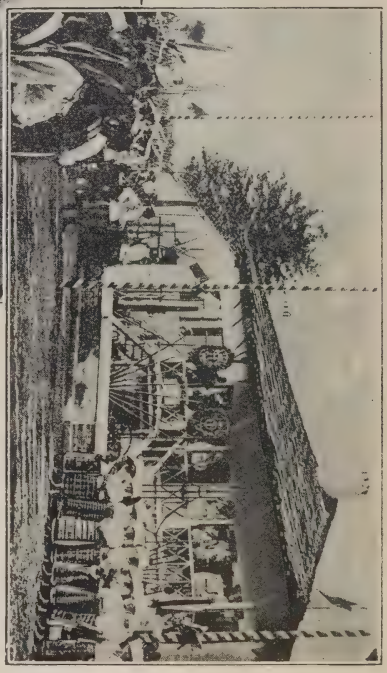
In tiefer Erschütterung betrat der König jene Ortschaften, in denen er vor einem Vierteljahrhundert in verantwortlichster Stellung geweilt und deren Namen immerdar verknüpft sind mit den großen Ruhmesblättern seines Lebensbuches. In Poradim besuchte er das Häuschen, das ihn wochenlang beherbergt, vor demselben eine Eiche zur Erinnerung pflanzend, und in Plewna weilte er in dem genau erhalten gebliebenen Hause, in welchem Kaiser Alexander II. seinen Wohnsitz nach der Einnahme der Stadt genommen und in dem ihm der verwundete Osman Pascha seinen Säbel überreichte, den ihm der Kaiser, an dessen Seite sich Fürst Karl befand, als Zeichen seiner Anerkennung zurückgab.

Bei dem in diesem schlichten Gebäude veranstalteten Mahle hielt König Karl, sich an den ihn begleitenden Fürsten Ferdinand wendend, folgende Rede: „Ich danke Ew. Königlichen Hoheit, daß Sie mir die große Freude verschafft haben, mit Ihnen die Schlachtfelder von Plewna wiederzusehen, auf denen sich das Schicksal des Krieges von 1877 entschieden hat. Ich habe tiefe Bewegung empfunden, als ich den Fuß auf diesen geheiligten Boden setzte, der von dem Blute von tausenden von Tapfern getränkt ist, an deren Spitze ich stolz war, mich zu befinden. Hier ist es, wo ich die hohen militärischen Eigenschaften der russischen Armee schätzen konnte, und wo meine Armee ihre ersten Lorbeeren pflückte. Die Gräber, welche die Stadt umgeben, sind die sichtbaren Zeichen der blutigen Kämpfe, die nach langen Anstrengungen von dem Siege der verbündeten Armeen gekrönt waren. Es ist gerade ein

Vierteljahrhundert, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Plewna gerichtet war, dessen Fall mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde, während



Einweihung des Museums in dem vom Fürsten Karl während des Feldzuges 1877/78 bewohnten Hause in Poradim.



Das vom Fürsten Karl während des Feldzuges 1877/78 bewohnte Haus in Plewna.

man gleichzeitig die heldenmütige Verteidigung Osman Paschas bewunderte. Die Geschichte hat in der Folge die glänzenden Waffentaten verzeichnet, deren Andenken um so tiefer in das Herz unseres Volkes ge-

graben sein wird, als sie für Bulgarien die Aufgabe erleichtert haben, einen monarchischen Staat zu gründen und für Rumänien, seine stählerne Krone zu schmieden. — Ew. Königliche Hoheit haben, als Sie mir in Person, umgeben von diesen tapfern Offizieren, die sich auf den Schlachtfeldern ausgezeichnet haben, die Insignien Ihres militärischen Ordens „Für Tapferkeit" übergaben, mich versichern wollen, daß Ihr Volk meiner Armee ein dankbares Andenken bewahren wird. Die huldreiche Aufmerksamkeit von damals sowie diese Versicherungen haben mich lebhaft gerührt, ebenso wie der enthusiastische und sympathische Empfang, den die Stadt Plewna mir vor 25 Jahren als Sieger, und heute als aufrichtigen Freund des Souveräns von Bulgarien bereitet hat. Indem ich Ew. Königlichen Hoheit für die zahlreichen Beweise der Zuneigung und für den warmen Empfang danke, den ich in diesen für mich so denkwürdigen Tagen gefunden habe, erhebe ich mein Glas zu Ehren der bulgarischen Armee, die, obgleich noch jung, doch schon Beweise der Tapferkeit erbracht hat. Aber vor allem trinke ich auf die Gesundheit ihres obersten Chefs, Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten von Bulgarien."

In seiner Erwiderung setzte sich Fürst Ferdinand im Geist in die große Zeit vor einem Vierteljahrhundert zurück: „Ich sehe dieses historische Plewna, das fünf Monate hindurch die leidenschaftliche Aufmerksamkeit der russischen und der rumänischen Nation gefangen hielt, dieser beiden Völker, deren tapfere Söhne hier ihr Blut im Namen des größten christlichen Prinzips, der Emanzipation eines Brudervolkes, vergossen haben. Ich sehe die große Gestalt des Czar-Befreiers in Gornja, Poradim, Bogot und Studina, wo er, die Leiden seiner Soldaten teilend, sie durch sein Beispiel zu den schönsten Akten der Tapferkeit ermutigte. Ich sehe die tapferen russischen und rumänischen Regimenter, wie sie unter dem geschickten Kommando Ew. Majestät

jene hohen Waffentaten vollbringen, welche die Geschichte stolz ist, in ihren Annalen zu verzeichnen. Ich sehe endlich die Armee Ew. Majestät, wie sie sich glorreich als Opfer bei Griwitza und Opanetz darbietet, diesen historischen Orten, welche immer die Zeugen der Opfer bleiben werden, die das stets befreundete rumänische Volk für die Freiheit Bulgariens gebracht hat. In Plewna, an dem Platze selbst, wo die Krone des Sieges der von

Haus Kaisers Alexander II. in Plewna.

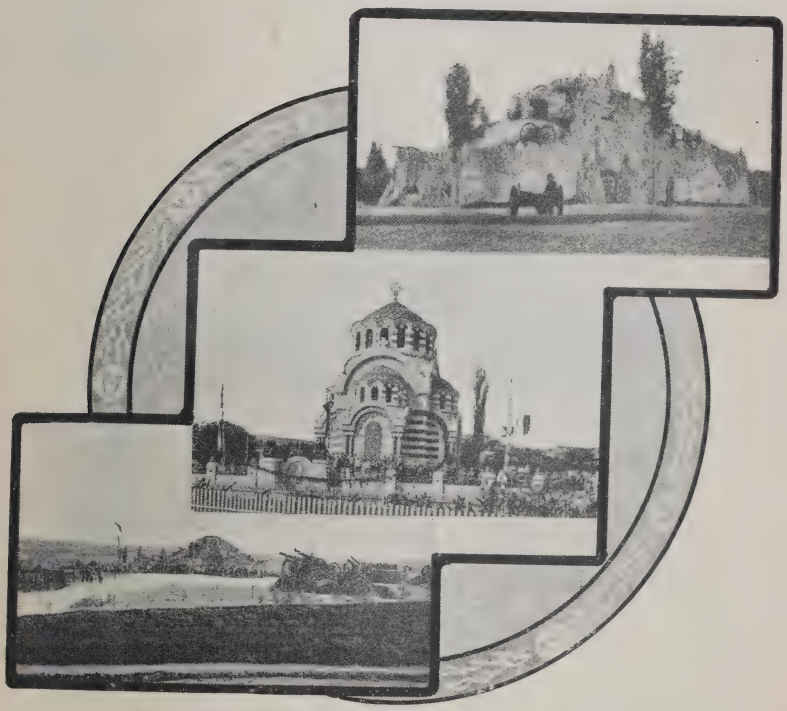
Die Skobelew-Redoute bei Plewna.

Ew. Majestät so würdig kommandierten Armee errungen wurde, bin ich glücklich, Ew. Majestät die Dankbarkeit meines Volkes ausdrücken und wünschen zu können, daß der Sieg immer die tapfere rumänische Armee begleite. Ich erhebe mein Glas auf die Gesundheit Ew. Majestät, des edlen Chefs der ruhmreichen rumänischen Armee. Hurra!"

Auf dem Schlachtfelde von Griwitza wohnte der König in der dort in Form einer Kathedrale errichteten, stimmungsvollen rumänischen Gedächtniskapelle, in deren Gruft die Gebeine so vieler tapferer Kämpfer

aufbewahrt sind, dem Gottesdienst bei, inmitten einer großen Volksmenge und vieler jener Männer, die Zeugen des einstigen blutigen Ringens gewesen.

Von Plewna aus sandte der König eine Depesche an Kaiser Nikolaus von Rußland: „Auf dem Schlacht-



Erinnerungsstätten in Plewna. In der Mitte die den gefallenen russischen Kriegern geweihte Kapelle.

felde von Plewna weilend, gedenke ich heute mit tiefer Bewegung der unvergeßlichen Zeit, in der ich mich an der Seite des Kaisers Alexander, des erhabenen Großvaters Ew. Majestät, befand und Tag für Tag die Wechselfälle der denkwürdigen Kämpfe mit ihm teilte, die nach langen Anstrengungen durch den glänzenden Sieg am 10. Dezember beendet wurden. Ich habe heute

als Zeichen meiner dankbaren Gefühle auf dem Grabe der tapferen russischen Soldaten, die ich unter meinem Kommando zu haben die Ehre hatte, einen Kranz niedergelegt. Ich freue mich, bei dieser feierlichen Gelegenheit Ew. Majestät die Versicherung meiner lebhaften Sympathie und aufrichtigen Anhänglichkeit erneuern zu können."

Kaiser Nikolaus antwortete aus Livadia folgendermaßen: „Ich bin von den Gefühlen, die Ew. Majestät

Die den gefallenen rumänischen Kriegern geweihte rumänische Kapelle in Griwitza.

mir bei dem Besuch des Schlachtfeldes von Plewna auszudrücken die Güte hatten, tief gerührt, und ich weiß aus dem Grunde meines Herzens die Huldigung zu schätzen, die Ew. Majestät den Opfern der heroischen Kämpfe darzubringen geruht haben, welche die Epoche der Brüderschaft der russischen und der rumänischen Armee mit unauslöschlichem Ruhme gekrönt haben. Ich bitte Ew. Majestät, mit dem Ausdruck meines Dankes die aufrichtige Versicherung meiner herzlichen und unveränderlichen Anhänglichkeit entgegenzunehmen."

In seiner schlichten, würdig eindrucksvollen Art gedachte der König später in einem in der rumänischen

Denkmal zur Erinnerung an die Eroberung der Griwitza-Redouten seitens der rumänischen Truppen.

Akademie in Bukarest gehaltenen Vortrage über Nikopolis jenes Besuches der geschichtlichen Stätten: „Ein Vierteljahrhundert später, in dem Jahre, als das Land

die fünfundzwanzigste Wiederkehr dieser Ereignisse feierte, habe ich die unschätzbare Freude gehabt, das Schlachtfeld von Plewna in der Begleitung Fürst Ferdinands von Bulgarien wiederzusehen. Mit tiefer Bewegung betrat ich den Boden, der mit dem Blute unserer Tapferen besprengt und dadurch geweiht ist. An der Schwelle der Kapelle, zu ihrem Andenken errichtet, empfing uns der Metropolit von Wratza mit einer ergreifenden Ansprache: „Erhebet euch aus euren Gräbern", so sagte er und wies auf das Schlachtfeld, wo die Gefallenen ruhten, „erhebt euch, ihr Tapferen, schaut her, euer König ist gekommen, um euch für euren Opfertod zu danken!" Wie zu einer wahren Pilgerfahrt bin ich nach Griwitza ausgezogen, um mich in Liebe und Verehrung vor dem Grabmal jener würdigen Söhne des Landes zu verneigen, die ihr Leben für die Unabhängigkeit Rumäniens dahingegeben haben. Gegen Abend kam ich nach Samowit, wo mich der Bürgermeister und die Einwohnerschaft von Nikopolis empfingen, die mir ihren Dank für die Befreiung der Stadt noch einmal wiederholen wollten. Fürst Ferdinand hatte die Liebenswürdigkeit, mich auf seiner Yacht, die von unsern Kriegsschiffen begleitet wurde, nach Turnu-Magurele zu geleiten. Es war eine sternklare Nacht; der Mond spiegelte sich auf den ruhigen Wassern der Donau; die Schiffe ließen Silberfurchen auf ihnen zurück; in der Ferne, am Ufer, erhob sich Nikopolis, das in einem Meere von Licht schwamm, wie ein stolzer Markstein aus vergangenen Zeiten. — Dieser zauberhafte Anblick weckte in mir Bilder der eigenen Vergangenheit: vor mir erstand meine Jugend, die ich an den Quellen des großen Stromes verlebt, auch die Geschichte meines Hauses; vor allem aber erinnerte ich mich an das Schicksalsbuch unseres teuren Rumäniens, in das unsere Kämpfer ein unvergängliches Blatt geschrieben haben." —

Auch auf einer zwei Jahre später seitens des

Königs und seiner Gemahlin, wie des prinzlichen Paares, letzteres von seinen beiden ältesten Kindern begleitet, unternommenen Donaufahrt wurden vielfach die Erinnerungen neu belebt an jene große Zeit, welche Rumänien die Unabhängigkeit und das Königtum gebracht. Eine lebhafte und farbenreiche Beschreibung jener Reise verdanken wir der Königin in ihren bereits erwähnten liebenswürdigen Schilderungen: „Rheintochters Donaufahrt", in der sie uns von diesen jubel-

Königliche Yacht „Orient" auf der Donau.

durchbrausten Tagen, die dem Königspaare so zahlreiche und aufrichtige Huldigungen gebracht, erzählt. Die auf der königlichen Yacht „Orient" unternommene Fahrt ging zunächst von Turnu-Severin die Donau aufwärts bis zum Kasanpasse und dann stromabwärts bis zur Donaumündung: „Am Ufer entlang die Bewohner all der Dörfer nah und fern, die Geistlichen segnen uns vom Ufer aus, es war ein wundervolles Bild; überall, wo ein Triumphbogen erschien und man Hurra rufen hörte, wurde langsamer gefahren und so nah am Ufer als irgend möglich, damit man die Menschen sehen konnte, die sich Mühe gegeben hatten, zu kommen, um durch Triumphbögen ihre Freude kundzutun. An vielen Orten hatten sie, da es an Häusern und somit an Fenstern gebrach, ihre schönsten Teppiche aufgehängt an Waschleinen, nur damit Teppiche das Fest verschönern. In den Triumphbögen unser aller Bilder und Blumen, darunter das Schwenken der Hüte,

der Fähnchen, das Singen der Kinder, hier und da ein Schiff als Schmuck aufgehängt, von vielen Stellen Böllerschüsse."

In Calafat mußte der König dem Prinzen Carol auf das genaueste berichten, wie in unmittelbarer Nähe des Königs damals türkische Granaten eingeschlagen: „Der König erlaubte Carol, bei derselben Batterie Feuer zu kommandieren, und da krachten die Schüsse los, an derselben Stelle, wo er einst die drei Buchstaben

König Karl und Königin Elisabeth an Bord des „Orient".

ausgesprochen: „Foc!" („Feuer"), die Krieg bedeuteten und für uns Sieg oder Untergang. Wie oft sagte ich den anderen Frauen, die über die ausgestandene Angst jammerten, daß es für mich doch noch ganz anders schwer sei, da ich meinen Mann nur mit oder auf dem Schilde wiederkommen sehen durfte, denn eine Niederlage war in unserm Fall nicht zu überleben. — Carol glühte, sein Gesicht war wie im Feuer, vom Sonnenuntergang rosig beleuchtet, und sein Auge maß die Strecke zwischen Widin und Calafat, und er wunderte sich, daß man so

Prinz Carol an Bord des „Orient".

sicher hätte auf den König zielen können. Ich hätte gern den König allein gesehen mit dem Knaben, der einst in seine Fußstapfen treten soll und der hier geboren ist, also wie ein Eigentum des Volkes betrachtet wird. Hier standen aber immer Menschen und freuten sich, und Kinder sagten glühende patriotische Gedichte her.“ Aehnliche Erinnerungen erweckten die Ortschaften Lom-Palanka, Rahova, Corabia, Nikopolis, und die Königin gedenkt in ihrem Buche jener schauer-

König Karl und Prinz Ferdinand

lichen Nacht, die ihr Gemahl damals in Nikopolis verbracht bei 22° Kälte und den herzzerschneidenden Rufen der türkischen Gefangenen nach Brot: „Der König zeigte uns, wo er auf schwindelndem Pfade auf Glatteis hinaufgeritten, so schmal, daß ein Ausrutschen des Pferdes der sichere Tod gewesen wäre.“

In ihrer Beschreibung dieser gedenkreichen Donaufahrt zeichnet die Königin sehr anmutig das Wesen der beiden ältesten Kinder des Thronfolgerpaares: „Es war sehr interessant, die Kinder zu beobachten. Den kleinen ehrgeizigen Buben, der alles wissen wollte und sehr triumphierte, wenn ich mich geirrt, und er etwas sicherer gewußt als ich, und das kleine, verschlossene Mädchen Elisabeth, das in seiner unbewußten großen

Schönheit Märchen erzählt haben wollte, während von Schiffen und am Strande zugleich Hurra geschrien wurde und mir der Kopf nicht gerade nach Märchen stand, sondern ich das Tuch abwechselnd in beide

Die Königliche Familie am Kriegerdenkmal in Calafat.
(Mai 1904.)

Hände nahm, um das viele Winken aushalten zu können.“ — Weiter ging's dann den Strom hinunter; in Braïla, Galatz und an der Mündung des gewaltigen Flusses, in Sulina, wurde Aufenthalt genommen, und überall erneuerten sich die stürmischen Huldigungen, auch bei der Rückkehr nach Bukarest, wo eine un-

geheure Volksmenge das Königspaar erwartete, ihm begeistert zujubelnd.

Die Königin bemerkte in ihren Aufzeichnungen: „Es ist schwer, auf soviel Liebe von so vielen Tausenden mit einem einzigen Herzen zu antworten. Man fühlt, als könnte es springen, in dem Wunsche, auf alles mit derselben Kraft zu antworten, und man ist doch nur einer." Und der König richtete an den Ministerpräsidenten Sturdza ein Schreiben, in dem er der großen Eindrücke dieser Fahrt gedenkt und mit welcher Freude er sich überzeugte, wie sehr in Herz und Seele der jungen Geschlechter die erhabenen Daten eingeprägt sind, die das Königreich erhoben haben, und mit welcher Genugtuung er den Aufschwung der beiden Schwesterstädte Braïla und Galatz verfolgt: „Diese Fortschritte sind dem großen Eisenbahnnetze zu verdanken, das die Erzeugnisse der nationalen Arbeit mit Leichtigkeit zur Donau hinschafft und in dieser Weise die wirtschaftliche Bedeutung dieses mächtigen Stromes verzehnfacht und unseren Seehäfen ihre natürliche Bestimmung für den Fortschritt des Landes gab." — Indem der König des ferneren den Ministerpräsi-

König Karl in Taltscha.

denten bat, den wärmsten Dank des Königs öffentlich auszusprechen, schloß er: „Die Erinnerung an die Reise wird unauslöschlich in den jungen Herzen meiner Nachfolger bleiben, welche berufen sind, einstmals die Geschicke unseres teuren Rumäniens zu leiten. Ich aber kann stolz sein auf ein Volk, das mich mit soviel

Königin Elisabeth im Kreise von Schulkindern
(Donaufahrt, Mai 1904).

Liebe umgibt und mir Beweise von soviel Ergebenheit gibt, die ich mit gleicher Herzenswärme, mit den heißesten Wünschen beantworte, daß Gott nicht aufhören möge, seinen Segen auf dieses Volk auszuschütten."

Der Sommer dieses Jahres 1904 führte das Königspaar nach der deutschen Heimat, und zwar nach dem idyllischen Umkirch, wo der König in seinen Kinderjahren wiederholt bei seiner Großmutter, der Groß-

herzogin Stephanie von Baden, geweilt. Sie hatte ihm das Schloß mit schönem Park sowie das ausgedehnte Gut mit Wald und Feldern vermacht, welches Erbe der König nach dem Tode seiner Mutter angetreten. Von Umkirch aus besuchte der König mit seiner Gemahlin den Großherzog und die Großherzogin von Baden auf der lieblichen Insel Mainau im Bodensee, auf der so gern auch Kaiser Wilhelm geweilt. Von Jugend auf

Galatz (1904).

war das Königspaar mit Großherzog Friedrich und der Großherzogin Luise, der einzigen Tochter des großen Kaisers, durch innige Freundschaft verknüpft; im traulichen Beisammensein, dem letzten vor dem drei Jahre später erfolgenden Hinscheiden des Großherzogs, konnten viele gemeinsame teure Erinnerungen ausgetauscht werden.

Im Herbst dieses Jahres weilte das Königspaar, begleitet von dem Thronfolger, dem jungen Prinzen Carol und dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern, in Jassy, der alten Hauptstadt der Moldau, die das königliche Paar seit sieben Jahren nicht aufgesucht, und auch hier wurde es mit der gleich tiefen Begeiste-

rung empfangen, die sich wenige Monate zuvor so erhebend gelegentlich der Donaufahrt gezeigt. Auch dort, in der alten Hauptstadt der Moldau, hatte der König sein regstes Interesse bewiesen an der Wiederherstellung der denkwürdigen kirchlichen Bauten, so der Metropolie und des Gotteshauses Trei Jerarchi (Drei Heiligen), das auf seine Anregung und unter Gewährung der erforderlichen Mittel — allein in den letzten sechs Jahren spendete der König für die Wiederher-

Kirche Trei Jerarchi in Jassy.

stellung und den Bau von Kirchen $1^1/_2$ Millionen Francs aus seiner Privatschatulle — von Grund auf erneuert und im Innern auf das würdigste ausgeschmückt worden war.

Einen wichtigen politischen Erfolg errang im genannten Jahre die rumänische Regierung insofern, als der Sultan den in seinem Reiche wohnenden rumänischen Untertanen das Recht gewährte, eigene Zivilgemeinden und Organisationen zu bilden, wodurch viel

energischer, wie bisher, die auf türkischem, hauptsächlich makedonischem Boden lebenden Rumänen ihre Nationalität und Sprache wahren konnten, nachdem ihnen schon seit 1878 gestattet gewesen, eigene Schulen und Kirchen zu unterhalten. Diese neue größere Selbständigkeit der rumänischen Bevölkerung im Reiche des Halbmondes führte zu vielerlei Ausschreitungen seitens griechischer Elemente in Makedonien, welche die dortigen rumänischen Ansiedlungen als einen ge-

Innenwand der Kirche Trei Jerarchi in Jassy.

gewissen Bestandteil des Hellenentums betrachtet hatten, und in der Folge zu einer Entfremdung der rumänischen und griechischen Regierung, die nicht ohne Einfluß auf das Wirtschaftsleben der beiden Völker blieb, mehr zum Nachteile Griechenlands, später aber wieder beigelegt wurde.

Zu Beginn des Jahres 1905 trat ein Wechsel des Ministeriums ein; das unter D. Sturdzas Führung gestandene liberale wurde durch ein konservatives unter der Ministerpräsidentschaft G. Cantacuzinos abgelöst. Bei dieser Gelegenheit erwies sich in erfreulicher Weise die Stetigkeit der rumänischen Politik in den äußeren und wichtigsten inneren Fragen. Früher bedeutete ein Regierungswechsel eine erhebliche Aenderung in der Bestimmung der äußeren wie innerer.

Politik, wodurch ein gesundes Fortschreiten des Staates oft erheblich gehemmt wurde, da die neue Partei in allem so ziemlich das Gegenteil dessen tat, was ihre Vorgängerin getan hatte. Daß diese Verhältnisse der Vergangenheit angehören, bewies jener Ministerwechsel auf das deutlichste; nicht nur vollzog er sich in großer Ruhe, sondern die neue Regierung

König Karl mit dem Prinzen Ferdinand und dem Prinzen Carol vor der Kirche Trei Jerarchi in Jassy (1904).

übernahm auch die von der bisherigen eingegangenen Verpflichtungen in den bedeutsamen Fragen der äußeren wie inneren Politik; in der äußeren: Erhaltung des bisherigen Zustandes am Balkan, soweit Rumänien dazu beitragen kann, in der inneren: Festigung der Finanzen, Hebung des Bauernstandes, Förderung von Handel und Industrie und Besserung des Unterrichtswesens.

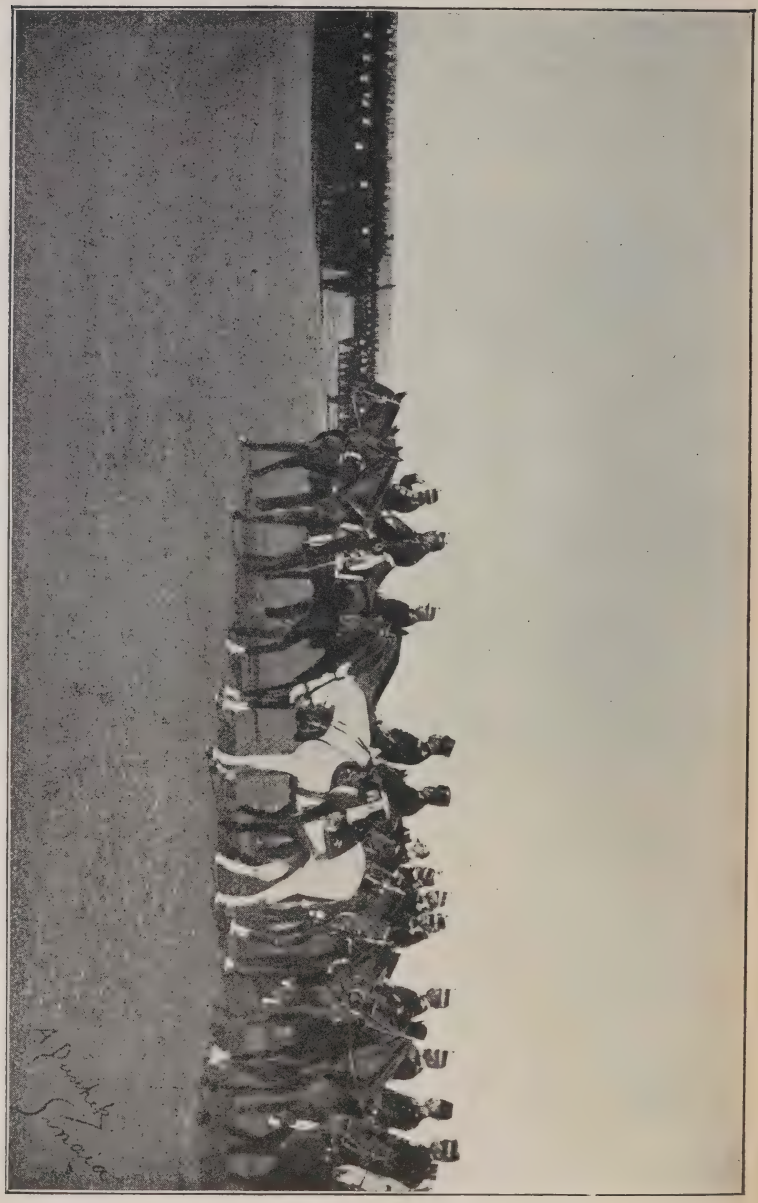
Der günstige Einfluß zeigte sich auch beim Budget des Jahres 1905—1906, das mit einem Ueberschuß von

4 Millionen Francs abschloß, ungeachtet infolge der Mißernten zahllose Millionen ausgegeben worden waren, um die notleidenden Bauern mit Mais zu unterstützen, und ferner bei der Ausgestaltung des Budgets für 1906—1907, das in den Einnahmen mit nahe 239 Millionen, in den Ausgaben mit nahe 234 Millionen ver-

König Karl mit ausländischen Offizieren beim Manöver. Rechts Erbprinz von Sachsen-Meiningen.

anschlagt ward. Ueber 44 Millionen Francs hiervon wurden für die Armee bestimmt, deren Schlagfertigkeit, Ausbildung und Ausrüstung der König stets mit unermüdlicher Sorgfalt überwachte und fortgesetzt überwacht. Die Manöver leitete er stets selbst, scheute keinerlei Anstrengungen, zögerte nicht mit scharfer Kritik, ließ es aber auch nicht an anspornendem Lob fehlen.

Der Mai des Jahres 1905 führte die königliche Familie nach Konstanza zur Einweihung des neuen großen Dampfers „Romania“ des rumänischen See-



König Karl auf dem Paradefelde.

schiffahrtsdienstes und der Legung des unterseeischen Telegraphenkabels Konstanza-Konstantinopel, letzteres eine von deutschen Unternehmern geschaffene neue Telegraphenlinie, die nicht nur von erheblichster Wichtigkeit für den internationalen Verkehr ist, sondern auch für die ersprießliche Entwicklung Konstanzas und für das wirtschaftliche Vorwärtsdringen Rumäniens nach dem Osten.

Durch die Feierlichkeit, welcher der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr Marschall von Bieberstein, und der deutsche Gesandte in Bukarest, Herr von Kiderlen-Wächter, beiwohnten, wurde die

Konstanza (1905).

Bedeutung Rumäniens als Durchgangsland für den kürzesten und direktesten Weg aus Mitteleuropa nach Kleinasien hervorgehoben; immer mehr gestaltet sich Rumänien als wichtiges Bindeglied zwischen Orient und Occident. Das betonte auch König Karl in seiner an Bord der „Romania" gehaltenen Rede: „Abermals hatten wir die Freude, ein neues und stolzes Schiff einzuweihen. Wir haben es „Romania" getauft, weil wir wünschen, daß dieser unserm Herzen so teure Name unausgesetzt im ganzen Orient erschalle, und daß er daran erinnere, daß das Königreich heute eine Macht ist, die nicht mehr bestritten werden kann. Unsere Standhaftigkeit, die Erfolge der Armee und die Opfer, die das Land sich auferlegte, haben uns die unbegrenzten Wege des Meeres eröffnet. In einem kurzen Zeit-

raume haben wir unsern Seeschiffahrtsdienst begründet, dessen Schiffe die Ehre haben, die nationale Flagge fern über die stürmischen Wogen des Ozeans zu tragen. Die Eisenbahnen, die Donaubrücke und der Hafen von Konstanza haben den internationalen Handel heran-

Das zur Erinnerung an die Vereinigung der Dobrudscha mit Rumänien errichtete Denkmal in Tultscha.

gezogen, und viele Staaten haben Sonderverträge mit dem Lande abgeschlossen, um ihren Transit zu erleichtern. Diesbezüglich müssen wir dem Deutschen Reiche dankbar sein, das seinen Telegraphen- und Postverkehr durch unser Land geleitet und uns in dieser Weise einen schmeichelhaften Beweis des Vertrauens in unsere Ver-

waltung gegeben hat. Man behauptet, daß die Zukunft auf dem Meere liegt; es mag so sein! In allen Fällen haben wir durch die Dobrudscha, diese Perle in der Krone Rumäniens, die Unabhängigkeit Rumäniens, freie Verbindungen mit der ganzen Welt und die Handelsmarine erworben. Fest überzeugt, daß es zusammen mit der Kriegsmarine sich überall würdig und stolz darstellen wird, wünsche ich dem neuen Schiffe Reisen voller Nutzen für das Land und unausgesetzt werden wir es mit dem Rufe begleiten: „Es lebe Rumänien!"

Und auf die Rede des Ministers der Oeffentlichen Arbeiten, J. Gradisteanu, in der letzterer warm das Interesse des Königs für die Seeschiffahrt hervorgehoben, erwiderte der König „Die Entwicklung, die unser See-Schiffahrtsdienst in den letzten Jahren gefunden hat, erfüllt mein Herz mit Freude. Durch diesen Dienst wird Rumänien das Durchgangsland zwischen Orient und Occident. Die rumänischen Schiffe, welche die Meere durchziehen, werden den rumänischen Namen bis in entfernte Länder tragen. Ich hoffe, daß wir außer unserer Handelsmarine auch eine Kriegsmarine haben werden, die dem Grade des Fortschrittes unseres Landes entspricht." —

Mit Recht konnte der König in seiner ersterwähnten Rede von der Dobrudscha als von der ‚Perle in der Krone Rumäniens' sprechen. In verhältnismäßig kurzer Zeit war dort ungemein viel geschaffen worden, tatkräftig und zielbewußt. Interessant ist es auch hier, aus der Vergangenheit Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen. Moltke bereiste im November 1837 jenes Gebiet, über das er, nachdem er kurz dessen geographische Lage erörtert, in einem seiner Briefe nach der Heimat schrieb: „Das ganze, wohl 200 Quadratmeilen große Land zwischen dem Meere und einem schiffbaren Strome ist eine so trostlose Einöde, wie man sie sich nur vorstellen kann, und ich glaube nicht, daß es

20 000 Einwohner zählt. Soweit das Auge trägt, siehst Du nirgends einen Baum oder Strauch; die starkgewölbten Hügelrücken sind mit einem hohen, von der Sonne gelbgebrannten Grase bedeckt, und ganze Stunden lang reitest Du über diese einförmige Wüste, bevor Du ein elendes Dorf ohne Bäume oder Gärten in irgendeinem wasserlosen Tal entdeckst. Es ist, als ob dies belebende Element in dem lockeren Boden versänke, denn in den Tälern sieht man keine Spur von dem trockenen Bett eines Bachs; nur aus Brunnen wird an langen Bastseilen das Wasser aus dem Grunde der Erde gezogen. — In der letzten Zeit hat der Krieg hier fürchterlich gehaust; gewiß ein Drittel der Dörfer, welche die Karten angeben, existiert garnicht mehr. — Die Kosaken, die früher auf diesem Boden wohnten, sind zu den Russen hinübergegangen, und es bleibt nur eine kleine gemischte Bevölkerung aus Tataren, Walachen, Moldauern, Bulgaren und wenigen Türken übrig.“ Moltke erwähnt dann der außerordentlich reichen Tierwelt, der vielen mächtigen Adler, die so dreist waren, daß man sie fast mit den Hetzpeitschen erreichen konnte, der zahllosen Völker von Rebhühnern und der großen Herden von Trappen, die sich beim Nahen schwerfällig vom Boden erhoben, während lange Züge von Kranichen und wilden Gänsen die Luft durchschnitten. Er fährt dann fort: „In diese öde Gegenwart ragen die Trümmer einer fast zweitausendjährigen Vergangenheit hinauf. Auch hier sind es die Römer, die ihren Namen mit unverlöschlichen Zügen dem Erdboden eingegraben haben. Der doppelte, an einigen Stellen dreifache Wall, den Kaiser Trajan von Cernawoda an der Donau hinter der Seereihe von Karasu weg, nach Küstendsche, dem alten Konstantia, am Schwarzen Meer zog, ist überall noch 8 bis 10 Fuß hoch erhalten; nach außen ist der Graben eingeschnitten, und nach innen liegen große, braune Steine, die eine mächtige

Mauer gebildet zu haben scheinen. Von Entfernung zu Entfernung rückwärts findet man die Spur der durchschnittlich dreihundert Schritt ins Geviert großen Kastra, deren Form und Eingänge noch vollkommen deutlich erhalten sind. Auch die Umwallung der römischen Stadt Konstantia ist noch da; sie lehnte mit beiden Flügeln an das steile Meeresufer und schnitt so die Landzunge ab, auf der die Stadt lag. Bemerkenswert ist das Fundament eines runden Turmes, von dessen Fuß ein Molo sich in die See erstreckt zu haben scheint. Säulenreste und zum Teil schön behauene Steine liegen überall umher, kurz, es ist fast soviel von der römischen wie von der türkischen Stadt übrig." Moltke besuchte auf dieser Reise auch die Ruine von Adam Kilissi: „Es ist eine kuppelartig gewölbte, solide Steinmasse, die früher mit Reliefs und Säulen bekleidet gewesen, deren Trümmer jetzt weit umher zerstreut liegen. Zwei verschiedene Versuche sind gemacht worden, in den Kern dieser harten Nuß zu dringen, aber beide vergeblich. Eine Art Stollen war mit unsäglicher Mühe bis unter das Fundament gedrungen, ohne etwas zu finden. Die Ruine zeigt nämlich nach außen jetzt nur jene bekannte Mischung von rohen Steinen mit mindestens ebensoviel jetzt steinhartem Kalke; aber mitten in dieser Masse steckt eine Art Kern aus mächtig behauenen Steinen. Wahrscheinlich ist das Ganze das Grabmal eines römischen Feldherrn." Letztere Vermutung trifft nicht zu, es handelt sich hier um ein Siegesdenkmal aus der Zeit des Trajan, dessen Fries man jetzt im Bukarester Museum findet, nebst mancherlei anderen Erinnerungsstücken des gewaltigen cylinderischen Turmes von 30 Meter Höhe bei 30 Meter Durchmesser.

Die Schilderungen Moltkes paßten auch noch auf die Dobrudscha, als sie 1878 von Rumänien in Besitz genommen wurde. Und was war in weniger wie zwei Jahrzehnten dort geleistet worden! Die Eisenbahn

durchschnitt das Land, das durch den Pfiff der Lokomotive aus seinem Dornröschenschlummer erweckt

König Karl mit dem Prinzen Carol und der Prinzessin Elisabeth (1904).

worden; städtische und dörfliche Ansiedlungen waren erstanden, besonders nach der bulgarischen Grenze zu durch die Niederlassung rumänischer Veteranen,

der Donau hatte man weite Ueberschwemmungsgebiete entrissen und sie fruchtbar gemacht, die kahlen Anhöhen waren aufgeforstet worden und man hatte hierdurch den Verheerungen des Flugsandes einen Damm gesetzt; das einst als reiches Getreideland gepriesene, während der Türkenzeit jedoch zu einer jammervollen Schilfeinöde gewordene Donaudelta war sorgsam kultiviert und durch fleißige Kolonisten besiedelt worden. Aus Konstanza aber, einem elenden türkischen Städtchen, war eine aufblühende Stadt mit regstem Hafenleben und stets wachsendem Schiffsverkehr geworden, mit bedeutendem Aus- und Durchfuhrhandel, ein Stützpunkt des europäischen Handels nach dem Orient. Erwähnt mag hierbei werden, daß heute in der Dobrudscha etwa 6000 Deutsche wohnen, die vor 70 bezüglich 30 Jahren aus Beßarabien eingewandert sind; sie wurden natürlich rumänische Staatsbürger, bewahrten sich aber die deutsche Sprache, Tracht und Sitte und widmen dem Kirchen- und Schulwesen besondere Pflege.

Der Frühling des Jahres 1905 war insofern noch von großer Bedeutung für die wirtschaftspolitische Entwicklung Rumäniens, als die Kammern den neuen deutsch-rumänischen Handelsvertrag annahmen, der, dank den hingebenden Bemühungen des deutschen Gesandten in Bukarest, Herrn von Kiderlen-Wächter, und des rumänischen Gesandten in Berlin, Herrn A. Beldiman, beiden Reichen zum dauerndem Vorteil diente. Die hier genannten diplomatischen Vertreter Deutschlands und Rumäniens waren jederzeit bestrebt, für enge freundschaftliche Beziehungen zwischen den von ihnen vertretenen Ländern Sorge zu tragen, was ihnen in erfolgreichster Weise gelang.

War 1905 für Rumäniens innere Kräftigung von besonderem Wert, so fügte es leider dem König den tiefsten Schmerz zu, indem es ihm, nachdem im Dezember des vorangegangenen Jahres sein Bruder Prinz

Friedrich verschieden, am 8. Juni seinen letzten Bruder entriß, den Fürsten Leopold von Hohenzollern, der ihm immerdar die treueste brüderliche Liebe und echteste Freundschaft erwiesen und der auch in dem engen, vertrauten Verhältnis zu dem König, in der innigsten Anteilnahme an seinen Geschicken und jenen seiner Familie wie des Landes, die Erbschaft des teuren Vaters angetreten und bis zum letzten Augenblick als heiliges Vermächtnis angesehen hatte. Immerdar wird man des Dahingeschiedenen als eines echten und rechten deutschen Fürsten gedenken, der stets groß und edel gehandelt und dessen Bild unvergänglich in den Seelen aller haften wird, die je zu ihm in Berührung getreten. Auch ihm ward später in Sigmaringen das verdiente Denkmal gesetzt, dessen Enthüllung der deutsche Kaiser beigewohnt.

Bei der Ende November 1905 erfolgenden Eröffnung der Kammern betonte der König zu Anfang der Thronrede, daß er, an der Schwelle seines vierzigsten Regierungsjahres stehend, beim Rückblick auf den zurückgelegten Weg, freudig bekunde, „daß das rumänische Volk, bei der Arbeit, die ich ihm gewidmet habe, in schweren wie in glücklichen Zeiten, mir mit unerschütterlicher Treue und Liebe geantwortet hat, so daß in diesen vierzig Jahren, Stunde um Stunde, sich für ewige Zeiten die Bande zwischen meiner Dynastie und der rumänischen Nation geschlossen haben.“ Der König ging dann des näheren auf die neuen Aufgaben der Kammer mit neuen Gesetzvorlagen ein, gedachte des guten Zustandes der Finanzen und der fortschreitenden Entwicklung der Industrie, erwähnend: „Wie groß aber auch die Fortschritte des rumänischen Staates sein mögen, sie werden keine ernsten Grundlagen haben, wenn wir uns nicht unaufhörlich mit der Festigung der Armee befassen. Ich bin überzeugt, daß Sie in wärmster Weise das Verlangen meiner Regierung aufnehmen werden, ihr die nötigen Mittel für die

Verbesserung unserer militärischen Ausrüstung zu geben.“ Und die Thronrede schloß, sich direkt an die Senatoren und Deputierten wendend: „Das Feld, das sich Ihrer Tätigkeit und Ihrem Patriotismus eröffnet, ist weit und schön. Die Art und Weise, wie Sie meiner Regierung in der ersten Session dieser Legislatur beigestanden sind, läßt in mir die Ueberzeugung aufkommen, daß auch diese Session eine der fruchtbarsten und der Erinnerung würdigsten sein wird. Gott segne Ihre Arbeiten!“

Druck der Hofbuchdruckerei HERMANN BERGMANN
:: :: Berlin SW 48, Friedrichstr. 225. :: ::

BINDING SECT. MAR 1 1976

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DR 255 L5 Bd.1
Lindenberg, Paul
König Karl von Rumanien

51

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 04 13 01 002 7